Simmelsamm...

Karl von Holtei

Digitized by Google

17594.12.10 (1-2)

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT WITH INCOME
FROM THE BEQUEST OF
HENRY LILLIE PIERCE
OF BOSTON

Digitized by Google

Simmelsammelsurium

aus

Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst

von

Karl von Holtei.

Erster Band.

„Ich liebe mir einen heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann
Der ist gewiß nicht von den Besten!"

Goethe.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1872.

Digitized by Google

Digitized by Google

Simmelsammelsurium.

Erſter Band.

Digitized by Google

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Brachvogel, A. E., Neue Novellen. 2 Bände. 8. . . . . 1½ Thlr.
— — Hamlet. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.
— — Der blaue Cavalier. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 3½ Thlr.
Habicht, Ludwig, Kriminal-Novellen. 8. . . . . ⅔ Thlr.
— — Der Stadtschreiber von Liegnitz. Histor. Roman. 3 Bände. 8. 1½ Thlr.
— — Irrwege. Erzählungen und Novellen. 2 Bände. 8. . . 1⅙ Thlr.
— — Zwei Höfe. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 5 Thlr.
Hoefer, Edmund, Neue Geschichten. 2 Bände. 8. . . . . 1⅓ Thlr.
— — Die gute alte Zeit. Erzählungen und Geschichten. 3 Bände. 8. 2 Thlr.
— — Zwei Familien. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
— — Aus Kriegs- und Friedenszeiten. 2 Bände. . . . . 3½ Thlr.
— — Land und See. Novellen. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.
— — Unter fliegenden Fahnen. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
Holtei, Karl von, Charpie. 2 Bände. 16. . . . . ⅔ Thlr.
— — Erlebnisse eines Livreedieners. Roman. 3 Bände. 8. . . 5 Thlr.
— — Kleine Erzählungen. 5 Bände. 16. . . . . 1⅔ Thlr.
— — Die Eselsfresser. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — Haus Treustein. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 2½ Thlr.
— — Vierzig Jahre. 6 Bände. 16. . . . . 4 Thlr.
— — Noch ein Jahr in Schlesien. Anh. zu „Vierzig Jahre." 2 Bde. 16. ⅔ Thlr.
— — Eine alte Jungfer. . . . . 1½ Thlr.
— — Der letzte Komödiant. Roman. 3 Theile in einem Bande. 16. 1 Thlr.
— — Kriminalgeschichten. 6 Bände. 16. . . . . 2 Thlr.
— — Christian Lammfell. Roman. 5 Bände. 16. . . . . 1¼ Thlr.
— — Nachlese. Erzählungen und Plaudereien. 3 Bände. 8. . . 4½ Thlr.
— — Noblesse oblige. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — Ein Schneider. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — Die Vagabunden. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
Illustrirte Ausgabe. 3 Theile in einem Bande. 8. . 1½ Thlr.
Krane, Fr. von, Reiter und Jäger. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.
Mügge, Theodor, Romane. Dritte (letzte) Folge. 10 Bände. 8. . . 15 Thlr.
— — Romane. Gesammt-Ausgabe. 33 Bände. 8. . . . . 16½ Thlr.
Paramenty, Lebenswege. Roman. 3 Bände. 8. Eleg. brosch. . . 4½ Thlr.
Sigmund Schott, Ansichten vom Leben. Ein Versuch. 8. Eleg. brosch. 1½ Thlr.
See, Gustav vom, Arnstein. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 5 Thlr.
— — Ost und West. (Gräfin u. Marquise 2. Abth.) Roman. 4 Bde. 8. 2 Thlr.
— — Heimathlos. Roman. 4 Bände. 8. . . . . 6 Thlr.
— — Vor fünfzig Jahren. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . 2 Thlr.
— — Die Egoisten. Roman. 2. Aufl. 4 Bände. 8. . . . . 2⅔ Thlr.
— — Herz und Welt. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.
— — Rancé. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.
— — Zwei gnädige Frauen. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . 2 Thlr.
— — Die Belagerung von Rheinfels. Roman. 2. Aufl. 2 Bände. 8. 1⅓ Thlr.
— — Valerie. Roman. 4 Bände. 8. . . . . 6 Thlr.
— — Von Rhein und Rhône. Novellen. 8. . . . . 1 Thlr.

Digitized by Google

Simmelsammelsurium

aus

Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst

von

Karl von Holtei.

Erster Band.

„Ich liebe mir einen heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten!“

Goethe.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1872.

Digitized by Google

48594.16.10 (1-2)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 20 1954

193
54.5
54

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

1. Vorwort 1
2. Faſching 5
3. Alexander Dumas 11
4. Frauenemanzipation 13
5. Gottesfurcht 20
6. Marienkultus 22
7. Verſchiedene Schreibart ähnlicher Wörter 25
8. Kleine Ausſprüche von großer Bedeutung 32
9. An General von Mutius 44
10. „Charpie," eine Anzeige 45
11. In Hannover 49
12. Druckfehler 54
13. Friedrich Rückert 57
14. Die Vagabunden 61
15. Ein excluſiver Umſturzmann 66
16. Schlagwörter, die mich in's Geſicht ſchlagen 68
17. Marokkaniſche Gebete 69
18. Hiſtoriſche Romane 70
19. Der Schachtelnatz 73
20. Bemerkungen von Käſtner 75

Digitized by Google

Seite.

21. 22. 23. 24. Flüchtige Bemerkungen und Excerpte aus Mozart, Lessing, Picard 76. 77

25. Ueber Juvenal 77

26. Madame Phrase und Junker Scandal 79

27. Die Cocotten (nach Paul Féval) 80

28. Sehnsucht nach dem Ende 84

29. Le bonheur allemand 85

30. 31. Excerpte aus J. P. Richter und Cooper 85

32. Das Thier als Lehrer für's Sterben 86

33. Namen und Annoncen 87

34. Franz vom Thurm 88

35. Nur eine Hauptstadt ist kein Glück 91

36. Für die Arbeiter 92

37. 38. 39. 40. Excerpte: Ampère — Boz — Feuchtersleben — Leibnitz 93. 94

41. Raupachs Privatissimum 94

42. 43. 44. Kleine Auszüge und Erinnerungen 97

45. König- und Königin-Dock 99

46. Amerikanische Weltverjüngung 100

47. Großer Majoratsbesitz 102

48. Redefreiheit 105

49. Eisenbahnen 107

50. Ewige Seligkeit — Thierqualen — Ruhe im Grabe 110

Digitized by Google

Seite.

51. Coleridge über Volksversammlungen 113
52. Grausamkeit der Journalisten 116
53. Historische Lügen 118
54. Demokratie und Homöopathie 120
55. Feuerlärm 122
56. Thomas Carlyle und der alte Fritz 124
57. Aus Custine und Balzac 125
58. Autorrechte 128
59. Schniedeweibel 131
60. Heine und Börne als Lord Byron 135
61. Die Unfehlbaren 138
62. Vorleser 142
63. Verloren gegangene Menschenleben 145
64. Briefmarken und Chinesenkinder 147
65. Stoffel 148
66. Cynismus öffentlicher Anzeigen 149
67. Magnetische Täuschungen 152
68. Mangel an positiven Kenntnissen 154
69. Verkauf der Autographensammlung 156
70. Religiöse Parteilichkeiten 159
71. 's bleibt beim Alten 160
72. Promenaden-Unfug 164
73. Felix Malefille über Robespierre 168
74. Militairische Disziplin. — Die Girondisten. — Charles Nodier. — Andere Stimmen 172
75. Herr Varnhagen von Ense als politischer Prophet .. 179
76. Fürst Pückler-Muskau 183
77. Gentz an Pilat 191
78. Schmeichler zu Füßen der Journalistik 196
79. „Lenore" in Paris 198

Digitized by Google

Seite.

80. Ein unfähiger Politiker 200
81. Hauptmann v. Br. 205
82. Redactions-Irrthum 212
83. Ein kluger Hund 216
84. Ulrici über Shakspeare 222
85. Hofkabalen gegen Marie Antoinette 228
86. Nothwendige Prügelfreiheit 230
87. Honorare der Autoren 232
88. Veredlung der Sitten durch die Revolution 235
89. Abschaffung des Adels 239
90. Republikaner in spe 241
91. Amerikanischer Uebermuth 243
92. Genialität im Schmutze 247
93. Thierquälereien 251
94. Wir alte Royalisten 259
95. Undankbarkeit gegen Chamisso 261
96. Streukügelchen (Otto Ludwig). 264
97. Guter und schlechter Ruf 266
98. Die erste Lüge 270
99. Ungerechte Forderung an Kunsttreibende 282
100. Raimund und Nestroy 286

Digitized by Google

1.

— Nein, Bücher ſchreiben will ich nicht mehr! Lange — (oder auch nur kurze) Geſchichten ausſinnen, ausſpinnen, ſie der jungen Welt vorerzählen . . . das ſchickt ſich nicht für Einen, deſſen Taufzeugniß ſogleich die Ehre haben wird, ſeine Aufwartung zu machen. Solch' Einem fehlen Erfindungsgabe, lebhafte Phantaſie, rege Darſtellungskraft. Der darf den Leſern nicht mehr zumuthen, ſich mit ihm hinzuſchleppen durch blumenleere ſpätherbſtliche Gefilde! Andererſeits aber geradezu abtödten und dann wegwerfen wie Fliegen, Maden, Raupen, Motten, Schaben, was von Gedanken, Erinnerungen, Vergleichen, Nutzanwendungen, Bildern vor und neben ihm ſich rührt . . . das will auch der Greis nicht; das wird kein billig denkender Menſch von ihm verlangen. Mangel an Schöpfungskraft findet zur Noth einigen Erſatz in gereifter Welt- und Menſchenkenntniß; und wo dichteriſche Combinationen nicht mehr zu Stande gebracht werden, reicht einigermaßen geübte Befähigung noch

aus, in gedrängten Sätzen, ohne buntschmückendes Beiwerk vorzutragen, was der Verfasser sonst, als er noch bei Wege war, in Romane verwebt haben würde.

Vielleicht läßt sich die Behauptung durchfechten, daß auf diese Weise der Leser weniger verliert als gewinnt. Ich meine nicht diejenige Sorte von Lesern, die nur lieset um die Zeit hinzubringen, oder um einzuschlafen über der Lectüre. Ich denke an wirklich gebildete Menschen, die Einfälle und Gedanken zu suchen, zu finden, zu erwägen verstehen. Für solche ist gerade solches

Himmelsammelsurium

passend, wenn sie, eben weil sie keine Müßiggänger sind, oft nur wenig Muße haben für flüchtige Einblicke in ein neues Buch. Diese glaub' ich versichern zu dürfen, daß ihnen auf jeder Seite wenigstens ein leidlicher Bissen dargeboten wird. Ob's auch kein Leckerbissen sei, der ihnen zwischen die Zähne geräth, einige consistente Nahrung bietet er ihnen doch, und die sie nicht aus künstlich-bereiteter Sauce aufzufischen brauchen. Im Gegentheil, sie erhalten den Bissen, um bei culinarischer Sprache zu bleiben, ganz au naturel, stamme derselbe auch nicht immer aus meiner eigenen Speisekammer. Denn wie, streng genommen, jedweder Autor, wenn er Bücher für's Lesepublikum schreibt, in dem Bestreben, Beifall zu

erringen und ſo wenig Anſtoß als möglich zu geben, mehr oder weniger ein bischen heucheln und lügen muß, ſo dürfte der Schriftſteller, der, was er juſt empfand und dachte, *für ſich allein* niederſchrieb, der allerwahrſte ſein.

Ich habe dieſe Blätter *urſprünglich* für mich allein vollgekritzelt. Sollten ſie dennoch gedruckt werden, ſo ändert das nichts in der Sache, denn *ich* ändere nichts im Manuſkripte. Weshalb auch ſollt' ich's?

Wird das Ding, wie ich vorausſetze, erſt nach meinem Tode gedruckt, nun, dann iſt's ja völlig gleichgiltig. Mögen ſie's finden wie's da liegt und damit machen was ſie wollen . . . das neue Jahr erleb' ich ohnedieß nicht mehr.

Da haben wir's. Das neue Jahr iſt gekommen, und hat mir die Vierundſiebzig mitgebracht. Nun ſoll der Plunder doch unter die Preſſe gerathen, eh' ich unter die Erde gerathen bin? Wer hätte das gedacht!

Sei's drum! Ich ändre nichts. Bin ich noch nicht begraben, bin ich doch ſchon abgeſtorben; frage nicht mehr nach Lob und Tadel.

Weil 's jedoch ernſtlich an die Oeffentlichkeit geht,

will ich, da ſich's gerade ſo fügt, ein Ende machen mit der Konfuſion, die über mein Lebensalter herrſcht. Das wär' eine ſchöne Geſchichte in der Weltgeſchichte, wenn ich ſo mir nichts dir nichts drauf ſchnappte und hätte die Litteratur bei ihren ſich widerſprechenden Angaben über meine Geburt hinterlaſſen! Nein, da muß hiſtoriſche Gewißheit herrſchen. Hier iſt dieſelbe in nachſtehendem

Taufzeugniß.

Daß dem Königl. Lieutenant im ehemaligen Huſaren-Regimente von Schulz, Karl von Holtei, von ſeiner Ehegattin Frau Wilhelme Gottliebe geborenen von Keſſel, hierſelbſt am 24. Januar

ſiebzehn hundert acht und neunzig

ein Sohn geboren worden iſt, welcher in der heiligen Taufe am 7. Februar 1798 die Namen erhalten hat

Karl Eduard,

Solches wird auf Grund des hieſigen Garniſon-Kirchenbuches hierdurch amtlich beſcheiniget.

Breslau, 27. October 1867.

Königl. Garniſon-Pfarramt.

Reitzenſtein,
Militär-Oberprediger.

Na, da wißt Ihr's nun, habt's ſchwarz auf weiß, und wer mich noch einmal um eine Handvoll Jahre jünger oder älter macht, mag ſich die traurigen Folgen ſelbſt beimeſſen. Ich darf ſagen nach Hamlet: „Die Zeit war aus den Fugen." Ich hab' ſie wieder eingerichtet, und nun mag ſie ſehn wie's weiter geht. In dieſem Buche unordentlich genug; denn es fällt mir auch im Traume nicht ein, chronologiſche oder andere Ordnung herzuſtellen. Wie die Blätter lagen, ſo laß ich ſie drucken. Sie ſind durch nichts verbunden als durch die Ziffern, durch welche ſie zugleich von einander geſondert und ſelbſtändig werden. Von einem Simmelſammelſurium iſt 's nicht anders weder zu verlangen, noch zu erwarten.

Und dies hier war die Vorrede.

2.

— Wer lange in katholiſchen Ländern gelebt hat, wo nach wild verjubeltem Carneval, „Faſching" genannt, der Aſchermittwoch als ein gewaltiger Schlagbaum Halt gebot, der fand es wohl ſeltſam, daß nun auf einmal Sünde heißen ſollte, was geſtern noch erlaubter Genuß geweſen, und erblickte in den darauf bezüglichen, damals ſtreng befolgten Geſetzen (ich weiß nicht, wie es jetzt damit gehalten wird?) eine jener

Tyranneien, durch welche die Kirche ihre Macht zeigen und aufrecht erhalten will. In dem üppigen Wien trat das unerbittliche „Bis hierher und nicht weiter!“ um so schärfer hervor, weil eben dort der Tag, wo im Sack und in der Asche Buße gethan werden soll, für den Fiacker-Ball bestimmt, diesen Beförderern des tollsten Treibens, gleichsam in nuce die Freuden des ganzen Faschings gönnen wollte. Am Aschermittwoch tanzte niemand mehr als Diejenigen, die ganz Wien so und so viel Wochen hindurch zum Tanze „geführt,“ d. h. gefahren; niemand als sie und ihre Schönen. Sie hatten viel nachzuholen und mußten sich tüchtig dran halten, wollten sie nicht zu kurz kommen. Für viele Nächte, denen sie Vorschub geleistet, war ihnen eine einzige Nacht angewiesen.

Und dann senkte sich auch über sie der graue Schleier der stillen Fastenzeit. Ueber diese spricht Octave Feuillet in wahrhaft geistreicher Weise: „Diese liebe Fastenzeit! Welche allerliebste, sinnige, ehrbare Erfindung! Wie verständig ist diese Religion; wie genau sie unsre thörichte schwache Menschheit kennt! Welche Fürsorge in ihren Gesetzen, welche Nachsicht zugleich! Denn Vergnügungen begränzen, heißt sie verzeihen. Auch ich liebe schöne Toiletten, die uns schmücken als ob wir blühende Blumen wären. Die strahlend erleuchteten Säle, die Musik, den fest-

lichen Anſtrich, den Tanz, ja, ich liebe das Alles gar ſehr. Ich finde die Bewegung, das Gewühl angenehm, ich fühle mich wie berauſcht darin; aber für immer? . . .

„Die große Stadt im Winter, die Bäder im Sommer, fortdauernd Lärm, buntes Treiben, Drängen, ſich aufregen, trinken, tanzen . . . . das artet in's Wilde aus, in's Negerartige, ich möchte ſagen in's Beſtialiſche. Gute Faſtenzeit! Sie hatte fürgeſorgt. Sie ſagte uns nicht nur (wie mir dieſen Morgen der Prieſter): „Gedenke, daß Du Staub vom Staube biſt!“ Sie ſagte uns auch: „Bedenke, daß Dir eine Seele einwohnt; gedenke Deiner Pflichten, Deines Gatten, Deines Kindes, Deiner Mutter! Gedenke, daß Du einen Gott haſt!“

„Und dann zog man ſich in ſein Familienleben zurück, in den Schatten des alten Haushaltes, hing ernſten Gedanken nach zwiſchen Kirche und Haus, ſprach von erhebenden, von heiligen Dingen. Man kehrte heim in die Welt des Geiſtes, ſuchte Fuß zu faſſen in höheren Regionen. Das war ein heilſamer Zwiſchenraum, der verhinderte, daß Zerſtreuung in Verdummung führe, daß Genußſucht nicht krankhafte Ueberreizung, daß die Faſchingslarve nicht zum wirklichen Antlitz werde.“

Gefälliger lassen sich schroffe Widersprüche nicht mit anmuthig vorgetragenen Wahrheiten umhüllen, als dieser liebenswürdige Schriftsteller es hier gethan. Denn daß die plötzliche Heimkehr aus dem Taumel des Faschings in's Heiligthum der Familie und in die „Welt des Geistes" eine sehr zweifelhafte Sache bleibt, wird willig eingestehen, wer die Raserei mit angesehen, die sich der Leute bemächtigt, auch sonst häusliche Menschen fortreißt, und sie antreibt alles Entbehrliche, nicht selten auch Unentbehrliches, in's Versatzamt zu tragen, nur um eine Nacht durchschwelgen zu können, müßte man auch dann auf Stroh schlafen. Die „Faschingslarve dürfte nich. zum wirklichen Antlitz werden?" Ein frommer Wunsch. Aber auch nichts weiter. Gewöhnlich ist sie schon in die Gesichtszüge verwachsen, wenn Ermattung, Ueberdruß und Noth ihren Mahnruf hören lassen.

Es ist, nebenbei gesagt, ganz unwahr, daß unbändige Gier nach sinnumnebelnden materiellen Genüssen meistens durch dargebotene Gelegenheit und Aufforderung zu denselben hervorgerufen werde. Sie entspringt fast immer aus persönlichen Anlagen, aus eingeborenen Trieben, die sich über kurz oder lang, auf diese oder jene Weise entwickeln, und welche, wenn ihnen die Gelegenheit nicht offenkundig dargeboten ist, nicht versäumen, sie mit dem Instinkt

ſinnlicher Bedürfniſſe aufzuſuchen, nöthigenfalls auch ſie zu ſchaffen. Es ſteht um die Sucht nach tobenden, wüſten Beluſtigungen nicht anders wie um die Neigung zu ſanfteren, geiſtig veredelten Genüſſen. Wer die letzteren liebt und gern in ihnen lebt, wird gewiß vermeiden, ſich jenen in überſtrömender Körperkraft ſchäumenden Geſellen anzuſchließen, welche wilden Tanz, berauſchende Getränke, wüſtes Geſchrei, wohl auch noch Rauferei brauchen, wenn ſie ſich eine vergnügte Nacht bereiten wollen.

Es drängen ſich mir unwillkürlich einige Verſe auf, die vielleicht hierher nicht recht paſſen, die ich doch nicht los werden kann. Sie rühren her von einem altberühmten Schulmanne, der in ſeiner Jugend neben der Gelehrſamkeit die Poeſie nicht verſchmähete; den zwar Schiller und Göthe einen „Pedanten" geſcholten haben; den aber ſeine dankbaren Schüler (ſo viel deren etwa noch leben mögen) im Herzen tragen und an den ſie mit Liebe denken. Er hieß Caspar Friedrich Manſo. Der hat geſagt:

„So laßt doch ab, euch thöricht zu beſchweren,
„Es ſei der Menſch der äußern Kräfte Spiel;
„Die Welt vermag euch wenig zu gewähren,
„Sie ſelbſt empfängt von euch unendlich viel.
„Wir leihen ihr die Farben und Geſtalten,
„Die wechſelnd bald betrüben, bald erfreun.
„Soll Schönes ihr erblühn und ſich entfalten,
„Des Schönen Keim gedeiht in uns allein."

Die Wahrheit dieſer Strophe hat ſich mir im langen vielbewegten Daſein immer auf's Neue kund gegeben. Nach allen Richtungen hin; auf allen Stufen, in Höhen wie in Tiefen. Des Schönen Keim, des Unheils Wurzel, beide liegen in uns. Wer ſie hineingelegt und zu welchem Zwecke . . . .?

Das abgenützte Wort: „Die Zeit wird's lehren," findet hier keine Anwendung. Ob die Ewigkeit? . . . Wir wollen's hoffen.

Der Schluß des Manſo'ſchen Gedichtes lautet:

„Die Welt iſt nur der Spiegel einer Quelle,
„Auf deren Grund der Roſe Bild ſich bricht;
„Den Wiederſchein erzeugt und trägt die Welle —
„Den eignen Reiz dankt ihr die Roſe nicht."

Ich wage nun allerdings nicht zu behaupten, daß es immer mit eigenem Reize geſchmückte Roſen ſind, deren Widerſchein von den Wellen und Wogen der Faſchings-Tanzſäle getragen wird, aber mögen ſie nun Blumen und Kräuter irgend welcher Gattung, vom Angerblümchen bis zum „Tauſendguldenkraut" heißen, . . . ihre Bilder ſind es zuverläßig, welche von ihrer Welt wiedergeſpiegelt werden, durch welche dieſe ihre Welt eben bevölkert wird, ohne welche ſie nicht da wäre.

3.

— Alexander Dümas, wohlverstanden der Vater, (denn der Sohn scheint ein geistreicher, frühzeitig reif- und alt-gewordener skeptischer Egoist zu sein) kommt mir als Schriftsteller, meinetwegen Dichter, ein Bischen vor, wie Mürat als Feldherr und Regent, den sein Schwager Napoleon I. gern den „Franconi der großen Armee" nannte. Es steckt auch in Dümas viel Kunstreiterliches, viel eitle Prahlerei, kecke, mitunter naive Arroganz, französierende zuversichtliche Oberflächlichkeit, gewissenloser Leichtsinn im Zu- und Verschneiden historischer Stoffe. Aber dies Alles zugestanden ist der Mann doch auch mit einer Productionskraft, mit einer Gewalt anschaulicher Darstellungsweise, mit einer halsbrecherischen Bravour als Autor begabt, die schwerlich ihres Gleichen finden.

Und was noch mehr sagen will: es schlägt ihm ein Herz in der Brust; ein Herz voll warmen menschlichen Gefühls, was uns bei seinen tollsten Uebertreibungen stets wieder mit ihm aussöhnt. Haben wir z. B. uns ärgern müssen an der Unverschämtheit, womit er, bei Gelegenheit eines Vergleiches zwischen dem sittlichen Zustande der Ehen in vorigen Jahrhunderten und im jetzigen, gerade herausſagt: „Diese Zustände haben Molière veranlaßt seinen „„George Dandin"" und mich meinen „„Anthony"" zu dichten! und rufen

wir zornig aus: Das ist doch übermäßig frech, sich so neben einen Molière zu stellen . . . . da schlagen wir ein Bändchen seiner „Causerieen" auf, finden die Schilderung vom Tode der armen Dorval und gewinnen den guten Kerl wieder lieb, quand même.

Hand auf's Herz, strenge Kunstkritiker, die Ihr achselzuckend von ihm redet, hat seine unwiderstehliche, plastische Erzählungsgewalt nicht auch Euch bisweilen wider Euren Willen mit fortgerissen? Ihr zuckt noch einmal die Achseln, schüttelt verneinend den Kopf und verwerft ihn ohne Weiteres.

Ich zähle mich zu den unzähligen Tausenden, denen er lange Jahre hindurch manche hübsche Stunde bereitet hat, für die ich ihm dankbar bleibe. Dankbarkeit ist eine gute Sache. Der abgelebte Mann hat ein trauriges Ende genommen. Seine letzte Stunde schlug mitten hinein in's Sturmgeläut des großen Kriegslärmens. Niemand achtete darauf; kein (gallischer) Hahn hat nach ihm gekräht.

Für den Nachruhm ist's nicht genug, sich lebendig darum beworben zu haben. Man muß auch verstehen zu sterben wenn's Zeit ist und wann? Das treffen Wenige.

4.

— Meine Tageseintheilung bringt es mit ſich, daß ich bei leidlichem Wetter und Wege gegen 12 Uhr Mittags ausgehe und einen Spaziertrab (denn feierlicher Promenaden-Schritt iſt meinen langen Beinen trotz ihres Alters nicht anzugewöhnen) um die äußere Stadt mache. Da begegnen mir häufig, wenn die Thurmuhren ausgeſchlagen, ganze Schaaren junger Mädchen, den höheren Töchterſchulen entſtrömend, den Bürgerſteig mit ihrem Gewimmel anfüllend, wie ſich ungeduldige Fluth in's Weite verläuft. Da fang' ich denn auch im Gehen, vielmehr während des Verſuches mich durch's Gewühl zu drängen, mancherlei Bruchſtücke ſeltſamer Geſpräche auf, die ganz anders klingen, als man ſie zu meiner Zeit aus halbwachſener Mädchen Munde vernahm. Es läßt ſich nicht leugnen: die ſchleſiſche Mundart mit ihren oft recht häßlich lautenden Accenten und Wortentſtellungen iſt faſt beſeitigt; die Mädchen befleißigen ſich reiner Ausſprache; was ſie in dieſer ſagen zeigt Verſtändniß und Wiſſen; es überraſcht nicht ſelten durch den Ausdruck unbeſtreitbarer geiſtiger Ausbildung, von der früher kaum die Rede ſein konnte . . . . . aber, es erſchreckt auch mitunter den Hörer durch altkluge Zuverſicht, durch offenbare Ueberhebung, welche ſolchen Kindern um ſo weniger gut anſteht, je lauter ſie ſich vernehmen

läßt und je deutlicher aus Wort und Gebehrde die Absicht hervortritt, gehört zu werden. Es giebt sich dabei zugleich frühreife Koketterie kund, die nicht auf glänzende Schulcensuren allein eitel ist; die auch schon das nette Persönchen als solches erfüllt. Und wie könnte das anders kommen, nach der Masse von Kenntnissen, womit die kleinen Köpfe überladen werden? Muß eine „Jungfrau" von zwölf bis vierzehn Jahren nicht in hochmüthigem Selbstbewußtsein schwelgen, wenn sie in ihrer Mappe den belobten Aufsatz birgt, den sie über das Thema „Klopstock und die deutsche Sprache" geschrieben? Kann sie noch Respekt vor ihrer Mutter hegen, die von Klopstock nichts weiß, als daß er einen „Messias" gedichtet haben soll? Oder gar vor ihrem Großmütterlein, welches dazu seufzend den Kopf schüttelt und leise fragt: „Wo will denn das hinaus? Mit solchen Geschichten sind wir nicht gemartert worden; wo wär' denn da die Wirthschaft geblieben?" — Das ist ein längst überwundener Standpunkt, liebe Großmama! Wir leben in der Zeit des Fortschrittes. Die Frauenwelt emanzipiert sich!

Ich gerieth in einer mir befreundeten Familie mit Vater und Mutter auf Shakspeare und dessen unbedingte Bewunderer bezüglich unverkürzter theatra-

liſcher Darſtellung ſeiner Werke, namentlich mancher ſceniſch kaum durchführbarer Längen, oder anſtößiger Stellen, die geſtrichen werden müßten nach den Begriffen unſerer Zeit, wo Frauen das Schauſpiel beſuchen dürfen, ohne ſich Larven vor's Geſicht zu binden. Da miſchte ſich die dreizehnjährige Tochter hinein und gab eine förmliche Abhandlung zum Beſten über Shakſpeare's Bedeutung. Der Vater blickte mit Stolz umher und lauſchte jeder Silbe. Die Mutter ſchien verlegen und ſchlug die Augen nieder. Ich erlaubte mir herauszuplatzen: Wie kommen Sie denn zu Shakſpeare? „Nun das iſt doch ſehr natürlich. Das haben wir in der Schule Alles gehabt. Das iſt Herr X. mit uns durchgegangen. Herr X. trägt Litteraturgeſchichte vor, in der oberſten Klaſſe, nur für die „„„Großen."" Mein Liebling unter ſämmtlichen Lehrern; ein junger hübſcher Mann, rieſig geiſtreich und hinreißend liebenswürdig. Meine „„„Abhandlung"" über Romeo und Julia hat ihm beſonders gefallen!"

Ja freilich, dann wund're ich mich nicht mehr, mein Fräulein, Sie in Shakſpeare vollkommen eingeweiht zu finden! — Das war meine letzte Aeußerung. Beim Nachhauſegehn aber fragte ich mich: Beneideſt Du den künftigen Gemahl dieſes ſchönen

Kindes? Und ich erwiederte mir ſelbſt: Kaum; ich fürchte, er wird die Suppe oft rieſig verſalzen finden, und die Wäſche hinreißend ſchlecht ausgebeſſert.

Da weiß ich wahrhaftig nicht, weshalb ſo viel Spektakel gemacht worden iſt über jenen Lehrer in einer Mädchenſchule, der die Aufgabe ſtellte: „Empfindungen beim Anblick eines jungen Huſarenoffiziers?“ Das iſt doch lange nicht ſo toll wie „Romeo und Julia,“ oder gar wie „Klopſtock und die deutſche Sprache.“ Wenn mir eine Ausarbeitung über letzteren Stoff auferlegt wäre, müßte ich mir mindeſtens drei Monate Bedenkzeit bedingen, nur um einiges Material zuſammen zu ſtoppeln. Und die niedlichen kleinen Mädchen machen das ſo kurz gemüthlich ab! Ja, das iſt der Fortſchritt! Wohin er führen mag? Quien le sabe? Franzöſiſch, Engliſch, Phyſik, Politik, Muſik (man ſehe nur die eleganten Mappen, welche dieſe Aufſchrift in Goldlettern tragen!) geh'n ihren Gang daneben fort. Soll doch, wie neulich zu leſen ſtand, darauf hingearbeitet werden, daß jedes junge Mädchen ſein Gouvernanten-Examen ablegen könne! 's iſt bewundernswürdig. Mir aber iſt's recht lieb, daß ich jung war, bevor es ſo weit kam. An die weiblichen Gelehrten der Neuzeit hätt' ich mich nicht herangewagt. So hoch verſteig' ich mich nicht; dieſer Fortſchritt führt in's Ueberirdiſche.

Wenn dergleichen Bedenken mich beläſtigen, ſuche ich gern Hilfe bei gleichgeſtimmten Seelen und betrachte es immer für ein Glück, Geſinnungsgenoſſen in anderen Nationen, hauptſächlich unter den Franzoſen zu finden, weil dieſe doch in dem Rufe ſtanden, unſere Lehrmeiſter zu ſein, was politiſche Weisheit betrifft. Am liebſten iſt mir's dann dergleichen Alliirte zu entdecken; das heißt: von Autoren überraſcht zu werden, von denen ich bis dahin nicht einmal den Namen gekannt. So entdeckte ich einen Paul Saunière, dem irgendwo das Bekenntniß entſchlüpft:

„Ja, wir haben Dampf und Electricität dienſtbar gemacht, wir haben das Chaſſepot erfunden, und die Mitrailleuſen, neben den Maſchinen für Leben und Bewegung auch diejenigen des Todes, ... aber ſind wir deshalb in Wahrheit weiter als unſere Vorfahren? haben wir etwas voraus gegen Jene an Moralität, Redlichkeit, Treue, Uneigennützigkeit, an Geiſt und Seele, in Kunſt und Literatur? Leben wir wirklich im Fortſchritt? Nein! Seht nur was aus den Weibern wird. Hirnverbrannte, lächerliche Emanzipierte, aufgedonnerte Närrinnen. Und aus den Männern? Stallknechte!"

Grob, ſehr grob, leichtſinniger Franzoſe; frivoler

Verfaſſer eines frivolen Buches! Aber ganz Unrecht kann Dir nicht geben, wer die Augen offen hält und mit Staunen wahrnimmt, daß auch ſehr wiſſenſchaftlich erzogene, hochgebildete Damen ſich auf der Straße präſentieren in einem Aufzuge, der an herausfordernder Geſchmackloſigkeit die Modetracht feiler Dirnen überbieten zu wollen ſcheint.

Haben die Trägerinnen dicker Haarwülſte (nicht immer menſchlichen Köpfen entlehnt,) in ihren Bildungsanſtalten ebenfalls Aufſätze über „Klopſtock und die deutſche Sprache" verfaßt?

Noch immer, nach mehr als dreißig, vierzig Jahren, gedenke ich lebhaft eines Geſpräches mit meinem ſeligen Gönner und Freunde Eduard Hitzig, dem ich klagte, daß meine Tochter, während ſie für Haus, Wirthſchaft, weibliche Arbeiten ſich anſtellig und fleißig erwies, im wiſſenſchaftlichen Unterricht ſchwächere Fortſchritte mache; daß ſie namentlich mit dem „Franzöſiſchen" nicht fort wolle. Tröſten Sie ſich, erwiederte Hitzig, meine Töchter haben auch nicht Franzöſiſch gelernt.

Wer Generalin von Beyer und Clara Kugler perſönlich zu kennen das Glück gehabt, mag die Bedeutung dieſes Ausſpruchs aus des beſten Vaters Munde zu ſchätzen wiſſen. Und ich habe, für die Unfähigkeit meiner Tochter, philoſophiſch-äſthetiſche

Abhandlungen zu ſchreiben, mich auch tröſten können, weil ſie ſich als gute treue Mutter gezeigt, die drei Söhne und drei Töchter wohl erzogen, und den Pflichten einer Gattin und Hausfrau ehrenvoll genügt hat. Nach den Begriffen und Anſichten moderner Weltförderer trägt ſie wahrſcheinlich „den alten Zopf!" In Gottesnamen. Hat ſie doch niemals einen Chignon von Kuhhaaren getragen!

Gegenüber den jetzt beliebten Verſammlungen, in denen Weiber als Rednerinnen auftreten, auf ihre Rechte pochen, den Männern gleich geſtellt ſein und im Staate mitherrſchen wollen, — (wofür hätten ſie denn ſo entſetzlich viel Kenntniſſe erworben, dürften ſie nicht damit hervortreten und wirken?) — gegenüber ſolchen Ausgeburten ſogenannter Freiheit, möge eine Frau ihr Wörtchen anbringen, der doch gewiß niemand vorwerfen wird, daß es ihr an Erfahrung, Muth, Einſicht und Revolutionsluſt fehle; Madame Düdevant, die ſo ganz und gar Weib iſt, der jedoch ihre ſchärfſten Widerſacher nicht abſtreiten können, ſie ſei ein außerordentliches Genie, und George Sand geheißen, einer der größten Autoren Frankreichs. Die ſchreibt tout simplement von gegenwärtiger Emanzipationskrankheit der Frauen: „Vergeblich werden ſie ſich zu Klubbs verſammeln; vergeblich werden ſie polemiſieren, wenn die Sprache,

die ſie führen, um ihre Unzufriedenheit auszudrücken ſchon deutlich bekundet, daß ſie unfähig ſind ihre eigenen Angelegenheiten gut zu verwalten!“

5.

— Das Wort „Gottesfurcht,“ wo ich's auch immer hören oder leſen muß, erregt mir jedes Mal eine traurige Empfindung. Wie verſchieden das Bild ſein kann, welches wir Menſchen uns, jedweder ſeinen Begriffen gemäß, von Gott zu machen verſuchten .... in Einem werden doch Alle, vom blindgläubigſten Sterblichen bis zum höchſten Denker hinauf, ſonder Widerſpruch übereinſtimmen, daß dieſes Wort die Bezeichnung ewiger Macht im Weltall in ſich ſchließt; daß es folglich, ſtreng genommen, die unerſchütterliche, konſequente Gewalt umfaßt, der ſich unterwerfen muß, was lebt und webt. Und dieſe Gewalt, dieſe unerſchütterliche Nothwendigkeit ſoll uns Furcht einflößen? Wem kann denn mit ſolcher Furcht gedient ſein? Dem Gott, den wir anbeten? Dem Herrn des ganzen unermeßlichen Weltalls? Bedarf Der erſt einer Verſicherung von Seiten armſeliger, gebrechlicher Creaturen, daß dieſe ſich vor Ihm fürchten? Der alte

ſchleſiſche Poet Günther (aus Striegau) ſingt einmal in ſeiner Seele Angſt, als es ihm gar ſchlecht ergeht:

„Du kommſt mit Donner und mit Sturm!
„Wer iſt der große Feind? — ein Wurm!"

Ja, ein Wurm; Günther, gleich uns Allen, die wir Erdenwürmer ſind und im Staube kriechen! Was wäre das für eine Kunſt uns Furcht zu machen? Die Furcht vor dem was kommen ſoll, verſteht ſich von ſelbſt, wo an Widerſtand zu denken Wahnſinn wäre. Furcht hat überhaupt noch nichts gebeſſert. Sie erzieht Heuchler. Vertrauen giebt Kraft. Furcht bringt bei beſchränkten, oder bei wilderentriſchen Weſen nur Trotz hervor. Man erzählt von einem Atheiſten, der während eines heftigen Gewitters die Uhr aus der Taſche gezogen und den Gott der Gläubigen herausgefordert habe, ihn binnen zehn Minuten durch einen Blitzſtrahl zu tödten, ... wofern Er exiſtiere! Das wird dem Kerl für ein Uebermaß läſternder Frechheit ausgelegt. Ich erblicke darin nichts, als den albernſten Trotz der Verzweiflung, die ihren Urſprung aus hündiſcher Furcht herleitet. Der Unglückliche iſt nichts weniger geweſen als ein Gottesleugner. Im Gegentheil: er glaubte an Gott, aber er fürchtete ſich vor Ihm, und in menſchlichem Blödſinn wollte er den Kampf gegen ewige Macht aufnehmen. Hätte

er Vertrauen und Liebe in der Seele getragen, er würde sich nicht so läppisch benommen haben. — Wozu die Furcht?

Wie viel besser klingt, was Heinrich Brugsch in seiner Persischen Reise erzählt, wo er am Kaukasus einer Schaar Wallfahrer begegnend, den ihn begleitenden jüdischen Uhrmacher befragte, was diese Unzahl pilgernder Weiber bedeute, und wo er die in „unvergleichlichem Deutsch" gegebne Antwort empfing: „Aff se gaihn wegen Gottlieb!" — Jener wollte sagen: aus Liebe zu Gott! —

„Wie heißt Furcht?" könnte der Zeitregulator in seinem Jargon hinzugefügt haben, wenn man ihn weiter befragt hätte.

6.

— Aus dem jedenfalls bedeutenden Werke „Geschichte des Ursprungs und des Einflusses der Aufklärung in Europa" von W. E. Hartpole-Lecky tritt eine Stelle vorzüglich einschmeichelnd hervor. Es wird gesagt:

„Ideale beherrschen die Welt, doch selten oder nie hat ein Ideal tieferen und im Ganzen heilsameren Einfluß geübt, als jene mittelartige Darstellung der Jungfrau Maria. Durch sie wurde die Frau über-

haupt erſt zu der ihr gebührenden Stellung erhoben, und zum Erſtenmale (!??) wurde mit Heiligachtung der Schwäche zugleich die Heilighaltung der Trauer anerkannt. Das Weib ſollte nicht länger Sklavin und untergeordnete Dienerin männlicher Sinnlichkeit bleiben. Es ſtieg, zur Jungfrau-Mutter verklärt in eine neue höhere Sphäre, und ward Gegenſtand anbetender Verehrung, von welcher das Alterthum keine Idee gehabt! (??) Die Liebe iſt idealiſiert worden. Die Kraft ſittlich-würdiger Anziehung wurde zum Erſtenmale empfunden. Ein völlig ungekannter Karakter wurde geſchaffen, und nie dageweſene Formen der Huldigung traten in's Leben. Dem rohen und rauhen unwiſſenden Zeitalter wurde durch dieſe ideale Richtung ein Sinn für Zartheit und Reinheit eröffnet, der den glorreichſten Epochen früherer Bildung gemangelt hatte. Die zärtlichen bis auf uns gekomm'nen Hymnen vieler gelehrter und frommer Mönche; die unüberſehbaren Schaaren Andächtiger, welche Jenen zuſtimmend mitſangen; die edlen Jungfrauen, die aus Liebe zur Jungfrau Maria der Luſt und eitlem Vergnügen entſagten, um durch Faſten, Wachen, Beten, Wohlthun ihr Seelenheil zu begründen; die regen Empfindungen ritterlicher Ehre; die Läuterung der Sitten; all' dieſe und ähnliche Veränderungen thun

den Einfluß des neuen Glaubens kund. Er ist der Ursprung gewesen des Besten was in Europa für allgemeiner werdende Bildung geschah!"

Gewiß ist viel Wahres in obigem Panegyrikus enthalten, und er übt um so größere Wirkung in diesem Buche gerade, weil man dem Verfasser sonst nicht nachsagen darf, er mache der Kirche übertriebene Zugeständnisse. Aber trotzdem ließe sich doch die Frage aufwerfen, ob er nicht — wahrscheinlich fortgerissen von elegischem Schwunge — dennoch übertreibt, wenn er den Marienkultus ohne Weiteres als eine Schöpfung der von ihm angegebenen Epoche des Mittelalters bezeichnet. Ist nicht die Göttin die als mater dolorosa den verkörperten und ermordeten Gott*), das „Isiskind" in ihrem Schooße wiegt, eine ganz antike Erfindung? Schon an dieses Kind knüpften sich Erlösungshoffnungen; auch seine Mutter ist Mutter und Jungfrau zugleich. Das Sternbild der „Jungfrau" führte ihren Namen, und die Idee war folglich im Mittelalter nichts Neues mehr; war nur ein Nachbild, mit helleren, reineren Farben gemalt, aus welchem das Ideal des „ewig Weiblichen" sich erhob.

---

*) Siehe u. A. Jul. Braun, „historische Landschaften" pag. 115, 6.

Das Bedürfniß der Zeit hat ſolches Ideal mit himmliſchem Lichte geſchmückt. Jede Zeit ſchafft nach ihrer Weiſe. Und ſo iſt denn auch das ganze beliebte Heraufbeſchwören der ſogenannten Emanzipation des Weibes ein Bedürfniß. Es wird ſchwerlich eine Jungfräulichkeit an den Tag fördern. In dieſem Betracht wird es nicht einmal eine Aſtarte, Aſträa, oder wie ſpätere Kopieen der Harpokrates-Mutter Iſis heißen mögen, zu Stande bringen. Es wird ſich begnügen mit einer dickfriſierten Demokratin, die in luſtiger Kneipe ihre Glimmſtengel verpafft, den Geſetzgebern Rathſchläge ertheilt, die Vergangenheit verhöhnt, und das Evangelium der „Freiheit" predigt. So verſteh' ich das Bedürfniß unſerer Zeit.

7.

— Es iſt jetzt reichlich ein fünfzig Jahre her, ſeit Ludwig Tieck mir am unvergeßlichen Dresdener Theetiſche auseinanderſetzte, wie unſinnig es ſei, zwiſchen Ahnung und Ahndung einen Unterſchied machen zu wollen; beide Wörter, ſo oder ſo geſchrieben, wären urſprünglich gleich, rührten von einem und demſelben Stammworte her, hätten eine und die nämliche Bedeutung. Seine angeborene und anerzogene ſchüchterne Beſcheidenheit erlaubte dem zweiundzwanzig-

jährigen jungen Menſchen nicht, ſich mit dem ſchwärmeriſch von ihm verehrten Dichter auf Streit einzulaſſen. Ich verſchluckte deshalb jede Gegenbemerkung und entſchädigte mich durch ſtummen Trotz, indem ich mir innerlich die Verſicherung gab, dennoch auch künftighin ahnen und ahnden ſcharf zu ſondern. Dieſer Trotz hat ſich im Laufe der Zeit bei mir befeſtiget. Ohne mich unſern gelehrten Germaniſten und ihren aus philologiſchen Studien hergeleiteten Veränderungen in der Rechtſchreibekunſt irgend zu widerſetzen, behaupte ich unerſchütterlich meine Anſicht, daß doch eigentlich nur geſchrieben wird, damit geleſen werden könne; ebenſo wie man lieſet, weil man das Geleſene raſch zu verſtehen wünſcht; daß folglich jedes irgend geſtattete Mittel benutzt werden müſſe, doppelſinnige Wörter, die verſchiedentlich angewendet und ausgelegt werden dürften, durch ihre Schreibart ſichtbarlich von einander zu ſcheiden, mögen ſie ſprachlich-genealogiſch betrachtet Kinder einer Mutter, und erſt im Laufe der Zeit einander entfremdet worden ſein, durch langen vielſeitigen Gebrauch. Mir iſt von jeher ſo ſchwer vorgekommen, deutliches Deutſch zu ſchreiben, und dieſe Schwierigkeit hat für mich à force d'être écrivain mit dem Alter ſo gefährlich zugenommen, daß es geradezu Dummheit wäre, wollt' ich nicht jegliche ſich darbietende Beihilfe dank-

barlichſt ergreifen. Eine ſolche aber entdeck' ich in der durch ſtreng' unterſchiedene Schreibart faſt gleichlautender, doch nicht ſynonymer Wörter, die an mancher Stelle recht hübſche Confuſion anrichten können, weil ſie trotz ihrer Stammverwandtſchaft keineswegs ſinnverwandte ſind.

Ich ſchreibe aezen, wenn vom Füttern junger Vögel, dagegen aetzen, wenn von Kupferſtichen die Rede iſt. Ich ſchreibe Apell blaſen, oder einem Hunde Apell beibringen, aber ich bleibe beim Appellations-Rath. Die Beſetzung eines Amtes gilt mir verſchieden von der Beſatzung in feſter Stadt. Ich vertraue dem ſicheren Boote zu Waſſer, aber ich entſende Boten mit Briefen. Ich ſehe den Dampfer in's Meer ſtechen, ich ſetze dem kecken Schreier einen Dämpfer auf. Ich erkenne das Verkleinerungswort von „Ecke" als Eckel an, aber ich habe Ekel vor unſauberen Gegenſtänden. Ich erwiedere artige Grüße, Briefe, aber ich erwidere auf eine falſche Anſicht. Ich eſſe gern Pflaumen, doch ſchlaf' ich nicht gern auf allzu weichen Flaumen. Ich wünſche daß der Flur (Hausflur) rein gehalten ſei und ergötze mich wenn die Flur grünt. Ich ſage die Flure oder die Fluren in der Mehrzahl. Ich füttre das Vieh und laſſe mir den Oberrock futtern. Bei heftigem Fieber thut mir jede Fiber

weh. Ich habe mich nie geſcheut die Wahrheit zu hören, bin jedoch ſo geſcheidt keinem Lügner zu trauen. Ich finde einen Diener gern recht gewandt, beſonders wenn er mein Gewand gut in Ordnung hält. Ich eſſe lieber gar nicht, wenn die Speiſe nicht gahr iſt. Ich erkenne den Herr'n, und ich empfehle mich den Herren. Geſtern kaufte ich Obſt bei einem Höker, der war verwachſen und hatte einen Höcker. Ich trage einen grauen Hut und gebe mich in Gottes Huth. Ich möchte verſuchen, als dienliche Bewegung, Holz zu hacken, aber das Ding iſt nicht ſo leicht und hat ſeinen Haken. Ich verlebe den Sonntagmorgen auf grüner Haide, bin aber deswegen kein Heide. Hab' ich kein Trinkglas, ſo muß ich mir in der hohlen Hand einen Trunk holen. Die kleinen Hunde kläffen und die großen Wunden klaffen. Wer ewig jammert, der iſt ein Klager und wer „klagbar" wird, iſt der Kläger. Die Kiſte, die aus dem Schiffe gehoben ward, bringt man zur Küſte. Ich habe den Menſchen längſt gekannt, hab' ihn jedoch nie leiden gekonnt. Weil er leicht kenntlich (erkennbar) iſt, brauch' ich ihm doch nicht erkenntlich (dankbar) zu ſein. Jener Loſe bietet falſche Looſe zum Verkaufe aus. Ein Salbader mit falſcher Lehre predigt in's Leere. Die Lärche iſt ein Baum und die Lerche iſt ein

Vogel. Die Frösche und Fische laichen; die Leichen begraben wir. Der Bäcker steht am Lide und singt ein Lied. Die schlimmsten Lumpe sind es nicht immer, welche Lumpen tragen. Der Arme pflegt seinen Leib mit einem Laib Brot. Heiterkeit macht launig, Mißmuth zeigt sich launisch. Der Hase lauft, das Faß läuft aus. Vor der verfallenen Mine zeigt der Bergmann eine traurige Miene. Die Künstler malen und die Müller mahlen. Fische schwimmen im Meer, weniger oder mehr. Das Ufer am Moor ist manchmal so schwarz wie ein Mohr. Muse braucht Muße. Fleißige Arbeiter nähren sich, faulen nähert sich die Noth. Der Fleischhauer schlägt einen Ochsen nieder, die Zimmerdecke ist niedrig. Die Holzwürmer hört man picken, der Landsturm bewaffnete sich mit der Pike. Quark liegt in den Gassen, Quarg ist weicher Käse. Im Frühjahr und Herbst giebt es Reife, zusammen gehalten wird die Tonne durch Reifen. Rechenarbeit ist im Garten nöthig, Rechnen-Exempel giebt der Schulmeister auf. Pferde pflegt man auszureiten, Unkraut soll man ausreuten. Viele Raucher haben die Gewohnheit zu spucken; spuken, sagt man, sollen die Gespenster. Die Finger müssen aufgehoben werden beim schwören; wenn Finger schwären thut es sehr weh. Den Eid

ablegen iſt ſchwierig; kranke Finger werden ſchwürig. Einen Groſchen magſt Du den Armen ſchenken, ein Glas Bier läßt er im Wirthshauſe ſich ſchänken. Dem Andern gönne was ſein, ihm eigen bleibe ſein Seyn. Den Unterſchied zwiſchen Violin-Saite und Buch-Seite beobachten wohl alle Schreibenden, wie ſie 's aber mit dem Augenübel der Staar und dem Vogel Stahr halten, das weiß ich nicht; wahrſcheinlich werd' ich mit meiner Orthographie ſchlecht beſtehen. Daß ich ſaugen und ſäugen unterſcheide, d. h. ein Kind ſaugt die Milch, nur die Mutter ſäugt es, dürfte berechtigt erſcheinen. Der Schatte eines Abgeſchiedenen, der Schatten, den mir der belaubte Baum ſpendet, werden ſchwerlich Gnade finden vor Sprachforſchern. Eher etwa der See (als Landſee) und die See, als allgemeiner Begriff. Daß der Morgen-Thau ein Schiffs-Tau benetzt, ſcheint mir eben ſo richtig als daß ein Gefäß aus Thon einen dumpfen Ton von ſich giebt. Der Dichter kann tichten und trachten, dennoch iſt tichten noch nicht dichten. Jene alte Uhr hat mein Freund von ſeinem Ur-Vater geerbt. Uebelkeit und Ueblichkeit ſind total entgegengeſetzte Dinge, die allzuoft verwechſelt werden; gleichwie „nieder" und „niedrig." Der Verdienſt (an Gelde) ſteht oftmals nicht im Verhältniß zu dem Lohne, welchen das Ver-

dienſt empfangen müßte. Ein Landmädel watet bis über die Waden im feuchten Graſe. Es giebt kunſtreiche Waagen, um das Gewicht belaſteter Wagen ohne Aufenthalt zu beſtimmen. Da iſt ein längſt erſehnter Transport für das Haus X. und Comp. angelangt; waren es wohl die wahren Waaren, oder fand wieder ein Irrthum ſtatt? Unter dieſer alten Weide fand meine Kuh fette Waide. Auf traurige Weiſe erbettelt die elternloſe Waiſe ihr Daſein. Wenn die Briefe ausgeblieben wären, würde unſre Angſt noch länger währen. Zeichen-Lehrer, ſo viel wie „Zeichendeuter" (haruspex oder Aſtrologe) dünkt mich doch ganz etwas anderes als Zeichnen-Lehrer, welcher Unterricht im „zeichnen" ertheilt. Ein Bild wird gezeichnet, ein Hemd wird gezeichent. Zaubereien könnte nur ein Zaubrerin (gäb' es deren) üben. Zauberin, wie man überall lieſet, iſt Unſinn. Züngeln will die Begier nach etwas; „umzüngelt" kann eine Truppe, kann eine Feſtung nicht werden; ſie wird umzingelt. Und ſo weiter, „mit (und ohne) Grazie in infinitum!"

8.

Kleine Ausſprüche von großer Bedeutung.

— Charles Nodier: Dies Erforſchen der Natur hat etwas wunderbar ſüßes. Namen knüpft es an alle Weſen, Gedanken an alle Namen, liebevolle Erinnerungen an alle Gedanken. Und denjenigen Menſchen, welche niemals eingedrungen ſind in die Anmuth dieſer Geheimniſſe, fehlt vielleicht ein Sinn für den feinſten Lebensgenuß.

— Friederike Bremer: Der Menſch ſollte doch die Natur anders genießen als der Ochs; er ſollte als Herr der Schöpfung ſich und ſeinen Schöpfer dadurch ehren, daß er deſſen Werke verſtändig betrachtet, wie ein Prieſter der Natur. Im Allgemeinen verſtehen ſich die Männer und Frauen Amerika's ſehr wenig darauf, wo es ſich nicht ganz einfach um Nutzen oder Vergnügen handelt.

— Gutzkow: Einſamkeit ertragen können iſt eine hohe Lebenskunſt. Sie iſt der wonnevollſte Genuß, ja der Luxus des Denkers. Eine Qual iſt ſie für den müßigen Kopf.

— Derſelbe: Wer die Einſamkeit nicht liebt iſt nur ein halber Menſch. Wer nicht einſam ſein kann, iſt auch nicht verſöhnt mit ſich.

— E. von Feuchtersleben:

Und darum preis' ich einzig Jenen,
In dieser schalen Welt des Scheins,
Der Dich gelernt, wenn auch durch Thränen,
Du stille Kunst des Einsamseins.

— Chateaubriand: Ich hasse den Geist der Satyre als den kleinlichsten, gewöhnlichsten, leichtfertigsten; wohl verstanden, daß ich mich nicht gegen denjenigen des höheren Lustspiels auflehnen will.

— August Kahlert: Es ist etwas Furchtbares um den Spott. Ueber etwas lachen ist dem Menschen gesund; etwas verlachen macht ihn zum Egoisten; denn er freut sich nicht mehr in unbefangner Weise, sondern auf Kosten desjenigen, den er lächerlich macht. Wollust der Grausamkeit, schwieriges Problem!

— James: In früheren Zeiten konnte nur der Witzige den Narren spielen; in der Jetztzeit kann nur ein Narr Lust haben den Witzbold zu machen.

— Emil Souvestre: Die Vergangenheit zurückwünschen, sich nach der Zukunft sehnen . . . heißt das nicht immer mit der Gegenwart hadern?

— Johannes von Müller: Ich halte die Schultheologen für die ärgsten Feinde des Christenthums.

— Derselbe: Die größte Intoleranz herrscht wirklich bei den Aposteln der Freiheit. Die ganze Welt soll den Rock tragen, der im Jakobinerklubb zuge-

ſchnitten wird. Alles Eigenthümliche, alle Vaterlandsliebe, alle alten Sitten, alle Lokalverhältniſſe ſollen aufhören! Gott, was für ein unintereſſantes Ding würde die ganze Menſchheit werden!

— Balzac: Das öffentliche Verfahren in Strafſachen ſchließt eine ſo furchtbare Strafe in ſich, daß die Geſetzgebung ſich hätte wohl bedenken ſollen ſie zu verhängen.

— Derſelbe: Auch für richterlichen Beruf bedarf es gewiſſenhafter Kenntniß der Pflichten eines ſo wichtigen Standes. Deshalb gewähren juriſtiſch ausgebildete Richter den Angeklagten zuverläßigere Garantieen als die Geſchworenen.

— von Schönhals: Mag man uns noch ſo viel über die Reinheit dieſer ſogenannten republikaniſchen Charaktere vorſchwatzen, wir glauben nicht daran. Entweder waren ſie unpraktiſche Thoren, oder ſelbſtſüchtige Heuchler. Das arme bethörte Volk fährt mit den einen ſo ſchlecht wie mit den andern.

— Friedrich II. von Preußen: Daß ich lebe iſt nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig ſei.

— Goethe: Beſonders war mir ſehr lieb, daß Ihr in's Detail gegangen ſeyd und mir geſagt habt, was Euch daran gefiel; denn ein allgemeines unbeſtimmtes Lob hat wenig tröſtliches und belehrendes.

— Eliſabeth Charlotte von Orleans: Ich

ſehe lieber Baume undt Ertreich alß die ſchönſten Palaſt und lieber einen Küchengartten als die ſchönſten Gärtten mit marmel und ſpringbrunnen geZiehret und lieber eine grüne Wießе lengſt Einen Bach, als die ſchonſten Vergülten Cascaden mitt einem wordt was naturlich iſt gefalt mir beßer alß alles was die Künſte und magnificenz Erdencken mag, ſolche ſagen (Sachen) deugen nur im Erſten ahnblick ſo baldt Mans aber gewohnt iſt denckt man nicht mehr dran und waß noch mehr iſt man wirdt bald Müde aber natürlich Waſſer wießen und wälder kan Ich mein leben nicht Müde werden.

— A. Houſſaye: Unſere Theaterdamen haben die Lafontaineſche Fabel zu ernſtlich ſtudiert. Faſt alle wollen der Ameiſe gleichen und denken während ihrer Frühlingszeit viel zu viel an den Winter. Lafontaine giebt falſche Lehren. Nicht die Ameiſe, nein, die Grille iſt in ihrem poetiſchen Rechte.

— Paul Perret: Da ſah man eine flache, dumme, abſcheuliche Erfindung ihren Gänſeflug erheben, und dieſe Erfindung hatte nichts Eiligeres zu thun, als daß ſie ſich mit einem griechiſchen Namen ſchmückte. Dieſe neueſte Frucht gemeiner Technik, dieſer Todesſtoß wider die hinſterbende Kunſt, ausgeführt von einer ſich brüſtenden, raffinierten Civiliſation nennt ſich „Photographie.“ Und das iſt in der Ordnung.

Unſere Zeit mechaniſcher Seelen, mechaniſcher Geſichter, verdiente, um ſie abzubilden auch mechaniſche Handgriffe.

— Méry: Staat wie Geſellſchaft gehen immer durch diejenigen zu Grunde, denen am Meiſten daran gelegen ſein müßte ſie aufrecht zu erhalten.

— Charles Nodier: Fluch und Verderben über die Tyranney des Volkes! Das iſt die entſetzlichſte von allen.

— Derſelbe: Die Böſen ſind jene unglücklich organiſierten Menſchen, die niemals dahin gelangten, geliebt zu werden.

— James: Es waren gefährliche Zeiten und ſelbſt der Arme mußte die Gefühle ſeines Herzens verhehlen; denn da, wo die Tyranney den Namen der Freiheit annimmt, werden Meinungen zu Verbrechen und Gewalt tritt an die Stelle des Rechtes.

— Octave Feuillet: Glaubt mir, ich bin kein beſchränkter Bewunderer vergangener Zeitalter; ich bin Legitimiſt aus Gefühl, zugleich aber freiſinnig und liberal aus Grundſatz.

— Cervantes: Er hat dabei auch viel von der eigenthümlichen Trefflichkeit nicht ausgedrückt; und daſſelbe wird Allen geſchehen, die Poeſieen in eine fremde Sprache übertragen wollen. Denn bei größtem Fleiße und Geſchick, die ſie anwenden und beſitzen,

wird der Dichter in der Ueberſetzung nie ſo erſcheinen können wie in ſeiner urſprünglichen Geſtalt.

— Alfred de Muſſet: Vorübergehende Leiden und Schmerzen läſtern und klagen den Himmel an; die tiefen, ſchweren, großen, die läſtern und jammern nicht mehr; ſie harren ſchweigend aus — und lauſchen.

— Goethe: Der Beſuch unſeres alten Freundes Seebeck war mir dieſer Tage höchſt erfreulich und belehrend; nur über eins habe ich mich zu beſchweren. Er offenbarte das Geheimniß des wunderbaren Guck-Rohrs (Kaleidoskop) . . . . der Menſch iſt wohl ein ſeltſames Weſen. Seitdem ich weiß, wie's zugeht, intereſſiert mich's nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit ſetzen, wenn er uns die Geheimniſſe der Natur ſämmtlich offenbarte, und wir wüßten vor Untheilnahme und Langeweile nicht was wir anfangen ſollten.

— Octave Feuillet: Der Romanſchreiber ſoll wiſſen, daß er kein Recht hat ſeine Zeit zu verleumden. Aber daß er ſie zu ſchildern das Recht beſitze, darf ihm niemand abſtreiten — ſonſt hat er überhaupt gar kein Recht.

— Bulwer: Die Genugthuung, die ein Mann empfindet, welcher ſich bewußt iſt nicht umſonſt gelebt, und der Welt ein Erbtheil an Aufklärung oder geiſtigem Genuß hinterlaſſen zu haben, iſt eine der beglückendſten,

wenn er auf frühere Kämpfe zurückschaut. Was sind auch in der That die Sünden, die wir als Individuen verschulden, die nur einen kleinen Kreis berühren, deren Folgen mit unserem Tode aufhören, gegen das unberechnenbare Gute, welches wir als Männer der Oeffentlichkeit durch ein Buch wirken können?

— Albrecht Dürer: Nie werde ich vergessen, was der ehrwürdige Wohlgemuth an mir Gutes gethan. Aber in seinem Hause hatte ich viel von boshaften Gesellen zu leiden, die, weil ich jung war und geduldig Alles trug, mich stießen und mißhandelten. Doch sie haben ihren Lohn empfangen. Und Einer holt sich sogar Almosen von mir ab, der mich ehedem schlug und sagte, ich würde nie etwas begreifen. Ich gebe und erinnere ihn nicht daran.

— Chateaubriand: Fast alle Geizige sind Menschen von Geist. Ich muß erstaunlich dumm sein!

— Herr Violet: Laßt die Missionaire an die Gesellschaften berichten was sie wollen, sie bekehren niemand zu festem Glauben, ausgenommen jene „Vorgeblichen;" landstreicherische Trunkenbolde, welche von ihren Stämmen ausgestoßen sind.

— Friedrich v. Gentz: In Zeiten wie die unsrigen, kenne ich nur zwei Mittel, dem Geiste Heiterkeit und dem Herzen die gehörige Spannkraft zu bewahren; eine lebendige und tiefe Religiosität, —

oder die paſſionirte Liebe zu einem irdiſchen Gegenſtande! Da ich nicht unter die Auserwählten gehöre, denen jene verliehen iſt, ſo muß ich mich an dieſe halten. Und ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ſie mir bisher unvergleichlich gedient hat.

— M. Huc: Um den ganzen Menſchen gründlich zu erkennen, genügt es nicht ſeine Bewegungen zu beobachten, und ſeine Gliedmaßen und Organe zu ſecieren. Man muß zuvörderſt ſeine Seele ſtudieren und zu ergründen ſuchen, welche das bewegende Lebensprincip aller Handlungen bleibt.

— Ida Gräfin Hahn: Alles Fertige gewährt einen Moment der Befriedigung, wenn wir es von uns abgelöſet vor uns ſehen; aber dafür fehlt es in uns, wo wir es unfertig hatten und mit Beſtrebungen, Gedanken, Träumen bearbeiteten. Dies Fehlende erzeugt eine Leere in uns, und deren Unbehagen dauert faſt immer länger, als die vorüber rauſchende Befriedigung.

— Jean Paul Fr. Richter: Ich wollte wetten, jeder große Kopf geht mit einer ganzen Bibliothek ungedruckter Gedanken in die Erde, und blos einige wenige Bücherbretter voll gedruckter läßt er in die Welt auslaufen.

— Derſelbe: O es iſt eine heilige Zeit, worin der Menſch für den Altar der Freundſchaft und Liebe

noch Opfer und Prieſter ohne Fehl begehrt und erblickt! und es iſt eine zu harte, worin die ſo oft belogene Bruſt ſich an der fremden, mitten im Liebestrunk des Augenblicks, die kalte Nachbarſchaft der Gebrechen weiſſagt.

— Henri de Lacretelle: Die Reiſen im Leben werden immer kürzer, bis endlich zur kürzeſten, die wir im Sarge machen. Wehe den armen Denkern, welche an dieſe letzte denkend, nicht glauben können, daß ſie den Reiſenden zum Urquell des Lichtes führt.

— Plutarch: Als ein von Delphi angelangtes Orakel vor dem verſammelten Volke verleſen wurde, des Inhaltes, daß der einſtimmigen Willensmeinung in Athen ein einziger Mann entgegen wäre, trat Phokion auf und erklärte, ſie ſollten ſich deshalb nur keine Sorge machen; er ſey es, den man ſuche, denn ihm allein mißfiele, was ſie vornähmen. Ein ander Mal fand ein Vorſchlag, den er dem Volke that, vielen Beifall, und da er ſah, daß Alle ſeine Rede gut hießen, wendete er ſich zu ſeinen Freunden und fragte: Ich habe doch nicht etwa wider Willen etwas Schlechtes angerathen?

— Balzac: Ach, weder Männer noch Frauen finden Freunde, um ſie zu rechter Zeit aufmerkſam zu machen, ſobald der Duft ihrer Beſcheidenheit ranzig wird, oder ihrer Blicke Zauber ſchwinden, oder die Anmuth ihrer

Mienen in Ziererei übergeht, und ihre geiſtigen Reize ein brandichtes Gerippe verrathen. Das Genie allein weiß ſich verjüngend zu häuten, und was die Grazie anlangt, giebt es nur das Herz, welches niemals altert.

— Engliſcher Autor: Eine ſolche Manie entſtammt immer den heiligen Regionen des Ideals und ſteht deshalb außerhalb des Bereiches gewöhnlicher Trübſale. Unfähig ſelbſt etwas zu ſchaffen, hatte Mr. L. dennoch die einzige Gabe empfangen, die dem unbedeutenden Menſchen einen Platz anweiſet neben den großen Künſtlern . . . die Gabe der Bewunderung! Oder ſagen wir beſſer, es war ihm ein ſeltenes tiefes Verſtändniß für die Kunſt zu Theil geworden.

— G. Fr. Daumer: Wahrheit und Natur iſt tauſendmal lieber auf der Seite des kindlich anſchauenden, ſich der Thatſache gläubig hingebenden Poeten und Romantikers, als auf der des eitlen Klüglings und wüthigen Meinungstyrannen, der den Dingen aprioriſch vorſchreibt, wie ſie ſein und nicht ſein ſollen, und der jeden anders Denkenden, anders Sehenden in's Narrenhaus ſperrt, oder moraliſirend und theologiſierend dem Teufel übergiebt.

— Emil Souveſtre: Nicht die leſenden Kinder ſind es allein, denen tiefe Ausſprüche entgehen. Auch

in reiferen Jahren, wie viele ſchöne Wahrheiten überſehen wir noch! Jeder lieſet Bücher mit den ihm eigenen Vorurtheilen; wir ſuchen darin oftmals weniger den Autor, als uns ſelbſt. Melde mir täglich, ſprach ein Weiſer, welche Stelle in Deinen Lieblingsſchriftſtellern Dich am lebendigſten berührt hat . . . und ich will die Geſchichte Deiner Seele ſchreiben.

— Alphons Karr: Ich wüßte nichts, was mich unwilliger machen könnte, als jene papierne Herbigkeit und Strenge, die unter dem Deckmantel der Moralität Geſetze geben möchte. Jeder dieſer Sittenprediger verlangt gehorſame Folgſamkeit vom Leſer, während Er, ſeine Perſon betreffend, ſich völlige Freiheit geſtattet. Da geſchieht dann der Mehrzahl auf dem Lebenswege Wandernder, was bei Pferden auf der Rennbahn, unter ähnlichen Umſtänden ſich begiebt. Dieſe überſpringen wohl die vier bis fünf Fuß hohen Barrièren. Erhebe letztere aber bis zu acht Fuß, dann werden die Thiere gar nicht erſt verſuchen zu ſpringen, ſondern werden einfach darunter weglaufen.

— Prokeſch-Oſten: Das heutige Cairo machte mir einen unangenehmen Eindruck. Alle Kloaken von Paris ſcheinen dort zuſammen zu laufen. Der äußerſte Uebermuth der Verſchwendung und im Hintergrunde ein geplündertes Volk.

— Auguſt Lewald: ꝛc. wie ich denn überhaupt mich

um proteſtantiſche Gräber wenig kümmere, und dieſe Sorge Denen überlaſſen muß, die dort Herberge ſuchen. Die meinige finde ich in geweihter katholiſcher Erde. Kein Groll, Haß, Verfolgung, fanatiſcher Grimm, ſondern herzlichen Gruß und treues Gedächtniß.

— Rudolf Köpke: Ich vermag nicht zu leugnen, daß der Gedanke gut, d. h. klar, allgemein verſtändlich und wirkſam zu ſchreiben, für mich etwas ungemein Anziehendes, ja Großes hat; bene scribere haud absurdum, ſagt Salluſt.

— Guſtav Freytag: Es lohnt nicht, über die Poeſie der Gegenwart ſich zu ärgern; ſie iſt ja ſelbſt mit ſo viel Aerger und abgeſtandenen Bitterkeiten angefüllt, daß ſie nächſtens daran berſten wird.

— Emanuel Geibel: Ihre Benigna hat mir das Herz bewegt; noch mehr aber die ſchöne Sonne (Henriette Sontag!), um die ſich jene Dichtung dreht. Ich habe ſie in ihrer Mittagshöhe nicht mehr geſehen, ein Strahl ihres Glanzes iſt aber auch noch in mein Leben gefallen, als ich um die Mitte der vierziger Jahre bei Aufführung des Radziwil'ſchen Fauſt im Palais des damaligen Prinzen von Preußen die Gräfin Roſſi das Gretchen ſingen und leſen hörte.

9.

Zum 70. Jahrestage

des

kommandierenden Generals in Schlesien

Herrn von Mutius*).

(Breslau, 20. März 1866.)

Als wir in die Schule gingen,
Kinderträume uns umfingen,
Haben wir mit Nebendingen,
Die auf Größ'res doch gezielt,
Kindisch eben nur gespielt.

Jener hat nach Schmetterlingen
Und nach Blumentand begehrt . . . .
Diesem war ein kleines Schwert
Schon als Spielwerk lieb und werth.

Mancher Traum ist ausgegangen,
Manches kindliche Verlangen
Führte, aus frühzeit'gem Spiel
Seinen Mann zu hohem Ziel.

Dich zunächst! Du hast errungen,
Was Dir Siegeslieder-Klang
Seit der Wiege vorgesungen,
Und von Eichenlaub umschlungen
Schmücket Dich Dein Ehrenrang.

---

*) † Austerlitz in Mähren, 6. August 1866.

Mir, auf dornenvollen Wegen,
Fehlte solch' gediegner Segen;
Ach, ich pflückte hier und da,
Wie man sie im Grase sah,
Blümchen, leider nur geringe,
Haschte Käfer, Schmetterlinge,
War mein Lebenlang ein Kind.

Doch im Herzen treugesinnt:
Treu jedwedem heil'gen Bande,
Jedem redlichen Vereine,
Treu dem theuren Preußenlande,
Treu der „Schlesing," die auch Deine,
Ja auch Deine Heimath blieb.

Hast Du mich ein Bischen lieb,
Nimm von mir zum Jahrestage
Dieses Sträußlein*) gütig an;
Lächle nachsichtsvoll, und trage
Mir's nicht nach, Du edler Mann,
Daß der alte Schulkam'rad
Bessres nicht zu bieten hat.

10.

— Breslau, 15. Juli 1866. „Charpie," eine Sammlung vermischter Aufsätze, enthaltend flüchtige Erinnerungen an Gelehrte, Dichter, Komponisten,

---

*) Illustrirte Ausgabe der „Schlesischen Gedichte."

Schauſpieler, Virtuoſen; — kurze Geſchichten; — kleine Biographieen; ꝛc.

Alle weiblichen Handarbeiten, die ſonſt des Beſchauers Auge durch ihr anmuthiges Entſtehen und Vorſchreiten zu ergötzen pflegen, ſind unſichtbar geworden. Wohin man kommt, findet man Frauen und Mädchen jetzt nur beſchäftiget für die Verwundeten zu ſorgen. Keine denkt mehr an eigenen Putz, oder an Ausſchmückung ihrer Häuslichkeit durch zierliche Stickereien; ſogar der ehrliche treubürgerliche Strickſtrumpf hat weichen, hat aufopfernder werkthätiger Dankbarkeit Raum geben müſſen. Alt und Jung ſchneiden Linnen zu für Hemden, ſäumen nach Vorſchrift anwendbare Bandagen . . . und iſt darin das nur Erſchwingbare gethan, dann zupfen ſie, von der älteſten Großmutter bis zur jüngſten Enkelin, mit unermüdlichem Eifer Charpie. Ach, wie viele Thränen, heiß gleich innerſtem Herzblut, fielen ſchon auf dieſe dünnen Fäden beim Gedanken an Söhne, Gatten, Väter, Brüder. Traurige, ſchreckliche Zeit!

Aber auch herrliche, hocherhebende Zeit! Große Zeit für Preußen, wo ſich wieder das ganze Volk als ein ſolches fühlt, Eins mit ſeinem guten Könige, mit deſſen tapferem Heere, mit deſſen hohen edlen Feldherren! Nein, es giebt kein Reich, und hat keins

gegeben, deſſen Armee ſo viele gebildete, gelehrte, ehrenhafte, amtsgetreue Männer und Jünglinge in ihren Reihen zählt, als die preußiſche; wo des ärmſten Tagelöhners Sohn neben dem reichſten Erben in einem und demſelben Gliede kämpft; wo auf dem Schlachtfelde jeder Unterſchied, den das Erdendaſein uns Menſchen aufzwingt, zauberhaft verſchwindet, wenn Alle gemeinſam ihre Häupter der heiligen Bluttaufe darbieten, im Bewußtſein: die Liebe zum Vaterlande macht uns Alle gleich, die Tapferkeit macht uns Alle frei! Das iſt die wahre Freiheit, die rechte Gleichheit, ihr Bewußtſein reicht mit belebender Kraft in die prachtvollſten Paläſte, in die geringſten Hütten. Aus dieſem Bewußtſein entſpringen jene Heldenthaten, welche wir bewundernd anſtaunen; entſpringt jene hingebende Bereitwilligkeit, die zwar nur im Stillen ſchafft und waltet, die darum nicht weniger ſchön und erhaben iſt. Denn wo arme Weiber ihre dürftige Wäſche zerſtückeln, ſie in Charpie umzuwandeln, da werden auch Heldenthaten vollbracht. Jeder nach ſeiner Weiſe, nach ſeinen Kräften.

Und wenn ein armer alter Schriftſteller, mit ſeiner Exiſtenz lediglich auf den Erwerb geiſtiger Wirkſamkeit angewieſen, ein Buch der Leſewelt anbietet, deſſen Ertrag er für ſich ſelbſt braucht, den er jedoch

nun dem hilfreichen Vereine hochgesinnter Frauen opfern will, so gilt das ebenfalls wie ein Scherflein, niedergelegt auf den Altar der Vaterlandsliebe.

Es ist eine längst vorbereitete Sammlung zerstreuter Aufsätze, vermischten bunten Inhaltes, zweifelhaften oder doch ungleichen Werthes, welche wenigstens den Werth für die zahlreichen Besitzer meiner Schriften mitbringt, daß sie sich den vorhergegangenen Bänden in äußerer Form anschließt und dieselben vervollständiget. Ihr Inhalt besteht nur aus losen vereinzelten Fäden, ohne innerlichen Zusammenhang, obwohl zum Gewebe eines verworrenen Lebenslaufes gehörig. Deshalb wählte ich den scheinbar seltsamen Titel „Charpie," für welches Fremdwort wir kein kurz-bezeichnendes in unsrer Sprache haben.

Durft' ich doch in langjährigem, oft recht mühseligem Streben, vielfach meine bescheidenen Talente bei wohlthätigen Zwecken geltend machen, und hab' es stets, von Selbstsucht frei, manchmal bei eignem Mangel, freudig gethan; nicht selten mit günstigem Erfolge. Möchte auch diesem Versuche solch' günstiger Erfolg beschieden sein. Das ist der einzige Lohn, den ich mir wünsche.

11.

— Unzähligemale ſind mir ſeit 1866 lebhafte Erinnerungen aufgeſtiegen an jene Tage, die ich 1847 in Hannover zubrachte. Wer hätte ſich damals, wo Ernſt Auguſt noch ſein Scepter ſchwang, und George Rex ein von väterlicher Autorität ziemlich beſchränkter Kronprinz war, träumen laſſen, daß zwanzig Jahre ſpäter . . . .

Bei den vielfachen Erwägungen, welche aus dieſen meinen Rückblicken hervorgehen, iſt mir wieder recht klar geworden, wie oft im Leben ſich als größtes Glück bewährt, was wir dereinſt Unglück zu ſchelten uns vermaßen, und wie dankbar wir dem Geſchick ſein müſſen dafür, daß es unſre innigſten Wünſche nicht erfüllen wollte. War es mir während meines erſten Aufenthaltes in Hannover nicht als beneidenswerthes Loos erſchienen, die Stellung eines Vorleſers bei'm künftigen Herrſcher einzunehmen? Brachte ich nicht den vielſeitigen Bemühungen (um nicht „Kabalen" zu ſchreiben) recht einflußreicher Herren und Damen, welche mir ſolchen Platz ſichern wollten, dankbarſte Bereitwilligkeit entgegen? Und fühlt' ich mich nicht tief niedergeſchlagen, ja grollte ich nicht förmlich mit der Vorſehung, als die Kabalen für mich — wie es denn an Höfen zugeht, — den Kabalen wider mich weichen mußten?

Das liebenswürdige Weſen der Königl. Hoheiten hatte mich wie bezaubert. Sein Verſtändniß für Shakſpeare, in der Dichtung innerſten Kern eindringend; ſeine Freude an meinen Vorträgen; der Gemahlin huldvolle, heit're Umgangsweiſe . . . ich dachte mir's gar zu reizend, dem blinden Herrn manchen Abend mit etwas Beſſerem zu verkürzen als mit alltäglichem Salon-Geſchwätz. An die Gefahren, die einem, ſeine Zunge ſchlecht hütendem Vorleſer des künftigen Königs, zwiſchen lauernden, zum Theil neidiſchen Umgebungen drohten, dacht' ich nicht. Wie wäre das auch möglich geweſen, wo Freiheit des Wortes gegönnt; wo fröhliche Ungebundenheit ringsumher vorzuwalten ſchien? Wo von einengender Etikette durchaus nichts bemerklich ward? Wo jedweder Scherz, mitunter auch ein gewagter, ungezierter An- und Wiederklang fand? Ich gedenke immer noch, als wär's von geſtern, eines komiſchen Auftrittes, der am Deutlichſten ſpricht für den von jeglichem Zwange freien geſelligen Ton.

Beim Kronprinzen wurde, faſt nach engländiſchem Brauche ſpät diniert. Das hatte zur Folge, daß unſre Vorleſerei kaum vor acht Uhr beginnen konnte. Und ſo war es mir bereits mehrmals begegnet, daß ich, der ſeit der gewöhnlichen Speiſung am table d' hôte nichts genoſſen, bei meiner Heimkehr gegen Mitter-

nacht das Hôtel in tiefem Schlafe fand, und hungrig (zwei Stunden ſprechen machte mich zu jener Zeit noch hungrig) in's Bett hatte gehen müſſen. Denn die Süßigkeiten, welche im Palais herum gereicht wurden, waren mir zu weichlich; gaben auch keine conſiſtente Sättigung; und ein Glas Wein, mocht' es immer einige Stärkung verleihen, genügte doch auch nicht. Um nicht gleich nach zugeklapptem Buche ausreißen und zu Hauſe die Ruhe der müden Dienerſchaft ſtören zu müſſen, erfand' ich mir ein Mittel, neugekräftiget nach der Vorleſung noch ein Stündchen aushalten zu können, wobei mir eine ſolide lederne Taſche (ich beſitze ſie noch) vielmehr Mappe zu ſtatten kam. Dieſe hatt' ich mir eigens machen laſſen, um in ihr mein ganzes Handwerkszeug, als: kleines Leſepult nach eigner Invention, Bücher und Manuſkripte, vorzüglich aber niedrige Leuchter mit dazu gehörigen kurzen dicken Kerzen unterzubringen, weil die verwünſchten hohen Armleuchter, wie die Hoflakaien mir auf's Tiſchchen ſetzten, den oftmals blaſſen Druck nicht genügend erhellten. Wo ich anrückte, durft' ich ſagen: omnia mea mecum porto! Sogar ein Büchschen mit nicht verſagenden Zündhölzchen führte ich. —

In beſagter Mappe hatte ich mir nun vor- und fürſorglich ein Paar Semmeln und — furchtbarer Gedanke eines „zu Hofe" Fahrenden! — zwei wirk-

liche höchſt proſaiſche Würſte geſteckt. Alſo ausgerüſtet ging ich diesmal an's Werk. Nachdem es vollbracht, zog ich mich in ein Nebenzimmer zurück, wo ich meinen Kram gehörig einpacken könnte, griff auf dem Wege hinaus ein großes Glas voll perlenden, duftigen Weines vom Plateau eines vorübergehenden Dieners herunter, und machte mich ohne Zeugen an die Mappe, die ich abwechſelnd füllte mit Büchern, auseinander zu ſchraubenden Leuchtern, einzuwickelnden Kerzen, und zugleich ihres eßbaren Inhaltes entleerte. Ich mag mich wohl ein Bischen zu lange in den Genuß verbiſſen haben, denn plötzlich vernahm ich aus dem benachbarten Raume die laute Frage Seiner Königlichen Hoheit: Was iſt denn aus Holtei geworden? wo ſteckt er denn? und zugleich trat ein Adjutant des Prinzen, der mir ſehr gütige freundſchaftliche Major von Stolzenberg raſch genug bei mir ein, um auf friſcher That mich zu ertappen. Er zögerte keinen Augenblick mit dem Rapport: Königliche Hoheit, der frißt eine Knackwurſt! — Großer Jubel! Der Entlarvte wurde an's Licht gezogen und er legte ein ehrliches Bekenntniß ab, welches keine Mißbilligung erlitt, ſondern mit gewohnter Nachſicht aufgenommen ward.

Ich wäre ein Undankbarer, wollt' ich verhehlen,

(was ich, meines Erinnerns, ja ſchon in den „Vierzig Jahren“ ausgeſprochen), daß ich in jenen Kreiſen nur Liebes und Gutes erlebte; daß ich vollſtändigen Grund hatte, den Spendern ſolcher Gunſt herzlichſte Anhänglichkeit zuzuwenden.

Erwäg' ich nun, daß im Falle meines Engagements zum ſtabilen Vorleſer nur Zweierlei möglich geweſen wäre:

Entweder, daß ich weder Beſonnenheit noch Geſchick in hinreichendem Grade entwickelt hätte, um mich auf dem glatten Parkett des Hofbodens aufrecht zu halten — nun, dann war's ein nicht beneidenswerther Ausgang, den meine Anſtellung nahm . . . .

Oder, daß ich mich behauptet, daß meine Anhänglichkeit mit den Jahren zugenommen, daß ſie meine Seele ganz erfüllt, und mich zum treuen Diener eines königlichen Herrn gemacht hätte . . . wären nicht im verhängnißſchweren Jahre 1866 dieſe natürlichen Gefühle in den furchtbarſten Widerſtreit gerathen mit den noch natürlicheren, eingeborenen des alten Preußen?

Male ich mir dieſen Zwieſpalt, dieſen furchtbaren Kampf eines redlichen, wahrhaften, aber — ich geb' es zu — oft ſchwachen und ſchwankenden Menſchen

recht deutlich aus, dann wiederhol' ich mir: welch' ein Glück iſt's geweſen, was ich damals wie ein Unglück betrachtet habe!

12.

— Weshalb will ſich der Menſch ſeine eignen Schwächen und Thorheiten ſo ungern eingeſtehen? Weshalb vermeidet er, ſich ehrliche Selbſtbekenntniſſe abzulegen? Es ſteht damit ſchier wie mit jener gläubigen Frömmigkeit, die Viele zu erheucheln ſich bemühen, als ob ſich der liebe Gott etwas weiß machen ließe! Der Ewige durchſchaut mich doch! Wär's nicht Unſinn, ſich vor ſich Selbſt verbergen zu wollen? Und gleichwohl üben ihn Tauſende. Dagegen ſcheint ja Vogel Strauß, der ſich gedeckt wähnt, weil er ſich ſelbſt blind macht, ein wahrer Plato an Weisheit. Ich bin mitunter ein großer Narr, das geb' ich zu; doch darin muß ich mich loben, daß ich niemals verſuche mir's wegzuleugnen. Nein, ich geige mir die Wahrheit in allen Tönen, in Dur und Moll. Sie klingt bisweilen recht unmelodiſch; hat mich auch früher ſehr traurig geſtimmt. Späterhin hab' ich's erreicht, in den meiſten Fällen das Komiſche dabei herauszufinden, und ich lache mich, ſobald ich wieder einen neuen Beweis von Narrheit an mir gewahr

werde, herzhaft aus. Seit einiger Zeit ertappe ich mich auf dem Gelüsten Romane zu leſen, und Erzählungen, die ich ſelbſt geſchrieben. Dieſe eitle Thorheit wurde zuerſt angeregt durch das Bedürfniß an langen einſamen Abenden überhaupt irgend Etwas zum Leſen zu haben, und damals griff ich, bei augenblicklicher Entbehrung anderer, nach einem meiner eigenen älteren Bücher. Ich kann mir nicht helfen: es gefiel mir; ja, ich ſag's gerade heraus: es gefiel mir beſſer, als manche berühmte Bücher allgeprieſener Autoren. Es war mir fremd geworden; ich las es ohne Vorurtheil, wie die Arbeit eines Fremden. Zwar fehlte es nicht an Rüfflern, die ich dem Autor angedeihen ließ, und bei vielen Stellen tadelte ich ihn ſchonungslos. Doch im Ganzen war die Wirkung inſofern günſtig, als ich den Hauptcharakter, den Träger der Geſchichte meiſtentheils pſychologiſch und treu geſchildert fand, ohne gewaltſame Sprünge und ohne konvulſiviſche Effekthaſcherei. So hab' ich denn weiter geleſen, nach und nach den ganzen Stoß von dicken und dünnen Bänden durchgenommen, und mich mitunter an mir geärgert oder amüſiert, einigemale gerührt . . . je nachdem. Zuletzt behauptete leider der Aerger das Feld. Der galt jedoch nicht dem Autor . . . er galt dem Korrektor, — den Korrektoren, die ſo entſetzliche Druckfehler ſtehen ließen,

daß mir bisweilen mein bischen Freude verging. Und darin bestand die gerechte Strafe für kindische Eitelkeit eines alten Schreibers.

Nur diejenigen Druckfehler bringen zur Verzweiflung, welche einen unrichtigen, einen Doppel-Sinn zulassen. Mit solchen bin ich förmlich überschüttet. Wenn man lieset:

Leib statt lieb,
keine — eine,
Flucht — Luft,
Opfer — Ofen,
Heere — Haare,
langsam — bangsam,
Anführer — Aufrührer,
verneinend — vereinend,
ach — ich,
vorhielt — vorenthielt,
Weste — Wespe,
sitzen — sinken,
vereinigte — verneigte,
General — Gemal
Tendenzen — Tanzenden,
Oberon — Oberen.
Züge — Ziege,

jünger — günſtiger,
zuckten — guckten,
oder — ohne,
ſogleich — folglich,
Alter — Altar,
unwillkommen — unvollkommen,
Generalberichte — Generalbeichte ꝛc.,

wenn man ſich lange den Kopf zerbrechen muß, um dahinter zu kommen, was eigentlich gemeint iſt .... möchte man da nicht verſchwören, noch fernerhin für den Druck zu ſchreiben??

Beſſer wär's!

13.

— Als der Erſte lebende deutſcher Dichter, und aller deutſchen Dichter Einer der Erſten, im Tode die Augen ſchloß, da hatten ſich ſchon ernſte Ahnungen eines nahbevorſtehenden ſchweren Krieges unſrer Seelen bemächtiget, und dieſer theils niederdrückenden, theils aufregenden ringsum verbreiteten Stimmung wollten des großen Mannes getreuere Anhänger gern die Urſache beimeſſen, daß die Kunde von ſeinem Tode nicht einen ſo tiefen Eindruck hervorgebracht, wie dem Poeten, dem Gelehrten von ſolch' hoher Bedeutung gebührt hätte. Wir ſuchten uns damit zu tröſten;

aber es war doch kein ausgiebiger Troſt; er hielt bei näherer Betrachtung nicht Stich. Denn verglich man die ſcheinbar theilnahmloſe Stille um Rückert's Grab mit jenen geräuſchvollen Kundgebungen bei Ludwig Uhland's Hinſcheiden, da durften denkende Menſchen faſt irre werden an Deutſchlands Empfänglichkeit und Dankgefühl. Allerdings kam bei Uhland ein großer Theil helllauteſter Huldigungen weniger auf den Dichter, als vielmehr auf den Mann politiſcher Bewegung. Galt er doch denjenigen Parteiführern, die auch in der Literatur (um mit Goethe zu reden) „wo nicht den Ton, doch den Laut angeben," für einen Hauptgenoſſen, deſſen Popularität ſich noch geſteigert hatte, nachdem er den preußiſchen Verdienſtorden für Kunſt und Wiſſenſchaft ausgeſchlagen, der ihm als Erbtheil von einem andern Ludwig, von Ludwig Tieck, zugefallen war. In Uhland wurde folglich der Oppoſitionsmann mehr und rauſchender gefeiert wie der Dichter; dafür ſorgte eben die Oppoſition. Und ſie erfüllte dadurch ihre Pflicht. Feierte ſie doch in ihm einen ihrer Beſten, Reinſten, der von jeglicher Selbſtſucht frei, nur einer Idee: nur der Einigung Deutſchlands gelebt zu haben, gerühmt werden darf. Hätten alle Diejenigen, welche dieſelbe Idee, dieſelben Wünſche in ihrer Seele hegten, aber ſie nicht im Sturme lebendig machen

wollen, bei Rückert's Tode ihrerseits das Nämliche gethan; hätten sie den Dichter, welcher lärmender Gegenwart und ihren Zwisten ausweichend, den Rest seiner Tage in zurückgezogener Beschaulichkeit hinbrachte, als einen der Ihrigen gefeiert; hätten sie sein Grab geschmückt . . . . ach, mein Himmel, dazu hätten sie ihn ja erst kennen müssen! Und wie Viele kennen denn wirklich Friedrich Rückert's unermeßlichen, unerschöpflichen Reichthum? Die Jungen scheinen kaum zu wissen, und die Alten scheinen vergessen zu haben, welch' gewaltigen Einfluß Er auf des Vaterlandes Erhebung ausgeübt. Durch die Jahre Dreizehn, Vierzehn, Fünfzehn dröhnen seine Kriegsgesänge voll Zaubermacht, und die „Geharnischten Sonette" schreiten des Sieges stolz bewußt vor tapferen Kämpfern her. Mit Ernst und Scherz, mit Spott und Trauer, mit triumphierender Freude hat er Preußens Fall, hat er Preußens Erhebung und Frankreichs Niederlage damals begleitet. Der tönendste Barde der Befreiungskriege war „Freimund Reimar." Er hat sich, ein im Ausland geborener Dichter, durch seine Dichtungen zum Preußen nationalisiert. Das sollen mitempfinden, die sich freuen Preußen zu sein. Schon um deswillen sollen sie begierig den Kranz betrachten, und mit inniger Pietät, den eines edlen, würdigen Sohnes Liebe dem Vater

aus hinterlaſſenem Blumenvermächtniß flocht, den ſie ihm um's Grabkreuz wand. (Lieder und Sprüche. Aus dem lyriſchen Nachlaſſe von Friedr. Rückert. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer.) Dieſe Blüthen ſind aufgegangen während der letzteren Lebensjahre dieſes fruchtbarſten und zugleich formbeherrſchendſten Meiſters aller Meiſter. Sie tragen des Alters Spuren, ja! Doch nicht etwa weil ſie matt, farblos wären, ſonder Saft und Duft? Nein, nur weil ſie, fern den Stürmen der Zeit, in ſicherem Thale, unter'm Schutze milder Weltbetrachtung, willigentſagender Weisheit, verſöhnend-ausgleichender Zuverſicht gediehen. Er ſagt, den alten kränkelnden Rückert mit dem jugendfriſchen feurigen Freimund Reimar vergleichend:

„Wie der Vogel auf dem Baum,
Der ſich müd' am Tage ſang,
Nur noch zwitſchert leiſ' im Traum,
Daß es in der Nacht verklang;

„Alſo werden meine Lieder
Leiſer gegen meine Nacht,
Und die lauter'n ſing' ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht."

Er iſt heimgegangen, ſingend bis zur letzten Stunde .... und wir lauſchen den ſanften, verklingenden Melodieen voll Andacht, wenn auch nicht ohne Schmerz, daß er im Winter ſterben mußte,

daß er den Sommer nicht mit erleben durfte; jenen Sommer, der nur ein Vorbote gewesen größerer Begebenheiten, gewaltiger deutscher Siege. Die Kunde davon wird ihn jenseits erreicht haben, und Preußens unvergeßliche Luise, des deutschen Kaisers Wilhelm schöne Mutter, hat den Verklärten geschmückt mit jener berühmten Rose, die Er in einem seiner herrlichsten Gedichte unsterblich gemacht. Und die Dryade der „Straßburger Tanne" haucht ihm aus dem Geflüster immergrüner Zweige beseligend zu: „Es ist erfüllt!"

Da reicht Uhland ihm brüderlich die Rechte: „Wir sind vereint." Der alte Blücher tritt herzu: „So ist's recht; Man vorwärts!" —

Und was sie geträumt, ersehnt, es hat sich begeben; es ist erfüllt.

Nun ist Dein neuer Tag erwacht,
Nun singe wieder laute Lieder!

14.

— Die liebe leidige Bücherschreiberei hat in ihrem Gefolge viel trübe traurige Stunden, wenigstens für Denjenigen, der nicht erst auf kritische Urtheile und Verurtheilungen Anderer warten darf, weil er sich selbst am strengsten kritisiert und Alles, was ihm fehlt,

gar wohl erkennt. Aber ſie hat auch Stunden der Freude, weil ſo mancher Gruß aus der Ferne dem Verfaſſer kündet, er habe nachſichtige Leſer gefunden, habe ſich durch redliches Beſtreben unbekannte Freunde und Freundinnen erworben. So vornehm ich während vieljähriger Schriftſtellerlaufbahn im Ganzen abgefertiget worden bin; ſo reſerviert etwaige Anerkenntniß meiner beſcheidenen Verſuche gewöhnlich gefaßt wird; ſo deutlich man mir zu verſtehen giebt, ich möge mir um Gotteswillen nicht einbilden, irgend etwas geliefert zu haben oder liefern zu können, was Anſpruch auf den Namen „Kunſtwerk" machen dürfe .... eben ſo häufig ſagen mir Zuſchriften von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen, meine Erzählungen hätten Wiederklang in ihren Herzen, in ihren Seelen gefunden. Meine Enkel werden, wenn ich tod bin, große Mappen voll von derlei, ſehr verſchieden abgefaßten Aeußerungen des Wohlwollens zu durchblättern haben, mit denen ich bei Lebzeiten zu prahlen unterließ; an denen ich mich im Stillen erfreute; denen ich verdanke, daß ich nicht allen Muth verlor, wenn mir noch ſo bange war um das Schickſal eines neuen Romanes. Béranger ſingt: „Von den Echo's, die unſere Lieder hervorrufen, dünken uns die entfernteſten (les plus lointains) die ſüßeſten (les plus doux)." Ich bin kein Béranger; aber ich lege ein

ähnliches Geständniß ab: Von den zustimmenden Briefen, die meiner Autorschaft gelten, haben mir die von mir gänzlich fremden Personen am wohlsten gethan. Manche nannten sich nicht einmal und gaben desto mehr zu denken. Diesen letzteren habe ich, neben mehreren mir unbekannten und unerforschlichen Namen, eine besondere Mappe eingeräumt. Dieser Tage bemühete ich mich in letzterer einige Ordnung zu machen, da fiel mir ein Schreiben in die Hand, welches nicht an mich gerichtet, sondern offenbar aus den hinterlassenen Papieren eines mittlerweile Verstorbenen, von Hinterbliebenen mir zugesendet worden ist.

M. 24. Decbr. 1853.

„Ich lese eben, oder vielmehr beende eben die Lectüre (sie sei auch Euch dringendst empfohlen für einige der langen Winterabende; mir brachte sie Trost und Erquickung in mehren schlaflosen Nächten: Gottes Lohn dafür dem trefflichen Verfasser!) eines Romanes! Er führt den Titel: „„Die Vagabunden,"" R. in 4 Bänden von Holtei.

Man hat ihn verdientermaßen gelobt und nur die 4 Bände getadelt, d. h. den Inhalt als um den vierten Theil zu viel dem Verfasser zum Vorwurf gemacht. Das mag kunstrichterlich richtig sein, dilettantisch nicht also. Ich meiner-

ſeits könnte mir ſogar einen fünften gefallen laſſen, um der Trefflichkeit des Ganzen willen. Er hat mich ſo hingeriſſen, daß er mir, dem achtzigjährigen Anachoreten, nächtlichen Romanleſer, und dann nur noch in der Romanenwelt Verkehrer, mehr als einmal die bitterſüßeſten Thränen erpreßt. Es iſt als ob Perſonen und Schickſale mich zunächſt angingen. Wenn nicht einige logiſche Verſtöße und etwelche Uebertreibungen wären, — wie z. B. die ſchwarz-braune Bärbel, die für mich eine aſchgraue Hyperbel iſt, und der Mutter Gokſch unnatürliches Betragen gegen die Tochter nach Empfang ihres letzten Briefes, — ſo würde der Roman ganz vollkommen, freilich alsdann aber auch ſchon zu Ende ſein, vielmehr gar nicht exiſtieren. Solche ſtörende Roman-Motive zu umgehen, durch logiſche, zugleich aber doch auch ungewöhnliche, vielmehr außerordentliche, ſpannende, poetiſche, mit einem Wort: romaneske und doch logiſch-gerechtfertigte zu erſetzen, iſt gewiß mitunter ſehr ſchwierig; unmöglich ſcheint es mir aber doch nicht.

Es müßte ſehr intereſſant ſein, des Verfaſſers Rechtfertigung der Mutter Gokſch zu vernehmen. Ich verſuche ſie ſelbſt; könnte es auch pſychologiſch-konſequent wohl zu Stande, keineswegs

aber über's Herz bringen, die treffliche Frau mit einem echt=liebenden Herzen dahin, die geliebte, verlorene, in Reue ſich verzehrende, nach Mutter und Sohn ſich ſehnende Sünderin — (und wäre ſie eine noch zehnmal ärgere!) — nicht mit offnen Armen jubelnd empfangen zu laſſen.

(Die Fortſetzung meines Briefes im Beiblatt.)"

Weder dieſe Fortſetzung, noch irgend welche Andeutung über den Schreiber iſt mir weiter zugekommen. Ich habe ſogar jedes Mittels mich beraubt, den Wohnort derjenigen, die mir dies Blättchen zugeſendet, auszukundſchaften und vielleicht etwas Näheres über den Verſtorbenen zu erfahren, weil ich ſo unvorſichtig geweſen bin, das den Poſtſtempel tragende Couvert, ſammt einigen andern zugleich anlangenden, in den Papierkorb zu werfen, wo ich es ſpäterhin, nachdem der Inhalt mich begierig danach machte, nicht mehr herausfinden konnte.

So bleibt mir nur das Gedächtniß eines wohlwollenden Leſers, von dem ich nichts weiß, als daß er mir ein ſolcher war. Und an dieſes dankbare Gedächtniß knüpft ſich der innige Wunſch: Ach, wenn es doch viele ähnliche Leſer gäbe, die ſo liebevoll, ſo

unparteiisch, so strenge und so geistreich auf das eingingen, was ein armer, bescheidener Autor ihnen darzubieten vermag!

15.

— Herr Regierungsr. X. (also ein königlicher Beamteter) erkärte neulich: Seiner Ansicht nach hätten die Herren Geschworenen immer Recht, wenn sie ihre parteiischen Urtheile in Betreff angeklagter Persönlichkeiten geltend machten, und nach eigenem Ermessen, nach individuellen Gefühlen, auch Mörder, d. h. Raubmörder, und ähnliche Wohlthäter des Menschengeschlechts als „Nichtschuldig" bezeichneten. Bei politischen, oder gar Preßvergehen, verstehe sich das ohnehin von selbst, weshalb denn auch letztere durchaus dem Forum der Jury angehörten. Was man Staatsanwaltschaft nenne, sei übrigens ein schon gänzlich verrottetes, nicht mehr zu duldendes Institut. Ihm wäre außerdem unter allen Umständen eine aus den niedrigsten Elementen zusammengewürfelte Volksjury lieber, wie unsere blödsinnigen Richterkollegien.

So äußerte sich dieser Herr. — Wenn ich dergleichen Aeußerungen, noch dazu aus solchem Munde, vernehme, da frag' ich mich im Stillen, ob die ganze Welt verrückt geworden ist? Der will offenbar Lynch-

juſtiz eingeführt wiſſen. Er, der die feinſten Genüſſe üppig ſucht, dem nur der edelſte Wein ſchmeckt, der ſtutzerhaft „elegant“ auftritt, excluſiv (ſo weit ihn ſeine geſelligen Verbindungen tragen) wie Einer; der fortwährend mit „Geſindel,“ „crapule,“ „Pöbel“ um ſich wirft, ... dabei aber freilich Jedweden beneidend haßt, welcher etwa von altem Adel iſt oder einen höheren Orden (als er) beſitzt.

Die Widerſprüche dieſer Gattung in unſerer Zeit ſind geradezu unglaublich. Hört' ich doch eine Dame, die förmlich raſend nach vornehmſtem Range, alle Künſte raffinirteſter Intrigue aufgeboten hat, um ihren Töchtern glänzende Partieen (in ihrem Sinne gut!) zu machen, laut und kühn „dem lieben Gott danken, daß Er ſie habe ein Buch, wie „Les misérables“ von Herrn Victor Hugo erleben laſſen!“

Und das geht den Leuten ſo hin, und niemand wagt ihnen zuzurufen:

„Wie kann man aber ſo frech ſein?“ — Niemand, außer vielleicht ein alter aufrichtiger Narr gleich mir, der ſich dadurch Gegner und Feinde auf den Hals zieht. Werd' ich denn niemals erlernen, mein vorlautes Maul zu halten?

16.

— Schlagwörter, die mich in's Geſicht ſchlagen: durchgebildet (politiſch) — famos — koloſſal — klaſſiſch — rieſig — faktiſch — ſympatiſch — lauſchig (ein Plätzchen) — noch in der zwölften Stunde — in gehobener Stimmung — die Heißſporne — Sekt (für Champagner) — des Pudels Kern — mit elaſtiſchem Gange — ſchließlich — derartig — in intereſſanten Umſtänden — herausſtellen — anbahnen — maßregeln — ein Attentäter — beiläufig (ſtatt „annähernd") — gelungen — krampfhaft — planen — ꝛc.

Wenn es ſo fortgeht und der Parlaments-, Zeitungs-, Induſtrie- und Eiſenbahn-Jargon ſich immer ſiegreicher jener Sprache bemächtiget, in welcher Leſſing und Goethe dereinſt zu ſchreiben verſucht haben, dann fehlt weiter nichts, als allgemein geläufig werdende Stenographie. Wie ſchön wird ſich in krauſen Zeichen das Buch des vollkommenen Fortſchrittes ausnehmen!

Zwei ſehr liebe Wörter jüngeren Urſprungs ſind mir noch: ſelbſtredend und ſelbſtverſtändlich.

„Bei dieſem Todesfalle liegen Verdachtsgründe
„vor, entziehen ſich jedoch ſelbſtredend der Mit-
„theilung." —

Oder: „ꝛc. daß heute Mittag die Feuerwehr alar-
„miert wurde, die ſelbſtredend nichts zu thun fand."

Oder (In der Taubſtummenanſtalt): „Da ſie taub „ſind, haben ſie ihn ſelbſtverſtändlich nicht ver„ſtanden, und weil ſie ſtumm ſind, konnten ſie „ſelbſtredend unmöglich ſprechen.“

17.

— In Marokko herrſcht die Anſicht, daß die Gebete der wahren Diener des Propheten, die als Seiner würdige Lobſprüche emporſteigen zum Schöpfer, Dieſem wie göttliche Harmonieen erklingen und Ihm außerordentlich gefallen. Deshalb gewähre Er die an Ihn gerichteten Bitten nicht, aus Furcht, die Ihm angenehme Muſik könne dann verſtummen. Das Flehen der Juden hingegen und anderer Ungläubigen beläſtige Ihn dermaßen, daß Er ſich möglichſt beeile ſie zu erhören, damit Er ihr Geplärre nicht länger vernehmen müſſe.

Ein Marokkaner äußerte gegen Herrn Drummond Hay: „Vergangenes Jahr ließen ſich die Ausſichten auf unſere Ernte ſo ſchlecht an, daß ich nicht weiß, was aus Gottes armen Creaturen geworden wäre, hätte nicht mein Herr Sidi Abdallah den verfluchten Juden befohlen, um Regen zu beten.“

Wir lachen darüber. Ob wir ein Recht dazu

haben? Mir iſt, als könnten einzelne Bitten um Kleinigkeiten eben ſo wenig Aenderungen ewiger Beſchlüſſe bewirken, wie Prozeſſionen den dürſtenden Feldern Regen aus den Wolken hernieder zu ſingen vermögen. Mein Glaubensbekenntniß läuft auf eine allereinzige, ſehr kurze Gebetformel hinaus: „Herr, Dein Wille geſchehe!“

18.

— Ida von Düringsfeld hat den allerliebſten Ausſpruch gethan:

„Einen hiſtoriſchen Namen an das Kreuz eines „ſogenannten hiſtoriſchen Romans ſchlagen!“

Ich komme mir, wenn ich ein ſolches Buch, beſonders eins der beſten von dieſer Gattung, aufmerkſam und eifrig durchleſe, einigermaßen vor, als wäre ich ſelbſt an's Kreuz genagelt. Hiſtoriſche Romane ſind mir eine Marter. Und weshalb? hab' ich mich ſchon öfters gefragt. Doch wohl weil ſie dem Bischen Poeſie, was noch in unſern Romanen lebt und zappelt, dem Reſtchen Romantik, welches etwa noch vor Technik, Mechanik, Chemie, Phyſik und Social-Weisheit ſich zu retten verſuchte, vollends den letzten Fußtritt geben. In meiner Seele wenigſtens thun ſie's. Denn je tüchtiger der Autor ſeinen Stoff

handhabt; je tiefer und ernſter ſeine Studien dafür (vielleicht wirkliche hiſtoriſche Forſchungen!) geweſen ſind; je getreuer ſeine Schilderung bedeutender Charaktere ausfallen mag; je feſter ſeine Darſtellungsgabe mich (um bei'm Bilde der Kreuzigung zu bleiben) nagelt; ſo daß mir endlich wird, als könnt' ich aus aus ihm Geſchichte lernen; . . . . . um deſto grauſamer bezeigt er ſich dadurch wider ſeine eigenen dichteriſchen Erfindungen, in welche er Perſonen und Begebenheiten zu verflechten bemüht geweſen, und ohne welche ein hiſtoriſcher Roman überhaupt kein Roman mehr wäre, ſondern ganz einfache Geſchichtsſchreibung. War es ihm gelungen, mich für das Thatſächliche, das Reale zu gewinnen, wie darf er von mir fordern, daß ich, nach ſeiner Pfeife tanzend, mich davon losreißen und im Handumdrehen an ſeine idealen Schöpfungen glauben ſoll? Was mich vielleicht vergnügt haben würde, wenn es die Hauptſache in der Erzählung, die Poeſie mit ihren Reizungen geblieben wäre, das wird mir gleichgiltig, langweilig, widerwärtig, ſobald es mich aus der Erdenwelt des Geſchehenen in die Zauberwelt ſeiner Erfindungen zurücklocken möchte. Liebliche Schilderungen, anmuthige Intriguen ꝛc. ſind mir dann nur zähe Blüthenranken, die ſich mir um die Füße ſchlingen, mich in Erreichung eines höhern Zieles hemmend, und die ich

deshalb ungeduldig abschüttle oder durchreiße. Wie Schade, sag' ich mir dann, daß so viel Fleiß, so viel Talent unnütz darauf ver(sch)wendet wurde!

Wer eine Geschichte so reichlich ausschmücken will — und kann, der soll sich eben diese Geschichte erfinden; soll sie schaffen, als Poet!

Wer aber Geschichte schreiben will, der soll sie nicht durch willkührliche Zuthaten stören und zersplittern. Er soll sich ein Beispiel nehmen an gewissenhaften Historikern (siehe Ranke im Wallenstein), die möglichst nur Fakta geben, dem Leser etwaige Schlußfolgerungen überlassend; während er, der historische Romanschreiber, sich anmaßt, seine Figuren, die doch gar nicht die seinigen sind, in ihren innersten Motiven belauschen zu wollen, und ihnen Worte in den Mund zu legen, wie er's nun gerade braucht. Insofern bleibt der historische Roman ein niemals zu rechtfertigendes Zwitterding.

Jenen Helden, den ein Dichter sich ausgesonnen, erfunden, geschaffen hat, den halte ich, nachdem er erst mich festgehalten, dankbar in meinem Gedächtnisse fest.

Der historische Held jedoch, mit welchem sich ein Autor umzuspringen erlaubt als wär' Er dessen Schöpfer, der tritt, sobald ich das Buch zugeklappt

habe, drohend vor mich hin und ruft verächtlich: „Armſeliges Geſchlecht, was für Mährchen läſſeſt Du Dir aufbinden!? —“

Mit dramatiſcher Behandlung iſt's ganz was Anderes. Schiller's Wallenſtein z. B. iſt eben Schiller's Wallenſtein, nimmt Fleiſch und Blut an, auf ſeine Weiſe, und fragt gar nicht danach, ob dieſe auch des hiſtoriſchen Wallenſtein's Art und Weiſe ſei. Er iſt da! Er lebt vor unſern Augen, und er ſpricht vernehmlich: „wollt' ihr nicht an mich glauben wie der Dichter mich ſchuf, nun dann laßt's bleiben. Ich fühle meine Berechtigung in mir!“

Mich dünkt, durch nichts ließe ſich der tiefinnerſte Unterſchied zwiſchen Epos und Drama gründlicher nachweiſen, als durch den Vergleich zwiſchen epiſcher und dramatiſcher Benützung eines und deſſelben Stoffes.

19.

— Die Erzählung „der Schachtelnatz,“ welche das erſte Bändchen meiner Kriminalgeſchichten eröffnet, iſt zwar von mir erſonnen, geht jedoch von dem Faktum

aus, daß der Hausknecht in einer fürſtlichen Familie, weil er dereinſt als neugeborenes Kind in einer Schachtel vor dem Thore des Palais gefunden, und Ignatz getauft worden war, jenen Spitznamen beibehalten hat. Einige Züge, ſein Weſen und ſeinen Charakter betreffend, habe ich, wie ſie mir mitgetheilt wurden, in meine Geſchichte zu verweben geſucht; wahrlich ohne zu ahnen, daß er jemals davon Kenntniß erhalten könne. Auch hatte ich den Menſchen nie geſehn, und wußte weiter nichts von ihm.

Was begiebt ſich nun? Der Fürſt hat (Gott ſegne ihn!) auf die Geſammtausgabe meiner erzählenden Schriften (wohl bemerkt, ohne mich zu kennen!) abonniert. Der Kammerdiener beauftragt den Hausknecht, die einzelnen Lieferungen in Heften zum Buchbinder zu tragen. Ignatz blättert darin, entdeckt ſeinen Spitznamen, lieſet die Erzählung, und zieht aus dieſer den Schluß, der Verfaſſer derſelben, der ſeine Herkunft, ſeine liebloſe Mutter und deren Schickſale ſo genau beſchreibt, könne gar kein Andrer ſein als ſein leiblicher Vater; und Den wolle Er aufſuchen. „Denn es ſtehe ja gedruckt!“

So wäre ich beinahe mit einem Sohne beſchenkt worden auf meine alten Tage.

Nur mit großer Mühe iſt es gelungen, den jungen Mann zurückzuhalten, wie ich höre.

20.

— Auf einem vereinzelten Blatte mit Käſtner's Handſchrift, entdecke ich nachſtehende Notizen, von denen ich nicht weiß, ob ſie irgendwo ſchon abgedruckt worden?

1) In des Leipziger Buchhändlers C(ruſius?) Bücher-Verzeichniſſe fand ich angezeigt: „Neueſte Methode den Staar auszuziehen.“ Nun war im „Staar“ der letzte Buchſtabe nicht ausgedruckt. . Alſo las ich: Neueſte Methode den Staat auszuziehen. Dabei fiel mir ein, daß vor einigen Jahren die Leipziger ökonomiſche Geſellſchaft einen Preis daraufſetzte, wer aus einem Schafspelze die meiſte gute Wolle zupfen könne.

---

2) Da in Sachſen verordnet iſt, daß neue Eheleute auf dem Lande Bäume pflanzen müſſen, ſo ſtand einmal in der Zeitung: Es ritte ein Commiſſarius im Lande herum und ſähe zu, ob die jungen Eheleute ihre Pflicht thäten?

---

3) In den philantropiſchen Schriften aus Deſſau ſteht irgendwo: „Die Advokaten werden beſtändig durch Proceſſe beunruhiget.“ Dabei habe ich angemerkt, daß gerade durch Proceſſe die Advokaten beruhiget werden.

21.

— „Sie ſind brav, ich will Sie heirathen.“ — So ſoll Mozart (wie Niſſen verſichert) als ſechsjähriger Knabe zur Erzherzogin Marie Antoinette geſagt haben, da ſie ihn, während die andern Anweſenden lachten, vom glatten Parkett, auf dem er ausgeglitten, ſchmeichelnd erhob.

Wäre „Madame Mozart“ nicht vielleicht glücklicher geweſen, wie Frankreichs Königin? Wenigſtens würde ihr ſchönes Haupt nicht dem Mordbeile verfallen ſein.

22.

— Man pflegt zu ſagen: Die lobenswertheſte Frau ſei Diejenige, von welcher am Wenigſten geredet wird.

Wenn es fortgeht wie jetzt, läßt ſich daſſelbe bald auf produzierende Autoren anwenden: die tüchtigſten und redlichſten ſind manchmal diejenigen, über welche am Wenigſten geſchrieben wird; oder von Denen berühmte Litterarhiſtoriker ganz und gar ſchweigen.

23.

— G. E. Leſſing: Es iſt eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig iſt;

wie ihm Gegentheils, wenn die großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenſchaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen.

24.

— L. B. Picard: Ihr Alle, die Ihr viel höher ſteht als ich, und die Ihr Euch grämt über einen boshaften Journal-Artikel wider Euch — faſſet Muth! lernt Geduld. Möglicherweiſe ſeid Ihr ſelbſt die Einzigen, welche jene Bosheiten recht deutlich begriffen haben, und da doch all' dieſe Zeitungsblätter ſammt ihren Notizen, Berichten, Angriffen, Parteilichkeiten nur kurzes Leben beſitzen, ſo werden die Verleumdungen mit ihnen vergehen, und Eure Werke, wofern Ihr einiges Talent, einigen Werth in Euch tragt, werden dauern.

25.

— Unter diejenigen deutſchen Denker und Dichter, die meines Erachtens weder hinreichend an-erkannt, noch auch nur be-kannt wurden, zähle ich E. v. Feuchtersleben. Von ſeinen kurzen Sprüchen enthalten viele mehr Lebens-Wahrheit und Weisheit

in wenig Zeilen, als manche gerühmte Bücher in dicken Bänden. Dieſer Tage ward' ich an einen derſelben lebhaft erinnert, als ich im 87. Theile der Revue de deux Mondes Gaſton Boiſſier's lehrreichen Aufſatz: „Juvenal und deſſen Zeit" geleſen habe. Parteiloſer, gerechter, unbefangener zu urtheilen iſt nicht möglich.

Die hierher gehörige Feuchtersleben'ſche Strophe lautet:

„Entwickle tief und mühevoll das Gute,
„Das hier und dort Du anerkannt:
„Man hat ſich gähnend abgewandt,
„Verfolg' es mit Witzes Ruthe,
„Da wird dem Pöbel wohl zu Muthe:
„Du biſt ein Mann, Du haſt Verſtand!"

Herr Boiſſier geht dem römiſchen Satyriker tüchtig zu Leibe. Seiner Meinung nach hätte nur Derjenige das Recht die Geißel unbarmherzigen Spottes auf Andere fallen zu laſſen, der ſelbſt über ſeinem Zeitalter ſtehend, ſich und ſeine Perſon vor ähnlichen treffenden und verdammenden Anklagen ſicher fühlt; der ſich nicht ſelbſt mitzüchtiget, wenn er drein ſchlägt; den keine unedle Antriebe lenken; dem das Mißlingen eigener Unternehmungen, dem Neid und eitler Groll die Seele nicht mit Gift und Galle füllen; dem es lediglich um Recht und Wahrheit zu thun wäre. In dieſem Punkte nun ſoll es nach

Boiſſier's gründlich geführten Beweiſen mit weiland Juvenal nicht allzu ſauber beſtellt geweſen ſein. Die Inkonſequenz, Gehäſſigkeit, Ungerechtigkeit vieler ſeiner Angriffe wird mit unwiderleglichen Beiſpielen belegt.

Ich konnte nicht umhin, mich mehrmals während des Leſens zu fragen: Paſſen dieſe Nachweiſe nicht auch auf uns und unſere Zeit? Sind die Herren, welche heut zu Tage Alles lächerlich machen, vor denen keine menſchliche Schwäche ſicher iſt auf öffentlichem Markte an den Pranger gezogen zu werden, ſind dieſe Herren ſo rein, ſo vorwurfsfrei, daß ſie, ohne zu erröthen, verurtheilen dürfen?

Ach nein, daran glauben ſie ſelbſt ja nicht. Aber ſie wiſſen die Lacher auf ihre Seite zu bringen. Nach dem Uebrigen fragen ſie nicht, und die Lacher noch weniger.

26.

— Madame Phraſe iſt ein altes kokettes Weib. Sie hat mit Vielen gebuhlt, ſetzt ihr Metier noch immer fort, und findet immer noch Liebhaber. In neuerer Zeit hat ſie ſich „verplempert," wie man's nennt. Sie iſt ein Bündniß eingegangen mit Junker Scandal, einem zaundürren verhungerten Burſchen, der Niederträchtigkeiten jeder Art verübt, der ſich aber

ſchlau genug hinter die weitbauſchigen Rockfalten des dicken Weibes zu verſtecken weiß, wenn er fürchtet erkannt zu werden. Dieſes Paar geht darauf aus, die öffentliche Meinung zu beherrſchen, und wir dürfen nicht in Abrede ſtellen, daß es ihm damit nicht ſelten gelingt. Es hat gar viele Helfer, Geſellen, Abkömmlinge. Es ſetzt viele Kinder und Kindes-Kinder in die Welt, gleich den Blattläuſen, welche bekanntlich ſchon mehrere Generationen in ſich tragen, wie ſie geboren werden. Die Sprößlinge des unſterblichen Paares haben von der Mama ihre hochklingende Redeweiſe, vom Papa ſeine freche Zuverſicht geerbt. Sie werfen mit „Freiheit," „Durchbildung," „Sittlichkeit" um ſich, hüllen ſich in bunte Lappen, gleißen unter deren Schutzmantel, ſind und bleiben jedoch ihrer Abkunft getreu. Sie machen Skandälchen und Phräschen.

27.

— Nach Paul Féval. ꝛc. Das ſind jene albernen, ſchädlichen Geſchöpfe, die, ohne eigentlich bösartig zu ſein, der Männerwelt wahrer Fluch werden, und für die mächtigſten Maſchienen gelten können, das Feld des Böſen zu bearbeiten. Wir ſehen ſie lachend durch's Leben flattern; ſie ſind luſtig, drollig, ſie

„amüſieren" uns. Wir legen ihnen, wenn ſie ſich uns ſonſt nicht perſönlich aufdrängen, freilich keine größere Bedeutung bei, als etwa einem Gimpel oder einem Windſpiel, und das iſt in der Ordnung, denn ſie haben weder Hirn, noch Herz, noch ſonſt dergleichen. Aber ſollte eine Statiſtik des Verbrechens dereinſt aus dieſem Geſichtspunkte, mit Beziehung auf dieſe muntern kleinen Beſtien geliefert werden, die gebildete Menſchheit würde ſich entſetzen und ſchaudern. Wer unbetheiliget, gleichſam zum Zeitvertreibe (weil er kein Philoſoph iſt) unbefangen beobachtet, der entdeckt zu ſeinem Schrecken, daß fünf Sechstheile der Unterſchlagungen, Betrügereien im Handel und in der Verwaltung — zwei gute Dritttheile der Bankbrüche und Börſen-Calamitäten — und eine ſtarke Hälfte ſämmtlicher Mordthaten, auf Rechnung dieſer „harmloſen Mädchen" kommen.

Es läßt ſich nichts dagegen thun; ſie haben das Recht zu leben, ſo gut wie ich und Du! Und abgeſehen von ihren etwas kreiſchenden Stimmen, ihrem aus ſchlechten Theaterſtücken zuſammen geflicktem Geſchwätz, ihren unverſchämten Chignons, und ihrer furchtbaren Gefräßigkeit, ſind ſie bisweilen recht niedliche Thierchen. Nur, um aufrichtig zu reden, haben ſie nicht den tauſendſten Theil des Werthes, den ſie an Geld, Glück, Ehre vergeuden. Es wäre ſehr zu

wünſchen, daß der Fortſchritt der Civiliſationen (wie gütig von einem franzöſiſchen Schriftſteller, dieſes Wort hier in der mehrfachen Zahl zu gebrauchen, wodurch er andern Nationen zugeſteht, ſie ſuchten ſich ebenfalls zu civiliſieren!) daß dieſer Fortſchritt die Erfindung machte: wie jenen roſigen Schnauzen ein Maulkorb anzulegen ſei, ohne Beſchränkung perſönlicher Freiheit.

Das wäre eine Wohlthat für die Welt. —

Der pariſer Schriftſteller begnügt ſich mit dieſem einen Wunſche. Der deutſche im Vergleiche zu Jenem, faſt kleinſtädtiſche Breslauer, wünſcht eine Erweiterung beſagten Wunſches, welche ſich auf die Begleiter und Ehrenritter der freien Dämchen erſtrecken möchte. Er meint ihre ſogenannten „Lui's“*). Herr Féval wünſcht die Unheil verbreitenden Weibsbilder in ihrer verhängnißvollen Wirkſamkeit beſchränkt zu ſehen . . . . inſofern ſich das mit der vielgeprieſenen, verſchiedentlich zu deutenden perſönlichen Freiheit vertrüge. Ich meinestheils ſpreche ehrlich aus, daß es ſich mit meiner Anſicht von wahrer Freiheit ſehr wohl vertragen würde, wenn zur Abwehr gegen die frechen Schurken, welche bedauernswerthe lüder-

*) Denn Lui (von lui, Er) nicht Louis, wie gewöhnlich geſchrieben wird, heißen ſie.

liche Frauenzimmer unter ihr Sklavenjoch beugen, die Unglücklichen zu Betrug, Diebstahl, Raub anlernen, um ihnen dann die Beute zu entreißen und dieselbe zu verprassen; daß gegen diese ein Ausnahmsgesetz erlassen und in strengste Anwendung gebracht werden könnte, möchte solches Gesetz noch so scharf kontrastieren mit der unbeschreiblichen, manchmal unbegreiflichen Milde unserer jetzigen Gesetzgebung wider Räuber, Todschläger und Mörder. All' diese letzteren in ihren verschiedentlichen Abstufungen haben gewiß Rechte auf Mitleid und menschliches Erbarmen; denn Keiner von uns darf behaupten, daß es nicht vielleicht nur an äußern Verhältnissen liege, wenn er ohne ähnliche Schuld durch's Leben gegangen ist. Aber für die verworfenen Tyrannen der von ihnen gemißhandelten, in Grund und Boden verderbten leichtsinnigen Dirnen, regt sich kein Funke von Mitleid in meinem Herzen, und ich würde ohne Erbarmen jedes mit Blut geschriebene Urtheil an ihnen vollzogen sehn. Hol' der Henker diejenige Sorte von Freiheit, die verhindern will, daß eine nichtswürdige Rasse, vor deren Uebergriffen und Widersetzlichkeiten kein Beamteter mehr sicher ist, durch Gewalt unschädlich gemacht werde. Dergleichen Freiheit ist die schlimmste Tyrannei!

28.

— Ludwig Tieck hat im Gespräch mit Rudolph Koepke einmal geäußert: „Ich fühle, was die Schrift sagt, wenn sie die Patriarchen alt und lebenssatt nennt. Man hat endlich auch des Lebens genug. Welche Augenblicke kommen in einsamen und schlaflosen Nächten, wo alle Erfahrungen und Verluste an uns vorübergehen! Ich habe meine nächsten Angehörigen und Freunde verloren. Alles, was ich mit ihnen verlebt habe, wie ihr Verlust, ist mir wie gestern. Man kann wohl zu Zeiten heiter sein, aber dergleichen verschmerzt sich nicht."

Als ich im Koepke'schen Buche über Tieck diese Stelle zum ersten Male las, bin ich leicht darüber hinweggegangen. Jetzt, fünfzehn Jahre später, gewinnt sie erst ihre volle Bedeutung für mich, und mit jeglichem Jahre nimmt sie zu an Gewicht und Schwere. Um so etwas recht nachzufühlen, muß der Mensch hinter vielen, vielen Särgen her gegangen sein. Das Grausen vor dem Tode legt sich nach und nach, und zuletzt gelangt der Begleiter dazu, daß er denjenigen fast beneidet, dessen Leiche er folgt.

29.

— Le bonheur allemand nennen's die Franzoſen:

„Ein Glück, daß es nicht ſchlimmer iſt!"

„Es hätte noch ärger kommen können!"

„Gott ſei Dank, daß ich nicht Alles verloren habe!" u. ſ. w.

Solamen miserum, nenn' ich's.

Und dennoch giebt es in Noth und Unglück, bei Mühſal, Mangel und Entbehrung keinen tieferen Spruch der Weisheit, als den Troſt:

„Vielen Leuten geht's ſchlechter als mir!"

30.

— J. P. Fr. Richter: Die Menſchen fallen am Meiſten lächerlich aus, wenn ſie etwas in großer Zahl verrichten. —

Ja, wir haben's erlebt. Leider bleibt's jedoch nicht immer beim Lächerlichen. Es läuft auch manchmal blutig aus.

31.

— Cooper: Es wird den Großen und Mächtigen ſo leicht ſich beliebt zu machen, daß man zuweilen ſtaunen möchte es anders zu finden. Bedenken wir

aber, daß auch Jene die Verpflichtung haben gerecht zu sein, so staunen wir nicht mehr. Denn die Gerechtigkeit ist gerade diejenige Eigenschaft, gegen welche ein großer Theil des Menschengeschlechtes den entschiedensten Widerwillen hegt.

32.

— Wir könnten Vielerlei lernen von den Thieren (ich meine von wilden, ungezähmten, denn die Hausthiere haben ihre Ursprünglichkeit im Umgange mit uns fast verloren,) wenn menschlicher Hochmuth es zuließe. In was sie uns geradezu als Vorbilder dienen könnten, ist das sterben. Wie viel Umstände machen und fordern wir, wenn's mit uns auf die Neige geht! Wie lassen wir uns pflegen und hätscheln und bedauern! Wie ängstlich haben wir uns um das Bischen Leben. Da nehmt das Thier des Waldes! Wer findet seine Leiche, wenn sie nicht äußerer Gewalt erlegen ist? Hat jemand schon Adler, Hasen, Rehe, Hirsche entdeckt, die aus sich selbst, eben nur am Tode gestorben waren? Beim Herannahen der letzten Stunde sagt inneres Gefühl dem freien Thiere: es ist Zeit, ziehe dich zurück von der Welt. Und es sucht die verborgensten Gründe, Schluchten und Winkel, um still und unbemerkt die große That

zu vollbringen, die jeglichem lebenden Geſchöpfe bevorſteht, von der wir ſo viel Aufhebens machen. In großartiger Einſamkeit, in heldenmüthiger Faſſung entſagt das altermüde Thier dem Daſein. Ja ſogar der feig geſcholtene Lampe ſpricht zu ſeinen Genoſſen: lebt wohl, ich geh' ſterben! Und er ſcheidet als Held.

33.

— Kein Entomologe kann, bei ſeinen Wanderungen durch Wald und Feld, Stämme und Geſträuche ſchärfer mit den Augen abſuchen nach Inſekten, als ich's auf meinen Wanderungen durch Straßen und Gaſſen nach wunderlichen Namen und Aufſchriften thue. Neulich fand ich einen Herrn Quaſchigrogg (man wäre verſucht dieſen Namen von quasi Grogg herzuleiten, als einem Gaſtwirthe beigelegt, der ſothanes Getränk zu ſchwach gebraut habe?) und ſodann einen Herrn Quellmelz (bei welchem mich jeglicher Ableitungs-Verſuch im Stiche läßt). Aber für einen unſchätzbaren Fund betrachte ich die Anzeigen:

1) „P. Alexander, Klyſtierfrau nebſt Ohrlöcher ſtechen."
2) „Milchverkauf, wie ſie von der Kuh kommt, nebſt aufgeſetzt mit Sahne."

Dieſe koſtbaren Stylproben haben mich in das

Jahr 1823 zurückgezaubert, wo ich in Wien ein Täfelchen an der Hausthür bammeln ſah, des Inhaltes:

„Hier im vierten Stocke iſt das Zahnausreißen."

Und doch verſteht man, was die braven Leute ſagen wollen! Darauf kommt's ihnen zunächſt an. Alles Uebrige iſt unnütze Pedanterie.

34.

— Ich glaube man thäte wohl, aus Büchern, die vielleicht unbeachtet erſcheinen und bald verſchwinden, einzelne Stellen, welche dem Einzelnen ſo recht aus der Seele geſprochen ſind, abzuſchreiben und aufzubewahren. Wer kann die unüberſehbare Menge von jährlich gedruckten Büchern kaufen und beſitzen? Blätter laſſen ſich leichter unterbringen. Von Friedrich dem Zweiten wird erzählt, er habe es auf Reiſen ſo gehalten; nur daß er, was ihm beſonders gefiel, Blattweiſe aus dem ganzen Bande herausriß und in die Taſche ſteckte. Das würde unſer Einem zu viel koſten. Wir müſſen uns ſchon die Mühe geben, unſre Excerpte mit der Feder zu machen. So habe ich mir aus dem dritten Bande des Buches: „Dios no quiso" einige Sätze excerpiert, die mir werth ſcheinen erwogen, und ſogar von politiſchen Gegnern,

inſofern dieſelben ehrlich und unbefangen urtheilen wollen, gewürdiget zu werden. Ich habe keine Ahnung weder wer der Verfaſſer, welcher ſich „Franz vom Thurm“ ſchreibt, noch was, noch wo er ſein mag. Mich hat lediglich die eindringliche Logik ſeiner Anſicht für ihn gewonnen, die für alle Länder paßt.

„Die Partei des Königs iſt zahlreich im ganzen Lande, aber die Gegner ſind kühner und unternehmender; das iſt eben das Unglück, welches immer und überall auf den Königlichen laſtet. Es fehlt ihnen an Einigkeit, an Subordination. Sie greifen nicht zu ſchlechten Mitteln, wollen nicht den Weg der Geſetzlichkeit verlaſſen, und ziehen deshalb den Kürzeren. Deshalb ſieht man auch oft mit Verwunderung, wie ganze Städte, ganze Länder von wenigen Menſchen terroriſiert werden, die nicht ſkrupulos in der Wahl anzuwendender Zwangsmittel ſind. Alle Welt verachtet ſie — aber gehorcht ihnen. Wenn den Royaliſten die Sache gar zu bunt wird, geben ſie wohl einmal einen herzhaften coup de collier, doch ohne Plan, ohne Zuſammenhang, ohne Möglichkeit des Erfolges. Ganz anders verfahren ihre Gegner. Die treueſten Anhänger des Monarchen werden verleumdet, angeſchwärzt, dem Lande verhaßt gemacht, bis ſie von ſelbſt abtreten, oder bis der hintergangene Fürſt ſie von ſeinem Rathe entfernt, um der

ſogenannten Stimme des Volkes nachzugeben. Herrſcht in der Armee ein ritterlicher, echt militairiſcher Geiſt, dann wird unter tauſend kleinlichen, erfundenen oder herbeigeführten Vorwänden dagegen agitiert, bis es endlich nach und nach gelingt, die „„verthierten Söldlinge"" in „„intelligente Bajonette"" zu verwandeln. — Dieſe Intriguen, dieſe Rührigkeit, die de longue main vorbereiteten Attacken ſind, was ich Oben „„Mauerbrecher"" nannte. Der König und ſeine Anhänger ſehen entweder nicht das Treiben ihrer Gegner, oder tröſten ſich bei jedem Fortſchritt derſelben, indem ſie ſagen: Es war ja nur ein kleiner Stein, der von den ſtarken Wällen unſrer alten feſten Burg abfiel! — Aber ein Stein fällt nach dem andern; ſchließlich wird eine Breſche, durch welche der Feind in das Innere eindringt, wenn nicht gar die in ihren Fundamenten erſchütterte Mauer donnernd zuſammenbricht, den Thron . . . . und die Geſellſchaft unter ihren Trümmern begrabend. Die Könige machen es im Großen ganz eben ſo wie ihre Anhänger im Kleinen. Sie ſind indolent und glauben, daß die Fortſchritte der Revolution in ferneren Gegenden wenig oder nichts zu bedeuten haben. Sie fürchten ſich energiſch aufzutreten, um die wankenden Throne zu ſtützen, die gefallenen wieder aufzurichten . . . bis es an ſie kommt! So ſinkt ein

Thron nach dem andern. Zuletzt befinden ſich Monarchen und Völker in der Gewalt eines glücklichen Abenteurers, in deſſen Augen Wortbruch, Treuloſigkeit, Verrath erlaubte Mittel ſind, wenn ſie ihn nur zu ſeinen egoiſtiſchen Zwecken führen."

35.

— Ich ſtimme aus voller Seele in den Klageruf ein, den der franzöſiſche Schriftſteller Edmund About erhebt, wenn er ſchreibt: „Glücklich die Völker, die nicht eine Hauptſtadt haben! Wann ſoll die Zeit wiederkehren, wo Städte von etwa zehntauſend Einwohnern ſich ſelbſt genügend, ein angenehmes Daſein kannten? Wo eine artige, heitre, litterariſch gebildete Geſellſchaft ſich im kleinſten Winkel des Landes auf ihre Weiſe befriediget fühlte, und weder ihre Ideen und Anſichten, noch ihre Wünſche und Neigungen, noch ihre Thorheiten von der Ankunft der pariſer Poſt abhängig machte?"

Da wir Deutſche glücklicherweiſe nicht eine „Capitale" gehabt haben, konnt' es bei uns ſo ſchlimm nicht werden. Schlimm genug iſt's aber doch ſchon geworden, mit den oft albernen Vergleichen zwiſchen Wien, Berlin, Hamburg ꝛc. und minder

großen Städten; mit den unerfüllbaren Ansprüchen und Forderungen, die sich an jene dummen Vergleiche knüpfen; mit der daraus entspringenden Unruhe, Unzufriedenheit, krankhaften Reisewuth. Das kann leider auch nicht mehr besser werden . . . man müßte denn Mittel finden, die Eisenbahnen abzuschaffen. Und das geht nun doch einmal nicht mehr. Vogue la galère!

36.

— Der seit einiger Zeit zur Mode gewordene Kultus für die Rechte und Ansprüche der „Arbeiter," scheint geistige Thätigkeit gänzlich ausschließen zu wollen, und beschäftiget sich lediglich mit dem materiellen Wohlbefinden des Handwerkerthumes. Ich darf, mich betreffend, behaupten, daß ich ebenfalls zu den Handarbeitern mein Lebelang gehört habe, besonders seitdem das Mechanische der Schriftstellerei und die anstrengende Mühe des „Schreibens" mir immer schwerer wurde. Keinem Schuster kann sein Tagewerk so sauer ankommen, wie mir mitunter das meinige. Der Unterschied zwischen Jenen und unser Einem besteht in Draht und Pech ihrer-, in Gedanken (wenn Gott dergleichen bescheert) unsrerseits. Wobei es mir an Pech auch niemals gefehlt hat.

Zuverſichtlich ſtehn Schuſter, Schneider Tiſchler, Maurer u. ſ. w. in der öffentlichen Meinung höher als wir Büchermacher. Denn ſie ſind nützlich, unentbehrlich, während unſere Nützlichkeit nur ſehr bedingt, unſere Unentbehrlichkeit gar nicht vorhanden iſt. Freilich liefern wir oft ſchlechte Waare . . . aber wie ſteht's denn mit den Herrn Handwerkern? Erſt geſtern las ich wieder von einem zuſammengeſtürzten Hauſe! Unſere ſchlechten Bücher ſchlagen doch wenigſtens die Leſer nicht tod.

37.

— J. J. Ampère erzählt: „Prinz Bernhard von Sachſen-Weimar hatte mit einem amerikaniſchen Lohnkutſcher eine Fahrt nach der nächſten Stadt abgehandelt. Dieſer trat, die Peitſche in der Hand, in's Hôtel des Prinzen: „Wo iſt der Menſch, der heute Abend reiſen will? Ich bin der Gentleman, der ihn fährt!"

38.

— Charles Dickens-Boz: Auf die Nachricht vom Tode ſeiner Gattin kam Mr. G. von London herüber und begrub ſie in geſchäftlichem Styl. Dann

kehrte er eiligſt zum „Nationalaſchenhaufen" zurück, und fing von Neuem an, mit ſeinem Siebe nach Raritäten zu ſuchen, welche er brauchte, um andern Leuten, die andere Raritäten ſuchten, Sand in die Augen zu ſtreuen; mit einem Worte, ſich wieder den parlamentariſchen Pflichten zu widmen.

39.

— E. von Feuchtersleben:

„Frei woll'n wir ſein! Du geh' uns an die Hand,
„Sag' an, was mag uns dazu frommen?"
Befreit euch erſt von eurem Unverſtand;
Gebt Acht, das wird euch wunderbar bekommen.

40.

— Leibnitz: Das Loslaſſen der Maſſen iſt mir zuwider. So oft ich brüllen höre: „Kreuzige!" wittre ich eine Gemeinheit.

41.

— Immer, wenn ich in den Jahren 1864, 66, 70 den Ruhm unſeres Königs Wilhelm verkündigen hörte; und wenn ich gegenwärtig leſe, wie liebevoll Er als Kaiſer Deutſchlands (1871) empfangen wird; wie herzlich Er jedweden herzlichen Gruß erwiedert; wie

Er ſtets das richtige Wort findet, humanen und edlen Gefühlen Ausdruck zu geben; wie unbefangen und menſchlich klar Er Welt und Zeit betrachtet — immer gedenk' ich da jener längſt vergangenen Tage, wo Freund Raupach, der fleißige unerſchöpfliche dramatiſche Dichter, nicht allein Deutſchlands Bühnen mit neuen Tragödien, Dramen, Luſtſpielen, Poſſen verſorgte, ſondern auch dem damaligen Prinzen von Preußen und deſſen Gemahlin Auguſta ein Privatiſſimum über Geſchichte las. Raupach vertraute mir zu jener Epoche in einer ſeiner bisweilen mittheilſamen Stimmungen, (die er nicht oft und nicht für jedermann hatte,) beim Nachhauſegehn aus der litterariſchen Mittwochsgeſellſchaft, den Inhalt des Geſpräches an, welches der Prinz mit ihm gepflogen, eh' ſie in ihren hiſtoriſchen Wanderungen an die franzöſiſche erſte Revolution gelangten. „Ich fordre dringend," hatte Jener zu ihm geſagt, „daß Sie, lieber Raupach, in Ihrem Vortrage kein Blatt vor den Mund nehmen; vielmehr, daß Sie uns völlig rückſichtslos Ihre Anſichten von den tiefer liegenden Veranlaſſungen der ſchauderhaften Umwälzungen vorlegen. Vergeſſen Sie, wer wir ſind und verſchweigen Sie auch nicht das Aergſte. Wir wollen lernen; wir wollen die Wahrheit hören!"

So hatte damals der Königsſohn Preußens zum

früheren Petersburger Universitätsprofessor, zum Dichter der Hohenstaufen geredet. Und daß Raupach von der ihm gegebnen Erlaubniß Gebrauch gemacht, dafür kannten wir ihn. Schwerlich ließ sich der allerdings etwas pedantische, doch gründlich gelehrte Mann träumen, daß er im Prinzen einen Schüler habe, der berufen sei künftig die deutsche Kaiserwürde auf Hohenzollern zu übertragen. Gleichwohl gebührt auch ihm ein gutes Theil an der günstigen Entwickelung hochsinniger und freier Eigenschaften, welche unser Kaiserpaar schmücken. Das sollte nicht unerwähnt bleiben. Das müßte gelegentlich hervorgehoben und Raupachs Verdienst auch in diesem Gebiete anerkannt werden.

Mich schmerzt es in der Seele, wenn ich den harten, geringschätzigen Urtheilen begegne, die von so vielen Seiten, (und dennoch höchst einseitig) über seine Bedeutung als Theaterdichter nieder- (vielmehr ab- und nach-) geschrieben werden! Kritiker verschiedenster Gattung haben sich gleichsam das Wort gegeben, verächtlich von seinen Werken zu sprechen.

Steht es denn wirklich so schlecht damit? Ist uns denn, seitdem er Deutschland nicht mehr mit Originalstücken versorgt, so viel Besseres geboten worden, daß die gestrengen Tadler ein Recht haben ihn herabzusetzen? Waren denn Männer wie Hegel, Raumer,

Gans, Chamisso, Hitzig, Wilibald Alexis, Gubitz, Streckfuß, Nicolovius, Stägemann, Schreyvogel (A. West, in Wien), P. A. Wolff, Schmidt (in Hamburg) die ihn hoch schätzten, ja Goethe selbst, der ihn (ich hört' es von seinen Lippen) gern gelten ließ . . . waren diese denn sämmtlich Dummköpfe, ohne Geschmack, ohne Urtheilsfähigkeit?

Es scheint beinahe so, nach der Meinung Derer, die den Poeten Raupach verdammen. Aber diese Herren (unter denen sich berühmte Vortreter ästhetischer Gelahrtheit befinden) sollten, denk' ich, uns die Fortschritte durch Beispiele belegen, welche ihre Weisheit in's Leben gerufen hätte. Ich sehe mich tagtäglich vergebens nach einem Raupach um. So weit meine Urtheilskraft reicht, entdeck' ich keinen Ersatz für ihn.

42.

— Es mag zwei und vierzig Jahre her sein, daß Gräfin X. Y. Z. die sehr schlecht, und gerade deshalb vielleicht, sehr gern Französisch parlierte, von einer berühmten Sängerin in Berlin redend, äußerte: Elle n'a pas de coeur, mais elle sait singer l'ame, que c'est une malédiction.

Einer meiner jungen Freunde, der gar kein Französisch verstand, fragte mich, was die Dame gesagt

habe? Ich überſetzte kühn und frei: Sie verſteht, ohne Herz, die Seele nachzuäffen, daß man die Schwerenoth kriegen könnte!

Ja, ſeufzte Jener, das hab' ich geſpürt.

43.

— Der einſtmalige Direktor der pariſer Oper, Dr. Véron, klagt: Es iſt mir geſchehen, daß ich, ſelbſt in trauriger Lage, andere Leute dem Elend zu entreißen mich bemüht habe, die ſpäter als perſide Feinde gegen mich auftraten. Es giebt niedrige Naturen, denen weder Wohlthaten noch Wohlergehen gute Geſinnungen erwecken. Man kann ihnen eine Stellung, eine Gelegenheit zum Fortkommen geben — aber weder ein redliches Gemüth, noch einen edlen Geiſt.

Zu dieſem Thema könnte ich reichliche Variationen aus eigenem Daſein liefern. Und dennoch wird man nicht müde, ſich immer wieder für Undankbare abzuquälen? Thut nichts: Ein Dankbarer entſchädiget für Viele die es nicht ſind.

44.

— Gentz hat in einem ſeiner Briefe an Pilat Worte citiert, von denen er ſelbſt nicht zu wiſſen ſcheint,

wer ſie ausgeſprochen, wenigſtens giebt er die Quelle nicht an, doch beruft er ſich gewiſſermaſſen auf ihre Bedeutung. Aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche übertragen hätten ſie etwa folgenden Sinn:

„Es giebt zu viel Freiheit, zu viel Erregung, zu vielerlei Eigenwillen in der Welt. Unbändiger Stolz, der ſich aller Claſſen bemächtiget, iſt Schuld, daß Jedweder kämpfen, richten, ſchreiben, verwalten, oder herrſchen möchte. Eine Hälfte der Menſchheit iſt beſchäftiget die andere zu regieren, aber ſonder Erfolg."

Es liegt eine erſchreckende Wahrheit dieſer peſſimiſtiſchen Verurtheilung unſeres Zeitalters zum Grunde. Mir fielen, als ich jene Zeilen las, die Verſe unſres großen Epigrammatiſten Friedrich von Logau ein:

„Bei gutem Fürſtenregiment iſt mehr der Bürger frei,
„Als bei des leichten Pöbelvolks verwirrter Polizei,
„Die ſtets nach blindem Willen geht, übt freche Tyrannei."

45.

— Der amerikaniſche Schriftſteller Hermann Melville, (eine angenehme litterariſche Perſönlichkeit, bis auf etliche patriotiſche Träume von zukünftiger amerikaniſcher Weltherrſchaft) im Ganzen jedoch ſehr unähnlich anderen dortigen Erzählern durch ſeine Pietät für Vergangenes, erwähnt in einem ſeiner Bücher Folgendes:

„In Liverpool erinnerte mich der „König- und Königin-Dock," des Namens wegen, an die zwei Hauptstraßen des Dorfes aus dem ich stamme, die sich früher derselben royalistischen Benennungen rühmten; sie waren vor der Unabhängigkeits-Erklärung getauft worden. Einige Jahre später wurden sie bei einem freiheit-fieberischen Meeting, wo man König Georg nebst Gemahlin feierlichst für unwürdig erklärte durch unser Dorf L. unsterblich gemacht zu werden, ihrer schönen Namen beraubt. Ein ländlicher Antiquar erzählte mir einst, daß ein Ausschuß von zwei Barbieren beauftragt worden sei, der verrückten alten Majestät die Sache schriftlich mitzutheilen." —

Da konnte George Rex wohl mit Lessing ausrufen: „Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren."

46.

— Zuverläßige, gelehrte Forscher und Reisende bekunden, die Ebenen des Missisippi sind dereinst von angesessenen, Ackerbautreibenden Völkerschaften bewohnt gewesen, welche bedeutende „Fortschritte" in der Cultur gemacht hatten. Dies wird bezeugt durch die Ueberreste großer Tempel für ihre Gottesverehrung, und ausgedehnter Befestigungen wider ihre Feinde.

Dieſe Ueberreſte verbürgen zugleich bedeutenden Handelsverkehr mit andern entfernten Völkern. Viele große, oft Hunderte von Aeckern umfaſſende Bauten liefern Beweis dafür. Ebenſo die bei Nachgrabungen entdeckten Schmuck-, Töpfer- Waffen-Arbeiten, und verſchiedene Gegenſtände aus Silber, Kupfer, Gold geformt.

Vorzugsweiſe in den Thälern des Ohio und ſeiner Nebenflüſſe.

Aus Pflanzen- und Baumwuchs auf den Erdwerken läßt ſich ein Alter von mehreren tauſend Jahren vor europäiſcher Einwanderung ſicher berechnen.

Was aber haben jene Europäer gefunden, als ſie dort eindrangen? . . . Rothe, indianiſche Wilde, ohne die geringſten Anzeichen auch nur der leiſeſten Erinnerung an untergangene Cultur.

Und da ſoll man ſich vorfaſeln laſſen, von Amerika her werde das große Reich der Weltfreiheit, (!) des höchſten Fortſchrittes der Menſchheit uns zukommen? Aus dieſer „jungen friſchen Erde!“ Wie abgeſchmackt! Dort lebten wahrſcheinlich ſchon einmal klügere, edlere, beſſere Leute als wir ſammt unſeren Demokraten, Socialiſten, Kommuniſten ꝛc. Sie ſind untergegangen, verſchollen, wie wir, ſammt unſerer Tages-Fliegen-Weisheit, untergehen werden; wie jedwedes Volk, jedwede Zeit, nachdem ſie einen gewiſſen Höhepunkt erreichten, wieder verſank. Die Menſchheit im

Größen, Ganzen wird bleiben was ſie war, ſo lange ſich die Naturgeſetze nicht ändern. Nur dem Individuum kann im Einzelnen zu Gute kommen, was es im Laufe des Daſeins errang.

Das Menſchengeſchlecht macht keine Fortſchritte. Nur einzelne Perioden ſcheinen ſie zu machen.

47.

— Der Fürſt geleitete mich zu Wagen durch ſeine Waldungen, die ich lange, lange nicht geſehen. Wir fuhren hin und her. Auf mancher Seite vermißte mein Blick viele alte Bekannte, deren grüne Wipfel dereinſt auf mich hernieder ihre herbſtbunten Blätter geſtreut, wenn ich waldaus waldein unter ihnen gewandelt war. Sie hatten fallen müſſen, die rieſigen Stämme. Dagegen erhoben ſich rings umher friſch emporwachſende Nachkommen, die hoffend und Hoffnung verheißend in's Leben lachten. Vorzügliche Freude, zwiſchen allen übrigen älteren und neueren Anpflanzungen, gewährte mir ein Eichenkamp, den ich theilweiſe entſtehen geſehen und den ich jetzt wunderbar kräftig gediehen in ſorgſamſter Pflege wiederſah. Im Vergleiche mit raſcher ſich entwickelnden Bäumen, nimmt die Eiche auffallend langſam zu. Zwanzig Jahre hinterließen äußerlich nur geringe

Veränderungen in Umfang der Krone, oder Höhe des Stammes. Die Eiche braucht Zeit. Deshalb wird sie nachgerade sehr selten. Wie wenig Gutsbesitzer giebt es noch, in gegenwärtigen Zuständen, die bei dem unaufhörlichen Wechsel und Schacher, denen Grund und Boden unterliegen, an „künftig" denken wollen und können? Ausbeuten, zusammenschlagen, dazu ist ihnen der Wald recht. Anbauen? Und nun etwa gar Eichen, deren Ertrag erst Ur- Urenkeln zu statten käme? . . . Das wäre ja lächerlich! — Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bin ich von jeher ein Anhänger der Majoratsherrschaften und Fidei-Commisse gewesen. Nur ein großer Besitz, der den Statuten gemäß in der Familie verbleibt, kann Mittel und Neigung geben, für die Zukunft zu sorgen, zu schaffen. Mir ist wohl bekannt, was die Gegner solcher Institute dawider vorbringen, und ich weiß recht gut, wie viele Widersacher und thätige Feinde dieselben in unserer, mehr niederreißenden als aufbauenden Zeitrichtung haben, die gern jedwedes bindende Element beseitigen möchte. Dennoch bleib' ich bei meiner Ansicht. Möchten doch jene Zerstörer bedenken, daß conservative Bestrebungen ähnlicher Gattung sich sogar in den demokratischen Gesetzen amerikanischer Freistaaten hervorthun. Dort wird dem Vater das Recht zugestanden, sein Vermögen zu hinterlassen wem und

wie er will. Er darf Kinder enterben; er darf Einem ſeiner Söhne, gleichviel ob einem der Aelteren oder Jüngern Alles zuwenden, ganz nach Ermeſſen und Belieben. Im Staate Maſſachuſetts z. B. wird der Grundbeſitz faſt niemals getheilt. Der Aelteſte wird des Vaters Nachfolger. Jüngere Brüder ſuchen in Handel, Induſtrie, anderweitigen „Geſchäften" ſich ſelbſt durchzuhelfen, oder ziehen „gen Weſten," um ſich dort eigenen Beſitz neu zu erwerben.

Liegt in dieſen republikaniſchen Einrichtungen ein anderer Sinn, als das Bedürfniß zuſammenzuhalten was zerfallen müßte, wenn es aus einer Hand in viele Hände geriethe? Man zieht eine, bei uns als „feudale Ungerechtigkeit" verſchrieene Maßregel, den Gefahren gänzlicher Auflöſung vor. Ja, es giebt dort geſetzlich ſanktionierte Majorate, die jedoch nur bis in die zweite Generation dauern, und dann wieder aufgehoben werden dürfen.

Das letztere iſt nun allerdings unſinnig. Denn alle Nachtheile, alle Ungerechtigkeiten gegen zurückgeſetzte Kinder dürfen ſtattfinden, während der einzige, wirklich große und wichtige Vortheil dauernden Beſtehens, und daraus hervorgehender Familien-Tradition wegfällt. Wider die Verſchleuderung ſolches Beſitzes kann nur ein feſtſtehendes unerſchütterliches Geſetz Bürgſchaft leiſten.

Das waren meine Gedanken und Gefühle, als ich die herrlichen, festen, aber langsam heranwachsenden Eichen im großen Forste sah. Wobei natürlich in Erwägung zu ziehen wäre, daß bei solchem auf die Dauer begründetem und gesichertem Majoratsbesitze, auch die Vererbung der Titel auf unvermögende Sprößlinge wegfallen, daß nur der wirkliche Erbe großen Eigenthums auch den Rang fortpflanzen dürfe. Von „jüngeren Söhnen jüngerer Söhne" zu verlangen, daß sie sich als Grafen oder gar Fürsten halten sollen, während sie kaum das knappste Auskommen haben, ist eine Ungerechtigkeit, die, wie Erfahrung lehrt, zu nichts Gutem führt.

48.

— Die zum Gesetz erhobene Strafloſigkeit jedes Redners im Reichs- oder Land-Tage, vernichtet die Begriffe, welche man im Allgemeinen von Injurien zu hegen, sich durch frühere Gesetze berechtiget wähnte. Letztere bestehen, glaub' ich, noch, und nenn' ich einen anerkannten Schurken, Betrüger, Wucherer vor Zeugen was er ist, und verklagt er mich, dann werd' ich zur Verantwortung gezogen, werde bestraft.

Wenn aber ein „Abgeordneter" irgend welchen Ehrenmann (besonders gilt das von hohen Staatsbeamten) verläumderisch öffentlich beschimpft, so hat

das gar nichts mehr zu ſagen. Ja, der Beſchimpfte darf den Verleumder nicht belangen. Aber Zeitungsblätter dürfen die Verleumdungen ungeſcheut wiederholen.

Das erinnert mich an die Zuſtände in hochverehrlicher Hundewelt: Diejenigen Köter, welche ohne Maulkörbe, oder Steuerzeichen, oder andere nach lokaler Vorſchrift geregelte Beweiſe der ihnen von Seiten ſorgſamer Pfleger gewidmeten Aufſicht ſich in's Publikum drängen, ſollen vom Abdecker aufgegriffen werden, weil ſie die Sicherheit gefährden. An Werktagen erſcheint deshalb die holde Beſtialität in vollem Ornat, und man vermag bedenkliche Herumtreiber von gebildeten vierbeinigen Familien-Mitgliedern und Lieblingen auf den erſten Blick zu unterſcheiden. An Sonn- und Feiertagen jedoch bleibt dem Schinder unterſagt, ſeine Pirſchgänge anzuſtellen; (wahrſcheinlich wird vorausgeſetzt, daß der Mann die Kirche beſuchen, vielleicht auch daß unſer Hundethum ſich fromm bezeigen und nicht beißen ſoll?). Solches Reſpiro benützen enthuſiaſtiſche Hunde-Freunde und Hunde-Närrinnen, und gönnen dann ihren Herzblättchen vollſtändige Freiheit. Wird man folglich an Sonn- und Feiertagen von vierbeinigen Kötern inſultiert, reſp. angefallen und gebiſſen, dann gilt es nicht, und hat nichts zu bedeuten.

Ebenſowenig, wie wenn ein zweibeiniger Kläffer, höre er nun auf dieſen oder jenen Namen, von der Rednerbühne herab bellt, heult, winſelt, inſultiert, beißt und zerreißt. Der Schinder geht nicht mehr herum, und die Köter haben vollſtändige Freiheit.

's iſt ſehr hübſch das; wenn man's nur weiß.

49.

— In den engeren Freundeskreiſen worin ich mich noch bewege, ſpiele ich gewiſſermaßen, ohne meinen Wunſch, die Rolle eines Luſtigmachers, einer komiſchen Perſon, weil gelegentlich Stoßſeufzer über die „neue Zeit," die mir entſchlüpfen, das Signal zum Gelächter geben. Beſonders wirkſam nach dieſer Seite hin, ſind meine Klagen über die Eiſenbahnen, gegen deren unwiderſtehliche Gewalt mich auflehnen zu wollen, mir natürlich nicht einfallen wird, die ich aber trauriger Wirkungen auf Menſchen und Welt beſchuldige. Begreiflicher Weiſe zieh' ich jedesmal den Kürzeren und werde verſpottet in die Flucht geſchlagen. Da hat es mir denn bisweilen wohlgethan, hier und da einzelne Stimmen aus guten Büchern zu vernehmen, die, was ich empfinde, beſſer ausſprechen als ich's vermöchte. So z. B. der engliſche Autor Ainsworth, der eine ſeiner handelnden Perſonen redend einführt:

„Eiſenbahnen mögen ſehr zweckmäßig ſein, aber ich wünſche dennoch, daß wir die alten Poſtkutſchen wieder bekämen. Zeit und Entfernung ſind aufgehoben durch Dampf und Telegraphen? Wo liegt der Gewinn, wenn es alſo iſt?? Ich dächte, wir wären eben ſo gut daran geweſen, ehe wir all' dieſe blitzähnliche Intelligenz hatten. Hier ſind ſie in den Zeitungen, Telegramme aus allen Theilen der Welt: aus Indien, Amerika, Rußland, Preußen und aus der Türkei! Sehr wunderbar, ſehr aufregend, ſehr nützlich; ohne Zweifel! Nur daß dieſe ſchnelle Verbreitung von Neuigkeiten die Menſchen unruhig und unzufrieden macht. Wenn's möglich wär' möchten ſie alle zehn Minuten telegraphiſche Depeſchen empfangen, und an zwanzig Orten zu gleicher Zeit ſein. Ich pflichte Ihnen bei — (hier wend' ich mich im Geiſte zu den meinen „Zopf" verhöhnenden Freunden) — der Schritt, mit welchem die heutige Generation wandelt, iſt ein zu ſchneller, um ſicher ſein zu können, und es dauert nicht lange, ſo wird ſie einen Sturz thun; einen gewaltigen Sturz.

Eiſenbahn-Direktoren ꝛc. ꝛc. Gründer öffentlicher Anſtalten ꝛc. ꝛc. erwerben im Umſehn ein Vermögen, (wie ſie's anfangen wollen wir weiter nicht unterſuchen) und vergeuden es eben ſo ſchnell wie ſie's gewonnen. Alle Arten von Seifenblaſen ent-

ſteben und zerplatzen. Es iſt das Zeitalter der Elektrizität, und jede Sache ſoll mit Blitzesſchnelle betrieben werden. Junge Leute vergleichen die Gegenwart mit der Vergangenheit und glauben, daß wir langweilige Burſchen geweſen ſind, weil wir keine Eiſenbahnen, Telegraphendräthe, gewaltige Dampfer hatten. Ich kann ihnen entgegnen: es verhielt ſich anders; da wir nicht ſo viele Bedürfniſſe kannten, nicht fortwährend nach Neuigkeiten dürſteten, und nicht, um nur zu reiſen, täglich hundert Meilen zurücklegen wollten, waren wir zufriedner mit und in unſerm Hauſe, führten unſere Geſchäfte ſelber, fühlten uns um Vieles glücklicher. Wir litten noch nicht am elektriſchen Fieber, welches jetzt weit heftiger um ſich greift als die Rinderpeſt, und wahrſcheinlich ungleich größeren Schaden anrichtet. Was aber noch ſchlimmer, ich glaube, daß wir damals eine viel größere Nation waren, und ich kann den Gedanken nicht los werden, daß der engliſche Charakter bedeutend entartet ſei."

So weit mein britiſcher Bundesgenoſſe. Was deſſen Schlußfolgerung andeutet, werden ſogar viele der mich Verſpottenden aus eigenem Urtheile beſtättigen wollen. In wie fern ſeine Anſichten, unſern Verhältniſſen angepaßt, auch auf letztere bezogen werden können, mag jeder Unbefangene bei ſich

ſelbſt erwägen. Die Herren Beſitzer großer Bierbrauereien immer ausgenommen. Denn dieſen gewähren ſämmtliche reiſende Vereine und Verſammlungen, die hauptſächlich im Biere baden, den größten Vortheil.

50.

— Der berühmte, fromme Theologe Tholuck hat (in einer Edition geſammelter facsimile's) den Ausſpruch gethan:

„Niemand könne hienieden ſich glücklich fühlen, „wenn er nicht der ewigen Seligkeit vollkom„men ſicher ſei!"

Ich, der ich allzubeſchränkten Geiſtes bin, um mir bei „ewiger Seligkeit" etwas denken zu können, weil meine Phantaſie weder einen ſo hohen Flug nimmt, noch meine Anſprüche ſo weit reichen . . . ich bin freilich auch niemals glücklich geweſen, woran ich wahrſcheinlich zum Theile ſelbſt die Schuld trage. Andrerſeits aber war es mir ſtets unbegreiflich, wie überhaupt ein Menſch (ſei er tauſendmal beſſer als ich) ſich auf Erden glücklich fühlen kann, wenn er Gefühl hat, d. h. wenn er Mitleid empfindet für die unüberſehbaren Qualen, Schmerzen und Martern, welche, ich ſage kaum zu viel, zwei Dritttheile aller übrigen Geſchöpfe, Menſchen und Thiere erdulden

müſſen, möchte es ihm perſönlich noch ſo gut gehen. Ich ziere mich nicht, indem ich's geſtehe: mir wurde lebenslang jegliche frohe Stunde verbittert, ſobald irgend ein Umſtand meine Gedanken auf die Leiden dieſer Erde lenkte. Das klingt weichlich, albern-ſentimental, wird verhöhnt von kräftigeren Naturen . . . mag ſein! Ich liebe die Aufrichtigkeit, und will mich nicht für ſtärker ausgeben, als eben meine Natur eingerichtet iſt. Mir genügt ſchon der zufällige Anblick gemißhandelter Thiere, um mich aus ganz erträglich-heiterer Stimmung in Schwermuth zu verſetzen. Wie kann man glücklich, wie kann man nur leidlich zufrieden bleiben, während Geſpenſtern gleich, die Bilder jener unzählbaren Grauſamkeiten aus Nähe und Ferne uns umgrinſen, welche Krankheit, Bosheit, Selbſtſucht, Eigennutz, Leidenſchaft, Bedürfniß, Selbſterhaltungstrieb, Nothwehr auf dem ganzen großen Erdball ſtündlich an Gottes Geſchöpfen verüben dürfen — ja gewiſſermaßen verüben müſſen, weil ſie zum Theil darauf angewieſen ſind? Wie kann man ſich glücklich fühlen im Genuſſe einer kleinen, noch ſo unſchuldigen Freude, (von den ſündhaften die wir aufſuchen gänzlich zu ſchweigen,) bei der naheliegenden Frage: weshalb wird Andern verſagt, was ſich mir bietet? Wo ſuch' ich die göttliche Gerechtigkeit?

Da hört man die Antwort: Harre nur! Glaube nur! All' dieſe Ungleichheiten ſollen ſich dereinſt ausgleichen!

Schön! Ich beuge mich. Doch frag' ich weiter: Solcher Ausgleich erfordert doch entſchieden ein neues, künftiges Streben, Ringen, Streiten und — Leiden nach dem irdiſchen. Und verträgt ſich das mit der verheißenen, geprieſenen, erſehnten Ruhe im Grabe, die wir unſern Vorangegangenen ſo innig gönnen, die wir ſelbſt uns tröſtend verſprechen, bei jeglichem Sturme dieſer Zeit? Mir ſchwebt ein altes Verslein vor — den Dichter hab' ich undankbar vergeſſen — ich hab' mir's oftmals wiederholt:

„Ich werde ruhn ſo ſanft und ſüß
„Im dunklen Grabe mein,
„Daß Alle, die zurück ich ließ,
„Sich ſehnen auch hinein!"

Ein Wiegenlied zu ewigem Schlummer, zum Nichtmehr ſein! Wer aber wollte das für ewige Seligkeit ausgeben? Zu dieſer brauchen wir individuelle Fortdauer! Perſönliche! Welch ein Widerſpruch in den Lehren der Religionen: Ruhe im Grabe, Fortdauer in der Ewigkeit. Doch nicht im Müßiggange? Doch nicht im Hallelujah ſingen und thatenloſem Anbeten? Wer macht ſich eine Vorſtellung von zukünftiger Perſönlichkeit? Wer kann ſich Gott vorſtellen? Was denken ſich die Herren bei

Herzählung Seiner, nur menſchlichen Begriffen entnommenen, preiswürdigen Eigenſchaften?

Vor Jahren belauſchte ich einmal eine Mutter, eine gute ſanfte Frau, die ihrem Söhnlein Gottes „Haupteigenſchaften" beibringen wollte. Der Junge mußte das Verzeichniß der Reihe nach wiederholen. Mitten drin unterbrach er ſich, und ſagte treuherzig: „Hör', Mutterle, das muß ein recht lieber Kerl ſein!"

Mir geht's mit etlichen und ſiebenzig Jahren nicht beſſer wie jenem kleinen Jungen. Ich mag ſinnen wie ich will, ich bring's eben auch nur zu einem würdevollen, alten Manne, der in ſamtnem, goldgeſticktem Gewande auf glänzendem Thronſeſſel ſitzt und Gnaden ſpendet, oder ſtraft — je nach dem!

Ewige Seligkeit . . . Ruhe im Grabe . . . Ein perſönlicher Gott . . . mir vergehn die Gedanken.

51.

Coleridge, der berühmte engliſche Autor, ſpricht, was ich oft empfunden, in ſo geiſtvoll humoriſtiſcher Weiſe aus, daß ich dem Reize nicht widerſtehen mag, mir die betreffende Stelle aus ſeinem ſeltſamen Buche „Caglioſtro" nachzuſchreiben, wobei ich mir einige, der deutſchen Sprache vortheilhaftere Wendungen erlauben will. Er ſagt: „Hat dich, lieber Leſer, jemals

das ſchwere Geſchick betroffen, Verſammlungen für öffentliche Angelegenheiten beiwohnen zu müſſen? Dann haſt du ſicherlich irgend ein gemäſtetes Langohr ſich erheben ſehen, (freiwillig, oder aufgefordert) um ſeine Stimme erſchallen zu laſſen. Du ſetzteſt voraus, in dem ganzen Eſelsthiere ſtecke kein Krümchen von Ideen, ... dennoch merkteſt du auf. Wenn er, beginnend, wie im Nebel umhertappt, und gar nichts, nicht einmal Unſinn vorbringt . . . warte nur; laß ihn nur würgen und drücken. Gemeinplätze ſind bald gefunden: „Arbeiterfrage" — „Menſchenrechte" — „darbende Millionen" — „Thron und Altar" — „Staat und Kirche" — „die Macht der Poeſie, der Kunſt" — der Name, den der Verein ſich beigelegt, eröffnet ſchon das weiteſte Feld für gewiſſe herkömmliche Redensarten. Und jetzt merk' auf: ſeine Sprechwerkzeuge erwärmen ſich, die Mundſperre läßt nach, er kaut Silben, ſprudelt ſie von ſich; anerkennende Zurufe beleben ſeine von reichlichem Male und feurigen Getränken geſteigerte Zuverſicht zur kühnſten Stimmung, und nun arbeitet die kräftige Lunge des Dummkopfs immer darauf los, möglichſt parallel mit der Wahrheit, aber um Alles in der Welt nie in Berührung mit ihr! Hinderniſſen auf ſeinem Wege weicht er aus. Das Element der wäſſerigen Flachheit begünſtigt ihn, er ſucht es auf.

Ja, gleich dem vierbeinigen Esel, der in's Wasser getrieben wird, und anfänglich fürchtet unterzugehen, macht er die erstaunliche Entdeckung, daß es ihn trägt, daß er darin schwimmen kann, daß es ihn nicht sinken läßt. Eine Hauptbedingung darf dabei nicht fehlen; kecke Unverschämtheit muß ihm eigen sein. Dann braucht er sich dem Gewässer nur anzuvertrauen; bloß alle Viere von sich zu strecken . . . er schwimmt triumphierend weiter; nein, unser Esel ersauft nicht. Im Gegentheil. Laut bewundert erreicht er das Ufer, schüttelt sein dickes Fell, bläht sich auf im Bewußtsein erhabnen Rednertalentes, von dem er selbst nicht wußte, daß es ihm einwohnte, und wackelt selbstzufrieden mit den langen Ohren.

So ergeht es unsern öffentlichen Rednern. — Plumpe Geschwätzigkeit, welche heftig aufzubrausen scheint, sobald sie vom Beifall unterstützt wird, macht die eigentliche Begabung sogenannter Volksredner, und ihre Wirkung vor Dummköpfen. Auf den tieferen Inhalt des Vortrages kommt wenig an, wenn's nur klingt; wenn's nur an Stichwörtern (seien es immer die abgenütztesten) nicht mangelt; wenn der Sprecher nur gehörig agitiert.

Ein paar in eine leere Schweinsblase geworfene und durcheinander geschüttelte Schrotkörner bringen schon ganz gehörigen Lärm hervor, können sogar,

wenn ſie taktmäßig geſchüttelt werden, für eine Art kriegeriſcher Marſchmuſik gelten.

Die in der Minderzahl Anweſenden, welche den hinreißenden Redekünſtler durchſchauen, vermeiden gern ſich in's allgemeine Getöſe zu miſchen, ſchweigen verächtlich, und hoffen, wenn auch betrübt, auf die große Nothhelferin: auf die Zeit."

Es iſt ein großer Sohn des ſtolzen, freien Britenlandes, der alſo ſchreibt.

Unſer Einer darf's höchſtens denken — und Jenem danken für ſeine Wahrheitsliebe.

52.

— Paul Féval über die Herren Journaliſten: Die Zeitungſchreiber von Metier müſſen ſo naturgemäß Skeptiker ſein, daß in ihrer Nähe jede Aufrichtigkeit einfriert; bringt es ihr Geſchäft doch mit ſich, Alles auszuplaudern; ihre Gegenwart genügt, vertrauliche Mittheilungen nicht über die Lippen ſchlüpfen zu laſſen.

Sie vermeiden möglichſt Dinge zu beſprechen, die ſchwierig zu ſagen ſind. Es giebt Kreuzer-Blätter, aus Gold, Seide und Calicot gewoben, die ewig ihre alten Gemeinplätze auftiſchen, mit welchen ſie ewiglich ihr gedankenloſes Publikum ergötzen. Und ſie

ernähren ſich reichlich, und ſie gewinnen ſich einen Namen, werden bisweilen ſogar berühmt, und ſie verachten den Tütchendreher im Sackgäßchen, der ſie vergöttert. Ich habe nichts dagegen, wenn der Tütchendreher ſie vergöttert; ich finde das in der Ordnung. Aber weshalb verachten ſie den Tütchendreher?

Man ſpricht viel von der Grauſamkeit der Kinder. Und mit Recht. Wollt ihr wiſſen woher dieſe Grauſamkeit entſpringt? — Nun ganz einfach aus der Neugier. Kinder wollen ergründen was ihnen dunkel iſt. (Sie zerſtören, um hinter dies und Jenes zu kommen, oft ihre Lieblingsſpielereien.) Das Sprichwort: „Nichts ſei grauſamer als die Kindheit!“ erweiſet ſich falſch, wie viele Sprichwörter. (Welche Maſſe von Widerſprüchen und Dummheiten wimmelt in dieſer ſogenannten „Weisheit der Nationen.“) Das Kind iſt ganz einfach die perſonifizierte Neugier. Aber ein ächter Zeitungſchreiber trägt die mitleidloſe, grauſame Neugier dreier Kinder in ſich.

Ich finde dieſe Stimme eines (wohl mit Unrecht) für „frivol“ verſchrieenen franzöſiſchen Autors um ſo beachtenswerther, weil es eben eine franzöſiſche iſt, die mitten aus der pariſer Heimath des Journa=

liſtenthumes hervorklingt. Daß ſie Wahrheit enthält, ſagt mir die eigene deutſch-beſchränkte Erfahrung. Es iſt mir mehrfach geſchehen, daß ich, treuherzig gemacht durch zutrauliches Entgegenkommen, mich verleiten ließ, in angeborener Schwatzhaftigkeit, gegen Fremde Allerlei auszuplaudern, wovon ich vorausſetzen durfte, es würde discreter Weiſe für eine vertrauliche Mittheilung betrachtet werden. Am andern Tage überlieferte ein „Feuilleton-Artikel" die Sache (oben-ein falſch und entſtellt) der Oeffentlichkeit. Das war dann eine verdiente, dennoch harte Strafe gutmüthigen Leichtſinns. Nach und nach wird der alte Menſch durch Schaden klug. Doch dieſe „Klugheit" errang er nur, indem er zugleich mißtrauiſch wurde. Viel Nutzen kann der Greis nicht mehr aus der Vorſicht ziehen, weil ihm keine Zeit dazu bleibt. Das Mißtrauen jedoch nimmt er mit in's dunkle Kämmerlein .. und das iſt nicht gut.

53.

— In ſogenannten hiſtoriſchen Romanen, ja ſelbſt in Büchern, die ernſthaft Geſchichte lehren wollen, find' ich immer und immer wieder aufgewärmt die Behauptung: „Von dieſem Balkon an der Carouſſel-Brücke hat König Karl der Neunte auf ſein Volk

geſchoſſen.“ Gleichwohl iſt durch gründliche antiquariſche Unterſuchungen längſt feſtgeſtellt, daß jener berüchtigte Balkon zur Zeit der Bartholomäusnacht noch gar nicht exiſtierte; daß es folglich dem armſeligen Karl, den ein franzöſiſcher Schriftſteller treffend genug einen königlichen Gliedermann (mannequin) betitelt, entſetzlich ſchwer geworden ſeyn müßte, von dort aus auf ſeine Pariſer zu ſchießen, hätte der muthloſe Schwächling wirklich ſolch' blutige und mörderiſche Gelüſte geſpürt. Das wiſſen jene Scribler ſo gut wie ich. Dennoch fahren ſie gefliſſentlich fort, die Lüge zu verbreiten, weil dieſelbe eben in ihren Kram taugt. Ich muß dabei unwillkürlich an den alten Deſſauer und deſſen Hofjuden denken. Erſterem widerfuhr, während Letzterer ein finanzielles Zweigeſpräch mit ihm pflog, etwas — Menſchliches. Ignorieren ließ ſich's nicht, weil Herzog Leopold unwillkürlich ſehr laut geworden war. Der Schuß brachte den ſonſt an Kanonendonner gewöhnten Fürſten doch in einige Verlegenheit; er wollte die Schuld von ſich abwenden, wenigſtens ſcheinbar, und ſchrie den Finanzier heftig an: Unverſchämter Kerl, wie kannſt Du Dich unterſtehen . . .?

Durchlaucht, ich will verkrummen wenn ich's war!

Leugne nicht; es iſt ja Niemand zugegen außer Dir und mir. Soll ich's etwa geweſen ſein?

Bewahre! es iſt geweſen der großer Hund!

Der Herzog, nicht abgeneigt dieſe Ausflucht zu benützen, hebt die Tiſchdecke, guckt hinunter und fragt: Der Hund? Ich ſehe keinen Hund!

Gottes Wunder, ſpricht der Jude, er wird gleich kommen! —

Der Balkon war noch nicht vorhanden, als Karl der Neunte von Oben herab auf die Huguenotten geſchoſſen haben ſoll; wie ſtimmt das, meine Herren?

Thut nichts, erwidern die braven Leute: er wird gleich kommen!

54.

— Ein Gegner der wühlenden, zerſetzenden Demokratie, (mag er innerlich übrigens ſelbſt ein recht aufrichtiger, beſcheidener Demokrat ſein, wie von Rechtswegen ein Royaliſt ſein muß) geräth bisweilen, wenn er in einſamer Träumerei ſinnt und grübelt, bedenkt und vergleicht, auf ganz verwunderliche Abwege. So verirrte ich mich heute, kurz vor Anzünden der Lampe, in eine Reihe von Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwiſchen Demokratie — und Homöopathie, an welche letztere ich niemals glauben lernte, wiewohl ſo viele ungleich klügere Leute auf ihre Heilkraft ſchwören. Darin beſtünde nun ſchon eine, allerdings höchſt

oberflächliche, und auf tauſend andere Dinge ebenfalls anwendbare Aehnlichkeit. Die Unähnlichkeit aber, welche ſich gleich zuerſt auffällig macht, wäre, daß Demokratie gewaltſam, roh, grob, mit ſtärkſten Doſen, daß Homöopathie zart, fein, mit kleinſten Gaben, ihr Ziel erreichen will. Jene glaubt erſt zerſtören, dieſe glaubt ſchonend nachhelfen zu müſſen;

Beide wollen die Geſundheit herſtellen:

Jene des Staates, oder gar der Welt;

Dieſe des Individuums.

Ich fürchte beide, — wofern ſie's redlich meinen mit ihren Wunderkuren, was nicht immer der Fall ſein ſoll, wie man behauptet — beide täuſchen ſich und Andere, weil ihre Grundprinzipien der menſchlichen Natur widerſprechen. Und dennoch muß ich, dieſer meiner eben ſo unerſchütterlichen, als vielleicht höchſt beſchränkten Anſicht zum Trotze, beiden zugeſtehen, daß ſie höchſt günſtig gewirkt haben, und immerfort wirken. Der Demokratie verdanken wir das Erwachen aus lethargiſchem Duſel und die Belehrung, daß ſich aufraffen ſoll, wer ſeinen Platz behaupten will!

Der Homöopathie verdanken wir die Beſeitigung ellenlanger Recepte, und reſolute Umkehr zu einfacher Anwendung dargebotener Arzeneien.

Die Uebertreibungen auf ihrer Seite haben uns die Uebertreibungen auf unſerer Seite warnend gezeigt.

Möchten die günstigen Folgen solcher Warnungen nachhaltig bleiben!

55.

— Eins — zwei — drei — vier — fünf . . . sechs . . . aber das ist ja unmöglich; es hat ja vor kaum einer Viertelstunde fünf Uhr geschlagen? .. Acht — Neun — ha, das ist Sturmgeläut! Richtig, da hört man schon die Signale der herbeirollenden Feuerwehr. „Es brennt!“ . . . Wo? . . . binnen wenig Minuten hat sich ein Menschenhaufe zusammengefunden, der sich zusehends mehrt und bald die Gassen füllt. Leute jeglichen Standes, Alters, Geschlechts stürzen wie wahnsinnig durcheinander, drängen sich voll Begier und Ungeduld der Stätte des Brandes zu, wie einem längst ersehnten, endlich eingetroffenen Schauspiel. Aus Bierhäusern und Branntwein-Spelunken eilen halb angetrunkene Männer „Feuer!“ gröhlend. Eine Schaar jauchzender Jungen thut Jubel kund. Weibsbilder unterschiedlichster Gattung, anständig gekleidete mitten darunter, rennen muthig in's dickste Gewühl, ohne sich um die Schuhe, die beim Wettlauf im Kothe stecken bleiben, sehr zu bekümmern: Mädchen, mit kleinen Kindern auf dem Arme, schleppen ihre schreiende Bürde und setzen sie

und ſich den derbſten Püffen aus. Ein förmliches Volksfeſt was da gefeiert wird.

Iſt's denn ein gar ſo großes Vergnügen, daß ihr ſtille Familien, von plötzlichem Schreck überfallen, ſich und ihr kleines Eigenthum von der Gefahr in Flammen aufzugehen geängſtiget wißt? Macht es euch gar ſo viel Freude, das Geſchrei nach Hilfe und Rettung zu vernehmen? Habt ihr nicht wenigſtens ſo viel Einſicht, euch ſelbſt in die Lage der Bedrohten zu verſetzen? Wie würd' es euch denn gefallen wenn eure ſieben Sachen, um nicht ein Raub der Flammen zu werden, rückſichtslos auf's Straßenpflaſter geworfen würden? Würdet ihr dann auch jubeln, jauchzen, johlen wie heute, wo es Andere trifft? Gewiß nicht; ihr würdet heulend und jammernd Zeter ſchreien! Verwünſchtes Geſindel! —

Nein, weiß Gott, wer nicht den letzten Glauben an die Maſſen verlieren; wer dem ſogenannten „Volke" ein Herz bewahren will, der darf die Naſe nicht aus dem Fenſter ſtecken wenn's Feuerlärm giebt.

Wäre nicht größere Beſorgniß für die im Schlafe überfallenen Einwohner zu erwägen, man möchte faſt wünſchen, die meiſten Brände fänden zur Nachtzeit ſtatt, weil dann die tapferen Feuerwehrmänner mit Fackeln bewaffnet ſind, die ſie mitleidloſen Müßig-

gängern und Gaffern, welche ihnen den Raum verengen, in ihre dumm-neugierigen Angeſichter ſchlagen können.

56.

— In Thomas Carlyle's Geſchichte Friedrichs II. fiel mir eine Stelle auf, die ich mir ausſchrieb:

„2c. 2c. Aber ein gewiſſer Sergeant, oder Flügelmann, oder Corporal trat ehrerbietig ſalutierend hervor: „„„Regiment Bernburg, Ihro Majeſtät! —?““ Hm, gut, ihr habt's brav gemacht, ſollt eure Säbel wieder haben, Alles ſoll vergeben und vergeſſen ſein! — „„„Und Sie ſind wieder unſer gnädiger König?““ — Gewiß!

Welch' ein Jubelruf aus den Herzen dieſes armen Regimentes hervorbrach! —

Oft hab' ich daran gedacht, wenn ich aufrühreriſche Dummköpfe (glorreiche Söhne der Freiheit nach ihrer eigenen Meinung) ihren commandierenden Offizier fragen hörte: „„„Sind wir nicht ſo gut als Du? Sind nicht alle Menſchen gleich?““

Keineswegeſ, ihr aufrühreriſchen Dummköpfe; in der That ſehr weit davon entfernt!“

So äußert ſich Thomas Carlyle, der in jeder Beziehung dem Angedenken unſeres Alten Fritz volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Andere — Engländer, Franzoſen, leider auch Deutſche, und ſogar Preußen, thun das Gegentheil. Sie ſuchen ihn herab zu ſetzen, und wo das, der Wahrheit gegenüber, geradezu unmöglich wird, da mäkeln ſie wenigſtens an ihm. Das gefällt dem Pöbel, (denn es giebt auch leſenden, „ſtudierten" Pöbel) dem jedwede Größe ein Gegenſtand niedrigſten Neides iſt. Mag es ihm gefallen; fein Mißfallen an ſolchen Schmähungen würde ja dieſen letzteren erſt einen gewiſſen Werth verleihen. Nein, ſchmäht und läſtert! Wahre Größe bleibt groß und die Schmach, die ihr der Größe anthun möchtet, fällt auf euch zurück . . . — was eigentlich noch eine zu große Ehre iſt für euch!

57.

— Ein franzöſiſcher Autor, in Deutſchland ſeltner geleſen, thut einen Ausſpruch, deſſen tiefſter Sinn, recht gründlich erwogen, äußerſt merkwürdig für Jedweden werden muß, welcher ſich zu höheren geiſtigen Verſuchen als Schriftſteller berufen glaubt . . . oder wenigſtens wähnt. Der Marquis de Cuſtine ſagt nämlich, was ich hier ihm nachzuſchreiben mich

bemühen will, wenn gleich mit geringer Hoffnung auf genaue Wort- und Gedankentreue, weil das bei Uebertragungen aus dem Französischen in's Deutsche oft unerreichbar wird:

Wer von Natur aus über seinen Umgebungen steht, fühlt sich bedrückt; er muß erst Anerkennung finden, damit ihm wohl werde. Deshalb erreichen mittelmäßige Geister so leicht eine sichere Haltung, während die bevorzugten, ausgezeichneten, oft vergeblich ihr Gleichgewicht suchen. So lange sie unbekannt bleiben, fehlt es ihnen an Ruhe, an Geduld; nicht anerkannte Talente sind ihren Trägern eine Last, im Gegensatze zu jenen Tugenden, welche durch sich selbst beglücken. Der Mensch, dem es nicht gelingt seine Fähigkeiten entwickelnd auszubilden, erscheint sich wie ein unwürdiger Verwalter; sein unthätiges Genie kehrt sich gegen ihn selbst, macht ihn unglücklich, erzeugt den Neid. Den Neid, die rachsüchtige Triebfeder unfertiger Menschen*). Das Talent ist durch seine Geburt auf das Publikum angewiesen, aber — seltsamer Widerspruch — es flieht häufig den Verkehr mit der Welt.

Das Mitleid wird nicht müde sich den gewöhnlichen kleinlichen Erdenleiden Sterblicher zuzuwenden.

*) Sollte, fragt sich der Uebersetzer, nicht gestattet sein, hier an manche unbarmherzige Recensenten zu denken?

Die Leiden vornehmer Seelen werden wenig beachtet, obgleich dieſe des Erbarmens ungleich würdiger wären. Man beneidet gern hervorragende Menſchen, man bedauert ſie niemals genugſam."

Da ich einmal beim Excerpieren bin, will ich mir das Vergnügen nicht entziehen, auch einige Zeilen Balzac's auf dies Blatt zu ſchreiben, welche zwar nicht in unmittelbarer Verbindung mit Cuſtine ſtehen, dennoch aber einen innern Zuſammenhang mit obigem Seufzer haben:

„ꝛc. Maximilian war ſo recht der junge Herr, wie die Revolution von 1830 ſie „fabriziert" hat: Bethört von Politik; ehrerbietig gegen ſeine Hoffnungen, die er hinter ſcheinbarer Gravität zu verſtecken wußte; ſehr neidiſch auf die Berühmtheit Anderer; mit leeren Phraſen um ſich werfend, anſtatt mit jenen ſcharfbezeichneten Worten, welche Diamanten franzöſiſcher Converſation genannt werden dürfen; . . . bei all' dem jedoch von tadelloſem äußerlichem Anſtand, nur hochmüthigen Dünkel mit wahrer Würde verwechſelnd. Dieſe Herren ſind herumwandelnde Särge, welche einen Franzoſen von ehemals umſchließen. Der Franzoſe rührt ſich bisweilen und pocht an die engländiſche Hülle. Doch der Ehrgeiz unterjocht ihn wieder, und er willigt darein ſich endlich erſticken zu laſſen.

Dieſe Särge ſind regelmäßig mit ſchwarzem Tuch bekleidet.“ —

Klingen dieſe zwei Stoßſeufzer nicht, der erſte wie eine Klage, der zweite wie eine Anklage, wider den erſten Kläger? Der Marquis iſt gewiß kein Maximilian, ſondern ein im Herzen verwundeter, ſentimentaler Malcontenter. Dennoch ſind Beide, Er wie Balzac's Maximilian, herumwandelnde Särge. In jedem dieſer Särge erſtickt ein Franzoſe „von ehemals.“ Balzac iſt ein Menſchenkenner.

58.

— Zu den Großthaten der erſten Revolution wird oft die Gründung der Autoren-Rechte, und die Sicherung geiſtigen Eigenthums gezählt, worauf wir Deutſche gar lange haben vergeblich warten müſſen. Daß dieſe Zögerung aus den vielfachen politiſchen Reibungen getheilter Staaten, größerer wie kleiner, ſich herſchrieb, wird Niemanden befremden. Befremdlicher wäre jetzt, wo man auf beſtem Wege iſt, genügende Beſtimmungen dieſer Art in's Leben zu rufen und feſtzuſtellen, die von verſchiedenen Seiten ausgeſprochene Behauptung vielredender Belehrer in ſtaats-

ökonomiſchen Sachen: man ſolle jedwede Einſchränkung wieder fallen laſſen, ſolle keinen Anſpruch auf geiſtiges Eigenthum dulden, ſolle gegen Nachdruck nicht mehr einſchreiten dürfen; denn ſo verlange es die vollkommene Freiheit! Hätte ich dergleichen Anſichten aus dem Munde eines geiſtreichen Mannes nicht mit eignen Ohren vernommen, ich würde ſie für unmöglich halten. Daß ihre Durchführung die Lähmung jedes wechſelſeitigen Verbandes zwiſchen Autoren und Verlegern wäre, dieſe Rückſicht ſchien des exaltierten Theoretikers geringſter Kummer. Auf die in einer öffentlichen Verſammlung an ihn ergehende Frage, welche Verlagshandlung denn ohne Garantie für ihre Auslagen und Eigenthumsrechte noch Honorare zahlen, und ob der Verfaſſer künftighin ohne jede Entſchädigung für aufzuopfernde Zeit, Mühe und Fleiß arbeiten ſolle? wurde mit einem, den gordiſchen Knoten ſcharf zerhauenden Ja! durch unſern neuen ſtaatswirthſchaftlichen Alexander beantwortet. Die Einwendung, daß folglich künftighin nur reiche Leute Bücher machen könnten und würden, blieb unbeachtet. Vielleicht hätte das auch ſein Gutes; denn viele arme Teufel meines Kalibers, die bisher ſchriftſtellerten im Hinblick auf beſcheidenen Erwerb, ließen's dann bleiben, und der Jammer über Vielſchreiberei nähme ein Ende. Ich denke jedoch dieſer

Rückschritt unserer Fortschritt=Epoche wird nicht sobald erfolgen und für's Erste werden die endlich geregelten Autorenrechte noch ein Weilchen ihr gutes Recht behaupten.

Unter Denen, welchen diese Rechte am Herzen lagen, fällt uns ein König von Frankreich auf. Ludwig XVI. unglückseeligen Angedenkens, erläßt an seinen Minister Amelot (aus Versailles 5. April 1782) ein Schreiben, worin von der „Dame d' Harriague," einer Enkelin Racine's, und einer ihr auszusetzenden Pension die Rede ist, mit nachstehender Aeußerung:

„Ich habe stets bedauert, daß die Werke des Genie's, die ehrenvolle Erbschaft der Nation, den Abkömmlingen solcher Männer keinen Schutz gegen Dürftigkeit sichern, während doch so viele Andere sich daran bereichern. Was ich vor fünf Jahren angeordnet, um die „Rechte der Autoren" zu ordnen, hat leider noch lange nicht ausgereicht diese Angelegenheiten in's Reine zu bringen."

König Ludwig XVI. ist demnach vor nun bald hundert Jahren der Erste gewesen, der daran dachte, daß es auch ein geistiges Eigenthum gebe, welches der Staat zu schützen verpflichtet sei, ohne daß der Eigenthümer nöthig habe, ausnahmsweise königliche Privilegia für sich und den Buchhändler zu erbetteln. Er wünschte jenen Besitz, den Talent und Fleiß etwa

erwerben könnten, mindeſtens eben ſo geſetzlich anerkannt zu ſehen, als jeglicher anderweitiger irdiſche Beſitz anerkannt und Dieben gegenüber durch Geſetze beſchützt werden kann.

Der gute Mann gönnte den Autoren redliche Fürſorge. . . . Nun, ſie haben's ihm auch dankbarlichſt vergolten.

59.

— Der Anblick ganzer Schaaren von kriegsgefangenen franzöſiſchen Offizieren und Soldaten, die wir jetzt durch unſere Gaſſen ziehen ſehen, ruft mir die Jahre 1807 und 8 in's Gedächtniß, wo ich als neunjähriger Junge dergleichen ungebetene Gäſte, wenn auch weder Turko's noch Zuaven darunter waren, die Herren ſpielend, ſich in Städten und Dörfern umhertreiben ſah. Auf dem Lande machten ſie mir damals einen noch fürchterlicheren Eindruck wie in der Stadt; denn in letzterer verloren ſie ſich mehr im Gewühle der Bevölkerung; im Dorfe jedoch empfand ich den Schmerz der Unterjochung viel tiefer. Ich erinnre mich eines Ferienbeſuches bei meinem Oheim in Leipe unweit Obernigk, und namentlich eines Sonntags. Wir waren Vormittags in der Kirche geweſen und nach der Predigt ſtand der Kirchhof gedrängt voll von „Feinden,"

welche der aus dem proteſtantiſchen Gottesdienſte kommenden Mägde harrend, dieſe vertraut empfingen und keineswegs feindlich begrüßt wurden. Zärtliche Paare ſetzten ſich auf Grabhügel, von deren hölzernen Kreuzen die übliche treu-deutſche Inſchrift: „Hier ruht in Gott" einen ſchmerzlichen Proteſt erheben zu wollen ſchien wider undeutſche Töchter des Dorfes.

Etliche Jahre ſpäter wurde der ſchon heranwachſende Knabe ſtutzig und aufmerkſam gemacht, wenn er von „Franzoſenkindern" ſprechen hörte. Daß es auch in der Hauptſtadt, ſo wie in deren nächſten Umgebungen an dergleichen lebendigen Zeugen unpatriotiſcher Bündniſſe nicht mangelte, verſteht ſich von ſelbſt. Sie mußten die heut zu Tage landesüblichen Photographieen vertreten, und man begegnete ſpäter hier und da wohl einem bengelhaften Herumtreiber, der die Züge ſeines unterdeſſen in Rußland erfrorenen, in Spanien verdurſteten, bei Leipzig oder Waterloo zuſammen gehauenen Vaters trug. Manche Mütter hatten, wenn ihr „Verhältniß" zur großen Nation Monate überdauerte, ſich's nicht verdrüßen laſſen das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und dabei allerlei franzöſiſche Brocken aufgeſchnappt, ja ſogar kurze Sprüchlein und Couplet's nachplappern gelernt. So denn auch eine zur Bettlerin herabgekommene Waſchfrau, die das ihr beſcheerte Pariſer

Geſchenk ebenfalls zur Bettlerin (das Mädchen war grundhäßlich) herangebildet hatte und ein Kompagnie-Geſchäft mit ihr betrieb. So lange das Kind ein Kind geblieben, war das Geſchäft ſehr gut gegangen; denn die Mutter hatte dem armen Wurme eine Lafontaine'ſche Fabel eingebläut, welche ihr dereinſt ihr „Voltigeur" beigebracht. Mit dem Vortrag derſelben hatte die Kleine Glück gemacht und viele Sechspfennig-Stücke, ſchmutzigſten Kupferandenkens, erobert. Nach und nach war nun aus der Kleinen ein großer, keineswegs graziöſer Balg entſtanden, welcher jedoch, gleich Wunderkindern am Clavier oder auf der Bühne, (nur daß er nicht die dazu gehörigen verjüngenden Höschen trug, ſondern die lieben Spazierhölzer ehrlich präſentierte) noch immer munter herſagte. Es war die berühmte Fabel von der Grille und der Ameiſe, in welcher ſich, nebenbei geſagt, der Dichter nicht gerade als bedeutenden Naturforſcher gezeigt, auch der Poeſie geringe Ehren erwieſen hat. Wie weit es Mamma mit Verſtändniß des Gedichtes gebracht, weiß ich nicht. Auf Demoiſelle Tochter kann es nur bruchſtückweiſe übergegangen ſein. Und es war aus zwei und zwanzig Verſen endlich in deren vier zuſammengeſchmolzen, die dann allerdings keine Verſe mehr, und auch nicht franzöſiſch genannt werden durften. Aus den Anfangszeilen:

„La cigale ayant chanté
„Tout l'été,
„Se trouva fort dépourvue,
„Quand la bise fut venue etc.“

hatte ſie ſich folgenden Eingang gebildet, deſſen Ausſprache ich buchſtäblich nachzuahmen verſuche:

„Nachtingal jang ſchanteh tu teleh
„Ellße truva deh puih
„Lorskallor ße fü wenü . . .“

Bis dahin redete ſie keck und entſchieden. Dann murmelte ſie eine Menge unverſtändlicher Silben, nicht zu enträthſelnder Reminiscenzen aus dem, ihrer Mutter wahrſcheinlich ſchon aus Vaters Mund korrumpiert mitgetheiltem Texte, und erhob ſich am Schluſſe zu einem vernehmbaren

„Schniedeweibel, zum Tanze brengen!“ (bringen.)

Hierauf nahm ſie ihren Sechſer in Empfang und blieb dabei: ſie ſpreche ſehr gut „Franzöſch.“ Woraus ſie „Schniedeweibel“ hergeleitet haben könnte, mögen etymologiſche Forſcher ergründen. Wir fanden, obwohl ihr dankbarſtes und freigebigſtes Auditorium, niemals den Keim des Wortes. Doch blieb ihr dieſer Name. Sie ward nicht anders genannt von uns jungen Männern.

Schniedeweibel war zehn Jahre jünger denn ich. Sie kann ſehr leicht die jüngſte Anweſenheit ſo vieler Landsleute ihres ſeel. Herrn Vaters noch erlebt

haben. Hab' ich ſie doch erlebt. Und ich verſichere, daß ich bei jedweder Begegnung rother Hoſen an Schniedeweibels Declamationsübungen gedacht.

Ob wohl jetzt auch hier und da ſolche Schniedeweibel und reſp. Schniedemännel ihre Laufübungen beginnen? Es könnte ſchon ſein.

60.

— Herr Heinrich Heine läßt bisweilen den Wunſch durchblicken ein Lord Byron zu ſein. Auch Herr Boerne giebt gleiche Sehnſucht kund; Beide finden ſich berechtiget dazu durch ihren fortdauernden Krieg wider Staatsformen und Regierungsgewalten, den ſie mit ſo ſcharfen Waffen, jeder in ſeiner Weiſe, geführt, und in welchem ihre großen Talente nicht ſelten momentane Siege errungen haben. Bei Herrn Heine ſpielt offenbar viel Eitelkeit auf ſeine perſönliche Erſcheinung mit hinein, und es läßt ſich gar nicht ableugnen, daß einige Porträts aus früherer Lebenszeit, ehe noch ſchwere Krankheit ihn entſtellte, eine Art von Aehnlichkeit mit dem demokratiſch-revolutionairen Lord, der nebenbei der übermüthigſte Ariſtokrat geweſen, zur Schau tragen. Auf perſönliche Schönheit konnte nun freilich Herr Boerne, beim beſten Willen, und bei hochmüthigſter Eitelkeit, weniger Anſprüche machen.

Aber das hinderte ihn doch nicht möglichst in seinem Gebahren den vornehmen Herrn herauszubeißen, was mitunter komisch genug ausfiel. Seine erste größere Reise führte ihn über Berlin. In Weimar, wo ich mich eben aufhielt, trafen wir zusammen im Hôtel zum Elephanten. Er legte sichtlich Bedeutung auf seine Fahrt mit Extrapost im eigenen Wagen, den er allein für sich inne hatte. Man merkte, daß er in Berlin grandios einzurücken beabsichtigte. Als für das ihm angewiesene Zimmer (es fiel Schnee und war mörderlich kalt) Holz herbeigebracht wurde, bemächtigte er sich dieser Angelegenheit, und legte mit recht geschicktem Wohlbehagen Scheit um Scheit in den Ofen. Das thu' ich immer selbst, sagte er; man lieset ja auch stets, daß alle Minister und hohe Herren persönlich einzuheizen pflegen. Mir war das unbekannt geblieben. Ich wähnte anfänglich er scherze. Im Laufe des Gespräches hörte ich erst den vollen Ernst heraus. Ich wünschte dieser seiner buchstäblich getreu wiedergegebenen Aeußerung zugleich die begleitenden Gesichtszüge des Sprechers beifügen zu können. Sie sagten mehr, und sprachen deutlicher als die Worte. Schon damals (1828) ward ich durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es hauptsächlich Neid ist, welcher viele Feinde der Aristokratie antreibt, gegen dasjenige in's Feld zu

ziehen, was sie heiß begehren und Anderen nicht gönnen. Ein langes Leben mit vielen Erfahrungen und Wahrnehmungen hat mich in diesem Argwohn bestärkt. Ausnahmen gesteh' ich zu . . . . sie sind selten. Je heftiger Einer auf die sogenannten Vorrechte und leider häufigen Anmaßungen des hohen Adels schimpft, desto mehr brennt er darauf, sie ebenfalls ausüben zu dürfen. Verständige Menschen schätzen den Unsinn viel zu gering, um ihn ihrer Erbitterung zu würdigen; und vor Anmaßungen kann sich jeder Mann sicher stellen, Gott sei Dank! Soviel hab' ich erlernt.

Genug, die Herren Heine und Boerne wollten Kavaliere sein, und weil sich ihnen Schwierigkeiten entgegenstellten, hüllten sie sich in die Gewänder eines Camille Desmoulins und eines Robespierre; in denen sie jedoch nicht aufhörten sich für Erben Lord Byron'scher Weltrenommée zu halten.

Darüber plauderte ich mit einem geistreichen witzigen Herren hohen Ranges, der aber seine Witze nicht drucken läßt. Der meinte:

„Sie können Recht haben; ich entsinne mich einiger darauf bezüglichen Geständnisse in den Schriften beider so reich begabten und viel gepriesnen Autoren, die sich wie Verwandte, gleichsam Abkömmlinge des Child-Harold betrachten.

Dabei fällt mir ein naheliegendes Gleichniß ein. Es existiert unter den Beduinen die Mythe, als der Löwe einst sehr stark genieſet habe, sei ihm, in Folge der Erschütterung, die Katze entfahren. Und dieſer Evacuation verdanke Letztere ihr Daſein."

Ah, rief ich aus, das ist nicht übel! Das müſſen Sie veröffentlichen!

Ich will mich wohl hüten, erwiederte er. Seitdem ist der gute böſe Graf geſtorben und seine schlimme Zunge ist stumm.

61.

— Der Teufel soll sie holen die römiſchen Jeſuiten und Dogmen-Fabrikanten! Hatten wir nicht schon genug Zank und Streit und Zwistigkeiten und Aergerniſſe auf Erden! Müſſen die verwetterten Ränkemacher auch noch neue Stoffe zu neuen Zerwürfniſſen ausschnüffeln? Zwar sie wußten wohl worauf sie ausgingen, aber ihre alte vielgepriesene Schlauheit hat sie diesmal doch im Stiche gelaſſen. Sie täuschten sich in Ueberschätzung der Bundesgenoſſen, auf die sie hofften, „und die Kaiſerin Eujenije

War beſonders noch Diejenige" ꝛc.

wie's in Dr. Kreuslers herrlichem Liede heißt. —

Daß Deutſchland zu Preußen hielt, und daß die große Nation in weitangelegten Civiliſations-Bemühungen gehemmt wurde, hat ihnen einen dicken Strich durch ihre Rechnen-Exempel gemacht. Schon gut ſo; dennoch tragen wir alle insgeſammt den Schaden. Denn ſie hören ja nicht auf zu wühlen und zu hetzen. Sie mißbrauchen jene dunkle Macht, die ſie über gläubige Gemüther zu behaupten verſtehen, verbreiten Zwietracht unter dem Deckmantel Gotteslästerlicher Unfehlbarkeit und bröckeln bohrend an neu aufzubauenden Werken, die ſie ſchon im Entſtehen zerſtören möchten.

Mir perſönlich geht das tief zu Herzen. Ich habe von jeher meine ſtille Freude gehabt an der poetiſchen Einheit und Konſequenz der katholiſchen Kirche. Ich, als proteſtierender Proteſtant, habe im feſten Zuſammenhalt dieſer weitverzweigten geiſtigen Gewalt, ſo etwas erblickt, wie einen Damm gegen die zerſetzenden Elemente unſrer unruhigen, fieberhaft ſtürmiſchen Zeitrichtung. Und nun muß ich erleben, daß eben dieſe Corporation ſich zur äußerſten Linken neigt; ſich mit des Reiches Feinden vereiniget, nur um zu opponieren? Ein unheilvolles, ein klägliches Bündniß!

Ich bin nicht ohne Berechtigung darüber zu klagen. Denn der Verfaſſer des vielgeleſenen Buches „Chriſtian

Lammfell" darf ſich ſelbſt ſagen, daß er dem gerechten, toleranten, wirklich chriſtlichen Katholizismus mehr Freunde zugeführt hat, aus nicht katholiſchen Reihen, als jene fanatiſchen, verbiſſenen, herrſchſüchtigen Römer — in und außerhalb der ewigen Stadt. Mein kleiner Pater Chriſtel wiegt in ſeiner apoſtoliſchen Einfalt und Menſchenliebe all' ihre eifernden geifernden Uebertreibungen auf.

Aus der Herrſchſucht, aus der habſüchtigen Unerſättlichkeit der Kirche, die ſich nicht begnügen will mit ihrer Tyrannei in Glaubensſachen; die ihre Stellung zur Welt ſo kindiſch verkennt, das Geſchick der Staaten wieder von ſich abhängig machen zu wollen; nur daraus geht aller Unfriede hervor. Die ſchwarzen Söhne Loyola's, wenn ſie ſich mit blutrothen Streifen der Communiſten färben, gleichen der „großen Nation," die nicht zufrieden, ein ſchönes, geſegnetes Land glücklich und beglückend zu bewohnen, nebenbei auch das Geſchick aller übrigen Völker und Reiche regeln und Europa bevormunden möchte. Dieſe durch's Schwert, Jene durch den Beichtſtuhl; Beide vereiniget ad majorem Dei gloriam. Was aus Deutſchland wird, darauf kommt's auch den deutſchgeborenen Römlingen nicht an, ſo wenig wie den Pariſer Schreiern.

Holla, ihr Herrn! Treibt es nicht zu weit!

Wir haben uns viel gefallen laſſen; haben um des lieben Friedens willen Manches hinuntergeſchluckt, was ſchier in der Kehle ſtecken blieb; haben Euch ſogar die Mythe von der unbefleckten Empfängniß gelten laſſen; denn verſtändige, wohlgeſinnte Menſchen meinten: „wenn's ihnen Troſt gewährt, wenn's ihnen Beruhigung verſchafft, warum ſollten wir's ihnen mißgönnen?“

Aber nun rückt ihr vor mit einem Joch, welches nicht allein diejenigen belaſten ſoll, die euch nachplappernd folgen wollen; nein, welches auch eure gläubigen Mitbrüder, die ſich davor entſetzen, niederbeugen, welches ſogar anders Glaubende bedrücken und verletzen will.

Dazu habt ihr, auf Sophismen fußend, das Märchen von der Unfehlbarkeit eines ſtaubgeborenen Erdenmenſchen ausgeheckt.

Und mögt ihr für noch ſo pfiffig gelten, — diesmal habt ihr euren alten gefürchteten Ruf nicht bewährt. Eure Beſten, Edelſten, Weiſeſten fallen hier von euch ab. „Aber ſie fügen ſich ja doch!“ ruft ihr ſiegesbewußt. — O triumphiert nicht zu frühzeitig. Ihr könnt den Leuten nicht in die Herzen ſehen. Sie fügen ſich, ja, ſcheinbar, aus angeſtammter Obedienz; aus Beſorgniß durch laute unwillige Aeußerungen einen großen Zerfall zu beſchleunigen;

aus Anhänglichkeit an ihre alte Kirche. Sie fügen ſich; ſei's aus Furcht, ſei's aus Sanftmuth. Aber ſie glauben nicht. Nur der Heuchler, nur der Fanatiker ſeid ihr gewiß; und mit denen werdet ihr nicht weit kommen. Ihr ſeid eure eignen bitterſten Feinde geweſen, als ihr dieſe Unwetter heraufbeſchworen habt. Und gelingt es euch, — was möglich wäre — einen allgemeinen, wilden Ausbruch herbeizuführen; bringt ihr's zu dem furchtbaren Religionskampfe, den ihr zu wünſchen ſcheint . . . nun, meine Herren, dann habt ihr euch ſelbſt das Grab gegraben. Das iſt ſo gewiß, als es keinen unfehlbaren Menſchen weder giebt, noch gab, noch geben wird. Verdient Jemand den Titel „Gotteslästerer," dann gebührt er Euch!

62.

— Goethe ſpricht irgendwo aus: „Auf der Rezitation ruht alle Deklamation und alle Mimik. Da nun beim Vorleſen jene ganz allein (?) zu beachten und zu üben iſt, ſo wird offenbar, daß Vorleſungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müſſen, wenn Männer, die ein ſolches Geſchäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufes durchdrungen ſind."

Will ich in Betrachtung ziehen, daß Er gerade meinen in Weimar veranſtalteten öffentlichen Vorleſungen dramatiſcher Dichterwerke ein Förderer geweſen, ſo könnte ich mich anſtellen, als hätte er bei jenem Ausſpruche an mich gedacht; um ſo leichter, weil er noch während meiner Anweſenheit an Zelter ſchrieb: „Unſer Vorleſer hält ſich gut" ꝛc. Aber ich gebe der Wahrheit die Ehre; was er da ſagt, über die Bedeutung des Vorleſens war wohl ſchon gedruckt vor meiner Anweſenheit. Könnte auch höchſtens den Urtheilen Anderer über mich, und den Berichten, die ihm Auguſt (ſein Sohn) über meine Beſtrebungen zu machen hatte, entnommen geweſen ſein. Denn Er ſelbſt hatte vermieden mich meine Künſte machen zu hören, aus mehrfachen Gründen, die ich an andern Orten bereits auseinander geſetzt. Hätte er mich gehört; hätte er ſich ein Drama von mir vorleſen laſſen, . . . wahrſcheinlich würde er gar ſehr den Kopf dazu geſchüttelt haben, wie ich ebenfalls (Siehe „Vierzig Jahre") ſchon angedeutet. Denn ich darf nicht leugnen, daß ich die ſtrengen Grenzen, mit welchen ſeine Theorie den engen Spielraum umgiebt, den er der „Rezitation" geſtattet wiſſen will, ſehr oft überſprungen habe. Gewiß war dabei das Unrecht auf meiner Seite, künſtleriſch betrachtet. Doch liegt zu meiner Vertheidigung die Gewißheit nahe, daß

mir ohne solches allzulebhaftes Ueberspringen nie und nimmer gelungen wäre, große gemischte Hörerkreise zwei bis drei Stunden hindurch gleichsam fest zu bannen in ungestörter Aufmerksamkeit. Strenges Innehalten der um einfache Rezitation gezogenen Schranken hätte die Zuhörer bald gelangweilt. Sie hätten mir nicht ausgehalten, wären sie nicht bisweilen ein Bischen aufgerüttelt worden, durch allerlei Extravaganzen, welche höhere Kritik mißbilligen, welche ich mir dennoch gestatten mußte, wollte ich gänzlich Unvorbereiteten (und deren war doch die Mehrzahl) den Shakspeare (wohlverstanden vor länger denn dreißig Jahren!) beibringen. Es heißt da wirklich aut aut! Entweder das Motto dem Publikum gegenüber festhalten: „Und kommst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!" . . . oder die Sache gänzlich aufgeben.

Eins darf ich mir nachrühmen, und darf mich dabei auf Berlin und Wien, auf Hamburg und Dresden, auf manche gute deutsche Stadt berufen; ich habe bei vielen Ausschreitungen über die legitime Grenze immer unerschütterlich festgehalten, was mich das Wichtigste dünkt: die schärfste Individualisierung der dramatischen Karaktere durch geistige Mittel; so zwar, daß im Auditorium kein Zweifel obwaltete, wer eben spricht; wenn es auch dieselbe Menschenstimme blieb durch welche er sprach.

Ich wollte jetzt gerade hinzusetzen: und wo die Fähigkeit fehlt, solche Sonderung klar und bestimmt darzuthun, da ist's mit der ganzen dramatischen Vorleserei schlecht bestellt . . . ja, das wollt' ich hinzusetzen, als mir noch zu rechter Zeit einfiel, daß es auch denjenigen meiner Nachfolger, welchen besagte Fähigkeit keineswegs beiwohnt, weder an Beifall noch an Lobeserhebungen fehlt. Aufrichtig gesagt, dieses ihnen reichlich gespendete Lob geht mir, wenn ich's gedruckt lese, jedesmal wie wohlthätige Pillen ein, welche mir manchen Tadel, den ich zu meiner Zeit schlucken müssen, nachträglich verdauen helfen.

Ist man nicht ein Narr, wenn man sich Lob und Tadel zu Herzen nimmt? Wohl dem, der 's hinter sich hat, Jedem das Beste gönnt, und ohne Bitterkeit lächeln lernt.

63.

— Es giebt viele und vielerlei Sprach- vielmehr Schreib-Formeln, die sich so nach und nach eingebürgert haben, und fleißig gebraucht werden, wie wenn sie stereotypisch in den Schrift-Kasten der Druckereien bereit stünden. Jedesmal wenn ich lese: „Leider sind dabei zwei Menschenleben verloren gegangen" — oder: „Es ist der Verlust an Menschenleben zu beklagen" — u. dergl., frage ich immer: Woher wißt ihr denn, daß

überhaupt etwas dadurch — verloren ging? Wer ſagt euch denn, daß es zu beklagen iſt? Wo nach den Naturgeſetzen auf dem Erdball ſtündlich Tauſend und aber Tauſend dem Tode verfallen müſſen? Ein paar Jahre früher oder ſpäter, kommt das nicht für's Ganze auf Eins heraus? Mögen Einzelne den Tod der Ihrigen beklagen . . . Im Allgemeinen dürften wir uns, denk' ich, begnügen mit der ſtatiſtiſchen Nachricht: Bei dieſem oder jenem Unfall kamen ſo und ſo viel Menſchen um! Oder . . . oder . . . je nachdem. Wie z. B. bei großen Erdbeben in Südamerika gleich etliche dreißig Tauſend auf einen Ruck!! Oder in Epidemieen! Machen beſondere Umſtände, ſei's die Todesart, ſei's die Perſönlichkeit, u. ſ. w. die Sache intereſſant, nun dann werden wir ſchon erfahren, ob es an der Zeit iſt „zu beklagen."

Ich hab' mich nur verwundert, nirgend gedruckt zu finden: Bei Gelegenheit des Pariſer Communiſten-Aufſtandes, und in Folge der daraus hervorgehenden Unterſuchung iſt der Verluſt vieler Menſchenleben zu beklagen. Natürlich nur in ſofern es Mordbrenner, Mörder, Plünderer und Räuber betrifft. Denn daß gewiſſe Publiziſten nicht geneigt ſind, den Verluſt derjenigen Menſchenleben zu beklagen, die nicht zu ihrer Partei gehören, das thun uns viele Zeugniſſe über die Jahre 1792|3 kund.

64.

— Es werden vielfach Briefmarken geſammelt von Damen, welche ihrer Bemühungen Ertrag dann zu Tauſenden nach China ſenden, wo, wie man verſichert, die Leute ihre Wände damit tapezieren; eine Mode wie jede andere. Für den Ertrag (ich höre für tauſend Marken wird ein Thaler bezahlt?) will man Kinder kaufen, welche ohne ſolche Dazwiſchenkunft die unangenehme Ausſicht hätten, den Thieren vorgeworfen zu werden, welche zu nennen unſchicklich heißt, welche zu verſpeiſen wir uns jedoch nicht weigern.

Was an der Sache wahr iſt, weiß ich nicht. Genug, daß ich meine jungen Sammlerinnen habe, für die ich ſammle. Jedesmal wenn ich das Behältniß, worin ich das Zeug aufbewahre, zum Ueberlaufen voll finde, ſchlägt mein getheiltes Herz: aus Freude über den hübſchen Beitrag für ein am Leben erhaltenes Chineſenkind; aus Schreck über die Maſſe der, in kurzer Friſt empfangenen Briefe — von denen, ach, ſo viele noch nicht beantwortet ſind; von denen die wenigſten etwas Angenehmes gebracht haben.

Ein junger Freund, der mich im Sammeln unterſtützte, fragte einmal ganz ernſthaft, ob er wohl jetzt ſchon Anſprüche durch ſeine Lieferungen erworben auf eine niedliche kleine Chineſin, möchte dieſelbe auch bereits den Kinderſchuhen entwachſen ſein? — was aber bekannt-

lich jene Dämchen durch Zwangsmaßregeln zu verhindern ſuchen. Als ich ihm berechnend auseinanderſetzte: kaum auf die kleine Zehe des kleinſten Chineſinnen-Füßleins . . . da wurd' er unwillig. Er hat ſeitdem aufgehört zu ſammeln. Ich ſammle unverdroſſen weiter und mit Erfolg. Bis auf die Hälfte eines Kindes hab' ich's wohl bald gebracht? Wie hoch die jüngſten Bewohnerinnen des himmliſchen Reiches im Preiſe ſtehen? Dahinter konnt' ich leider noch nicht kommen.

65.

— E. v. Feuchtersleben:

O der Alles-Beſſerwiſſer,
Superklugen Kannegießer! —
Wenn zu Haus auch der Pantoffel
Ueber ſeinem Haupte droht,
Weiß doch niemand ſo wie Stoffel,
Was der Menſchheit thäte Noth.

Dieſe luſtige Strophe hatt' ich mir ausgeſchrieben und bei „Stoffel" den Begriff im Sinne behalten, den man im gewöhnlichen Leben mit „Töffel," „Stoffel," „Chriſtoffel," (im ſchleſiſchen Jargon „Schöpſechriſtel") in Oeſterreich „Pappſtoffel" zu verbinden pflegt — jedenfalls höchſt ungerechter Weiſe. Denn, um nur ein ſchlagendſtes Beiſpiel anzuführen, das jüngſt (1871) erſchienene Buch „Rapports mili-

taires écrits de Berlin par le Colonel Baron Stoffel," zeigt uns einen Stoffel, der sehr wohl wußte, was der Menschheit in seinem Vaterlande Noth gethan. Und wir müssen ihm zugestehen, daß der Usurpator, welcher seinen Pantoffel in Scepters-form über den Häuptern Frankreichs schwang, besser gethan hätte, bei Zeiten auf diesen Stoffel und dessen eindringliche Warnungen zu achten, anstatt dieselben uneröffnet (und folglich ungelesen) liegen zu lassen, wie sie dann auch vorgefunden worden sind.

Allen Respekt vor solchem Stoffel!

66.

— Was wohl die Leser künftiger Jahrhunderte von unserer berühmten Kultur-Erfindungs- und Sittlichkeits-Epoche denken werden — (denn „Sittlichkeit" ist ja immer das dritte Wort der Herren Journalisten) — wenn ihnen heutige, durch irgend welche Zufälle der Vernichtung entgangene Zeitungsblätter in die Hände gerathen?

In einer und derselben Nummer vierzehn auf einander folgende ärztliche Verheißungen, „Galante" Krankheiten, unfehlbare Heilmethoden, Einspritzungen, und ähnliche anmuthende Dinge betreffend, die auch „brieflich" abgemacht werden können. —

Heirathsanträge unverschämtester Gattung gleich hinterher, die immer nur auf eingebrachtes Vermögen hinweisen! —

Zwischen durch marktschreierische Verkündigungen großartiger Universalmittel, auf leichtgläubige Thoren berechnet, von frechen Betrügern ausgesonnen! —

Ist es möglich, werden Ur-Ur-Enkelinnen fragen: Haben unsere Ur-Ur-Großmütter als junge Mädchen solche Blätter lesen dürfen? — Hat es wirklich weibliche Wesen gegeben, um die man auf so beleidigende Weise zu feilschen wagen durfte, wie um fette Schweine auf dem Viehmarkte? Und sie haben den rohen Burschen „von einnehmendem Aeußern" sogar ihre Photographieen eingesendet? — „Discretion selbstverständlich!" —

Ist es denkbar, daß es in einem Zeitalter, wo Physik, Chemie, Physiologie u. s. w. Alles erfinden konnten, sogar den phosphorischen Ursprung der Ideen, solche Esel gegeben haben könnte, welche ihre letzten Groschen hintrugen, um gewissenlose Charlatane zu bereichern und sich immer wieder prellen zu lassen? —

Ja, fragt nur, gute Kinder, es war so. Es gab solche weibliche Wesen, es gab solche Esel, und eure Vorfahren fanden das ganz in der Ordnung des freien Fortschrittes. Wer sich dawider aufzulehnen versuchte, der galt ihnen für einen Reaktionair, für einen Finsterling, für einen Zopfträger.

Merkt auch ein Bischen auf die damals moderne Ausdrucksweise; auf die hübsche Schreibart; da bieten sich dar:

— Eine feine ländliche Besitzung.
— Feine Cigarren.
— Feine Kutscher und Diener.
— Ein feiner Zuchtstier.
— Feine trächtige Säue.
— Feine heirathslustige Damen et Herren.
— Ein herrschaftliches Haus in feinster Lage der Stadt.
— Eine feine erste Hypothek von 6000 Thalern.
— Eine gebildete junge Dame von angenehmem Aeußern und christlicher Konfession als Kellnerin für ein feines Bier-Ausschankslokal.
— Ein Stud. Theolog. ev. wünscht in einer feinen christl. Familie gegen gutes Honorar Stunden zu ertheilen.

Und dergleichen mehr, Bogen voll!!!

Nicht wahr, fein? Sehr fein! „Pikfein" beliebten sie's zu nennen. Was das bedeuten sollte, hab' ich nie zu ergründen vermocht.

Noch eine allerliebste Heirathsanzeige bringt die heutige Zeitung vom 24. Dez. 1871:

„Heirathsgesuch. 'Für einen jungen Mann jüdischen Glaubens, welcher lange Jahre im

Geſchäft ſeines Vaters thätig geweſen und ſeitdem Bevollmächtigter einer großen Aktien-Geſellſchaft iſt, wird eine Lebensgefährtin gleichen Glaubens geſucht. Der junge Mann iſt fein gebildet, nicht zu jung, der nobelſte von meiner Familie, in Geſellſchaft gern geſehen, ſogar ſtete Vortänzer in ſehr geſuchten Cirkeln geweſen. Es iſt ihm ſchon eine Partie angeboten worden, doch man hofft auf dieſem Wege eine reichere Partie zu finden. Das Mädchen braucht keine Bothee zu ſein, aber jung und gebildet, ſie muß ſingen und Clavier ſpielen können. Jüdiſche Eltern, Vormünder und Erziehungsanſtalten, die hierauf reflektiren, wollen ihre Adreſſen poste rest. ꝛc. *** niederlegen. Ich habe vergeſſen, daß mein Sohn beinahe 2000 Thlr. Einkommen hat, iſt doch gewiß recht eine gute Partie."

Hat ſich der Einſender einen Spaß machen und recht viele „Reflektanten" necken wollen? — Oder hat er es ernſthaft gemeint? — Dies wie Jenes wäre ein Zeichen unſerer Zeit.

67.

— Die Widerſprüche, in denen ich mich mit mir ſelbſt befand, wenn ich mir in's Gedächtniß zurück-

rief, was ich bei ſogenannten „Clairvoyanten" ſelbſt erlebt, geſehen, beobachtet und wie die wunderſamſten Erſcheinungen, die ich nicht wegleugnen konnte, doch immer wieder durch verdächtige, Anſtoß erregende Zwiſchenfälle in Zweifel gezogen wurden . . . Dieſe Widerſprüche wurden plötzlich, wenn nicht gelöſet, doch zum Theil beſeitiget, als ich in dem Buche „Erlebniſſe eines Arztes" von Dr. E. D. Mund die Worte fand:

„Die Mesmerianer ſelber ſagen offen, daß die magnetiſchen Somnambulen immer eitel und begierig ſind Aufſehen zu erregen. Ferner iſt nicht zu bezweifeln, daß ſowohl bei ſpontanen, als bei künſtlich erregten Fällen von Hyſterie und Somnambulismus ſchlaue Vergrößerungen des Zuſtandes ein moraliſches Symptom der Krankheit ſind!"

Mir geht natürlich jede wiſſenſchaftliche Berechtigung ab, die Richtigkeit vorſtehender Behauptung zu beurtheilen; aber ich darf aus meiner Erfahrung beſtättigen, daß ich — eine einzige Ausnahme abgerechnet — überall wo ich Zeuge von dergleichen Experimenten geweſen bin, ähnliche Entdeckungen gemacht habe. Mocht' ich noch ſo ſehr überraſcht und in banges Erſtaunen verſetzt ſein, durch unzweifelhafte Beweiſe einer unerklärlich myſtiſchen Naturkraft,

deren geheimnißvoll=zauberhafte Wirkung mich förmlich berauſchte . . . überall ſpürte ich zwiſchendurch das unverkennbare Beſtreben der Patienten, durch liſtige Zuthaten, (oft handgreifliche Täuſchungen) den Effekt zu ſteigern. Ich könnte Beiſpiele in Menge anführen, wenn ich mir das Geſchick zutraute das Unwahrſcheinlichſte ſo darzuſtellen, daß es wahrſcheinlich würde. Es giebt Dinge, die man, obwohl man ſie ſelbſt mit angeſehn, dennoch ſich kaum entſchließen kann zu glauben. Wie wäre man dabei im Stande, ſie Andern glaubwürdig zu ſchildern?

68.

— Mit der fühlbaren Abnahme körperlicher Kräfte in hohem Alter geht diejenige der geiſtigen Hand in Hand. Ich empfinde das täglich. Sie ſteigert ſich bis zur völligen Ohnmacht: Verwirrung der Begriffe, Unfähigkeit logiſch zu denken, Mangel an richtigen und bezeichnenden Ausdrücken, Vergeßlichkeit, Widerwille gegen Arbeit, Abſcheu vor Papier, Feder und Dinte. Ich frage mich bisweilen, wie es doch möglich ſei, daß Männer, die um Vieles älter ſind als ich, ſolche Alterſchwäche weder an ſich ſelbſt ſpüren, noch Andere ſpüren laſſen? und ich bin nach langem Grübeln und Sinnen zu der Einſicht gelangt, daß es

mit einem Menſchen von meinem Fleiße, von meiner Beharrlichkeit, von meinem Pflichtgefühl nicht ſo raſch bergab gehen könnte, wenn mir nicht der ſichere Halt- und Stütz-Punkt mangelte, der Jenen, noch in ſpäteſten Lebens-Jahren (dabei ſchwebt mir Friedrich v. Raumer vor) ausdauernde Kraft verleiht. Mit einem Worte: ich habe zu wenig gelernt; es fehlt mir an poſitivem Wiſſen; ich bin kein Gelehrter. Wohl weiß ich, daß pedantiſche Fachgelehrſamkeit, einſeitiges Forſchen und Studieren der poetiſchen Productionskraft ungünſtig werden muß. Aber ich begreiſe auch, daß ein ſonſt recht bereitwilliges Erfindungs- und Ausführungs-Talent in Impotenz verfallen wird, wenn eine unerſchütterliche Grundlage nicht vorhanden, woraus ſich Feſtigkeit für ſchwankende Ideen erzeugt. Solche Feſtigkeit geben ernſthafte Studien, und nur dieſe, dem Geiſte. Daß der Menſch Alles noch wiſſe, was er einſt gelernt hat; daß es ihm ſtets zu Gebote ſtehe ... dafür giebt es allerdings kein Mittel. Das hängt von mehr oder minder getreuen Gedächtniß-Gaben ab, die zwar durch Uebung geſtärkt, doch nicht erzwungen werden können. Darauf kommt es auch nicht an. Die Hauptſache bleibt, daß er einmal gelernt habe; ernſtlich, tüchtig, gründlich. Das iſt wie ein ſolides, feſtes Gewölbe, auf deſſen Mauern das ganze Haus ſteht. Der alte Beſitzer klettert

längſt nicht mehr in die kalten Räume hinab, den Wein in den Fäſſern ſelbſt aufzufüllen und den Kellermeiſter zu machen. Aber es thut ihm wohl und erwärmt ihn belebend, ſich ſein Fläſchchen herauf holen zu laſſen. Der Keller ſteht feſt, und ſeine unerſchütterliche Wölbung ſtützt und trägt den ganzen Bau. Ein Haus auf Sand gebaut zeigt bald bedenkliche Riſſe und verfällt leicht. So geht's mir.

69.

— So iſt's denn geſchehen! Sie ſind fort, die lieben alten vertrauten Freunde, mit denen ich manche Stunde verplaudert habe, die mir über manchen trüben Tag hinweg geholfen; der Schrank, den die blauen Mappen füllten, ſteht leer. Sie liegen in derſelben Kiſte, in welcher ſie mir vor fünf Jahren aus Steiermark nachgeſendet wurden; ſie befinden ſich auf dem Wege in's Haus ihres neuen rechtmäßigen Beſitzers.

Ja, ich mußte meine Handſchriftenſammlung verkaufen. Die Sorge für des Daſeins gewöhnlichen Bedarf zwang mich dazu. Es kam ſo Mancherlei zuſammen, mir den Erwerb zu ſchmälern. Der Krieg — der plötzliche Tod meines vieljährigen Verlegers — die Stockung im Buchhandel, — meine mit zunehmen-

dem Alter abnehmende Arbeitskraft — meine Ungeschicklichkeit mich dem journaliſtiſchen Verkehr anzupaſſen — mein Eigenſinn, wofern es ſo genannt werden ſoll, wenn der Menſch an ſeiner Geſinnung treulich feſthält — kurzum es ging nicht weiter. Ich ſah ein Jahr des Mangels voraus, Schulden wollt' ich nicht machen, ich entſchloß mich, der Vertrag wurde ſicher geſtellt und in monatlichen Raten empfing ich den Verkaufspreis. Nicht ohne Zagen ſah ich einen Monat um den andern heranrücken; jeder Erſte brachte mich der gefürchteten Trennung näher. Nur ein Troſt war dabei: die Sammlung ſollte unzertrennlich beiſammen bleiben. Sie ſollte einer eben ſo großen, wohl auch bedeutenderen einverleibt, und mit dieſer für immer verbunden werden, mir jedoch das Recht unbenommen ſein, mich an beiden zu ergötzen. Das klingt recht gut . . . dennoch iſt's ganz was Anderes, als was man aufgiebt. Die eigentliche Freude des Sammlers hört auf: allerdings auch die minder löblichen Eigenſchaften deſſelben, als da ſind: Eiferſucht, Neid, Habſucht, Schadenfreude . . . aber liegt nicht in dieſen eben ein heimlicher Antrieb? Was Sammler von rechtem Vollblut ſind, werden mich verſtehen und werden ſich zuflüſtern: „Warum plaudert das der dumme Kerl aus?"

Der Tag kam, die Stunde ſchlug, Punkt zwölf

Uhr hielt der Käufer seinen Einzug, legte die letzte Rate auf den Tisch und war nun zum Eigenthümer dessen geworden, was ich so lange als mein Eigenthum gehegt und gepflegt!

Herr Robert Weigelt (Nunquam Otiosus) suchte sein Portefeuille hervor und legte die letzte Quittung zu sämmtlichen vorangegangenen. So, sprach er lächelnd, nun wären wir in Ordnung, wenn ich nicht noch einen wichtigen Punkt mit Ihnen zu besprechen hätte. Sie wissen, wie ich längst gierig auf den Besitz dieser Blätter gezüngelt habe; die Verschmelzung unserer beiden Sammlungen schwebte mir im Wachen wie im Traume als eine Lebensaufgabe vor. Ich würde nie zum Ziele gekommen sein, hätte Sie nicht augenblicklich die Noth gedrängt. Das ist jetzt vorbei. Durch Königs Huld sind Sie dem Zwange, für's Brot arbeiten zu müssen, enthoben. Jetzt bereuen Sie vielleicht was Sie gethan. Es zeigen sich Ihnen Mittel, das Geschehene ungeschehen zu machen. Niemand begreift besser als ich den Schmerz, sich von solchem Gegenstande emsiger Pflege loszureißen. Meine Wünsche treten zurück neben Ihrer stillen Trauer. Ich erkläre mich bereit, diese Quittungen zu vernichten; Sie stellen mir einen Schein aus, der Sie verbindlich macht, mir die ganze Summe in Abschlags-Zahlungen, deren Umfang Sie nach

Ihrem Vermögen feſtſetzen wollen, nach und nach wieder zu erſtatten . . . und Ihre Sammlung verbleibt Ihnen! — — —

Wie durch Zauberei verſcheucht ward jede Spur von Betrübniß. Meine Freude über des Mannes Edelmuth trug den Sieg davon. Wohl ſelten hat Jemand ein größeres Opfer dargeboten, als Herr W. mir bringen wollte. Ihm gerade mocht' ich recht aus vollem Herzen gönnen, was Er mir aus gutem Herzen wieder zuwenden wollte, ſo ſchwer es ihm fiel. Ich rief Träger herbei, die Kiſte wurde gepackt, aufgeladen, weggebracht.

Und ich empfand keine Reue mehr über den vielleicht voreiligen Handel. Ich gab mich nur der Befriedigung hin, einen ſolchen Akt wahrhaft großmüthiger Bereitwilligkeit erlebt zu haben. Jener Stunde werd' ich dankbar gedenken, ſo lange ich lebe, wenn mich Zweifel an der Menſchheit zu beſchleichen drohen.

70.

— Welch' eine Unſicherheit, und daraus hervorgehende Verwirrung der Begriffe im Gebiete religiöſer Streitigkeiten herrſcht; zu welchen Widerſprüchen ſich die Parteien mit ihrer Gehäſſigkeit verführen laſſen, und in welche ſie ſich verwickeln, das geht recht hand-

greiflich hervor aus den ſtets wieder auflodernden Feindſeligkeiten zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, ja zwiſchen dieſen und ihren verſchiedenen Schattierungen unter einander ſelbſt. Als ſich viele lutheriſche Gemeinden (1822) wider die von König Friedrich Wilhelm III. einzuführende Lithurgie zur Wehre ſetzten, ſtützten ſie ihre Weigerung hauptſächlich auf den Hauptgrund, ſie wollten nicht katholiſch werden! . . . und wenn man zugleich in Erwägung zieht, daß derſelbe Monarch den Katholiken ſeiner Staaten für den größten Feind ihrer Kirche gegolten! . . . Klingt das nicht ganz unglaublich? Aber es iſt ſo. Schon zu Luther's Zeiten haßten ſich die von Rom Abgefallenen mehr, und verfolgten ſich Reformirte und Proteſtanten wüthender wie Katholiken und Proteſtanten ſich nur haſſen und verfolgen konnten. In neuerer Zeit haben ſich ſogar die Altlutheraner gegenſeitig bei den Köpfen gekriegt. Und jetzt fallen ſich Infallibiliſten und Altkatholiken in die Haare. Woran liegt das? An der Lehre, oder an den Lehrern derſelben?

71.

— Die feindſelige Macht der Zeitungen und Parteien für und wider hat eine Gewalt erreicht, und die ſtets

erneuerten Angriffe von allen Seiten nach allen Seiten hin mehren ſich dermaßen, daß ruhige Leſer, ſobald ſie ſolche Blätter aus der Hand legen, ſich in der bangen Stimmung befinden, als müßte ſofort jedes Band reißen, was etwa noch Staaten und Länder zuſammenhält. Nein, ruf' ich manchmal verzweifelnd aus, nein, ſolche Prophezeiungen hereinbrechender Anarchie ſind noch nie und nirgend gewagt worden. Es muß ſich auf dieſem Wege Alles auflöſen!

Wir täuſchen uns. Der Stoff zu dergleichen Scandalmachereien war ſtets vorhanden, wurde von jeher benützt zur Anregung von Unzufriedenheit, zu Zerwürfniſſen, zu Verleumdungen, zu Lügen. An böſem Willen und an Frechheit hat es nie gefehlt. Der Unterſchied zwiſchen jetzt und ſonſt liegt nur in ehemaliger Cenſur und gegenwärtiger Preßfreiheit. Was früher Einer dem Andern mündlich anvertraute, oder auch als Orakel der Bierbank verkündigte, das darf jetzt gedruckt und auf öffentlichen Markt gebracht werden. Weiter iſt's nichts. Und deshalb geht auch für's Erſte die Welt noch nicht unter. Wir Alten erſchrecken nur darüber, weil wir uns noch nicht darein finden gelernt haben. Unſern Nachkommen wird's ſchon leichter werden, und ſie mögen (Gott geb's) auch erlernen, nicht auf jedwede Behauptung großen Werth zu legen, blos weil ſie gedruckt erſcheint.

Bis jetzt freilich hat das gedruckte Wort noch immer unglaubliche Wirkung. Nicht allein auf die Menge, leider auch auf gar viele Personen, von denen man doch voraussetzen dürfte, daß sie selbst denken, und nicht blos nachplappern könnten. Wie oft hört man nicht „Gebildete" fragen: „Ist das neue Drama günstig recensiert?" Man traut seinen Ohren kaum. Wie soll's erst zu selbstständiger Beurtheilung derjenigen Urtheile kommen, welche sich anmaßen Welt und Leben zu richten? Das Beste ist immer noch, daß ein Urtheil dem andern widerspricht. Jedoch das Schlimme an diesem „Besten" bleibt zuletzt die allgemeine Verwirrung der Begriffe über Angelegenheiten, von denen die Schwätzer nichts verstehen, von denen sie dennoch ein Verständniß zu haben wähnen, weil sie Zeitungen lesen. Was wird da nicht „berichtet!" Es wimmelt ja täglich von Neuigkeiten; und sind keine vorhanden, so werden welche erfunden. In gar zu magern Zeiten müssen Unglücksfälle oder Verbrechen aushelfen. Die lieben Leserinnen stöhnen: nein, so viel Greuel sind doch sonst nicht vorgefallen auf Erden!

's ist damit wie mit den Donnerwettern. Ich sehe das an mir. Wie oft ruf' ich nicht aus: Nein, so häufig wie man jetzt von Brand und Todschlag

durch Blitze lieſet . . . das iſt ja wie wenn's mit jedem Jahre zunähme!

Dann überleg' ich mir's: Nicht doch, 's war immer ſo, nur daß nicht Alles „in die Zeitungen kam," daß es ein, höchſtens zwei Blätter gab, wo jetzt ein halbes Schock zu Auswahl dargeboten wird. Der Blitz hat früher eben ſo viele Menſchen und reſp. Ochſen und Kühe erſchlagen, in kleinen Städten und Dorfſchaften um uns her; nur daß wir's nicht erfuhren. Jetzt, wo jedes Neſt ſeine „Reporter" hat, wird's gemeldet, und der Einſender iſt dem Blitze dankbar für den ihm geradezu vom Himmel gefallenen Stoff.

Mons. D'Alembert hat den Amerikaner Franklin damals in der Pariſer Akademie mit dem Gruße empfangen:

„Dem Himmel entriß Er den Blitz, den Tyrannen den Scepter"

aber auch darin hat ſich nichts geändert. Weder dem Himmel noch der Tyrannei hat Franklin etwas entriſſen. Denkt gar nicht dran! Denn der Blitzſtrahl fragt ebenſowenig nach den Blitzableitern, wie die Pocken nach der Impfung fragen. Sie ſuchen als unabänderliche Naturgewalten ihre eignen Wege und brechen ſich ihre Bahnen. Was aber die entriſſenen

Scepter betrifft . . . nun allerdings, Franklin hat geholfen dem Briten den Scepter zu entreißen, den dieser über Amerika schwang, (dem, nebenbei gesagt, Franklins einziger Sohn nicht untreu werden wollte). Daß jedoch dadurch auch der Tyrannei die Gewalt entrissen ward, möcht' ich nicht behaupten. Es giebt verschiedene Arten von Tyrannei. Mich dünkt jene des Washingtoner Pöbels die unerträglichste. Doch das ist Geschmacksache.

72.

— Wenn es wahr ist, was der als Arzt, Physiologe und Aesthetiker seiner Zeit berühmte Leipziger Universitäts-Lehrer Ernst Platner behauptet hat: daß gelinder Aerger die Verdauung befördert, dann müßte ich meine Promenaden-Gänge, die ich bisher vor Tische zu machen pflegte, auf den Nachmittag verlegen, weil es da niemals an hinreichendem Aerger fehlt, der allerdings nicht immer ein gelinder bleibt. Denn wer nur einigen Sinn hat für Ordnung und Recht, der muß durch unaufhörlichen an öffentlichen Anlagen verübten Unfug oft auf's Aeußerste gebracht werden. Es giebt leider nicht viele mit Augen für dergleichen Dinge begabte Menschen; oder auch mangeln den Meisten Lust und Muth, sich mit Uebertretern solcher

Gattung zu befaſſen. Ein Mangel, der ſich leicht erklärt, bei der Schwierigkeit den erforderlichen Beiſtand zu finden gegen grobe und freche Widerſetzlichkeit. Für Breslau wär' es nicht angebracht, die öffentlichen Anlagen, wie in andern Städten, unter den Schutz des Publikums zu ſtellen. „Wer wird ſich in Streit einlaſſen mit dem Geſindel?" — Das iſt regelmäßige Antwort, wenn man Vorübergehende herbeirufen will. Vielleicht haben jene Vorſichtigen Recht. Denn ſie fragen ſich: „Was kommt dabei heraus?" Das iſt wirklich zu beachten. Seitdem ich erfuhr, daß ein Kerl (der durch Zeugen überführt war, er habe einem jungen kräftigen Baume ringsum die Rinde abgeſchält, ihn folglich vernichtet,) zu einem Tage Gefängniß verurtheilt worden, hat ſich mein Eifer gar ſehr abgekühlt. Merkwürdig, und für mich, dem Geiſte der Juſtiz nicht Vertrauten unbegreiflich, erſchien bei dieſem Urtheile der Milderungsgrund: daß der Uebelthäter aus Entwendung der Rinde keinen Vortheil zu ziehen verſucht, d. h. ſie gar nicht weder verkauft, noch ſonſt benützt habe. Nach meinem Gefühle wäre das eher ein Verſchärfungsgrund geweſen, denn die gemeine Niederträchtigkeit, welche ohne Noth, um ihrer ſelbſt willen, Anderer Mühen und Freuden verdirbt . . . doch davon verſteh' ich nichts, und muß mich fügen unter das eiſerne: summum jus etc.

Wie geſagt, ich hab' mir nach vielfältigen Verdrüßlichkeiten, an denen der ſtets bereite holde ſouveraine Plebs jedesmal Partei gegen den anſtändigen Menſchen nimmt, ſo viel Weisheit gekauft, daß ich nur ſelten noch mich von plötzlich erregter Heftigkeit fortreißen laſſe, und zu dem, für unſere vielgerühmte Epoche des Gemeinſinnes nicht ſehr ſchmeichelhaftem, dennoch weit verbreitetem Grundſatze gelangt bin: „Was geht's dich an?"

Bisweilen werd' ich letzterem untreu, wenn's gar zu arg kommt, oder wenn ich Eltern aus ſogenannten gebildeten Ständen als gleichgiltige Zuſchauer entdecke beim Unfuge, den ihre Sprößlinge treiben. Darin leiſten ſchön aufgetakelte Mütter manchmal das höchſte. Deſto erfreulicher, ich möchte ſagen rührender, iſt mir das Verhalten einiger Knaben geweſen, welche man, ohne ihnen zu nahe zu treten, ihrem Auf- und Anzuge nach kurzweg Gaſſenjungen nennen durfte. Zwei derſelben beſchäftigten ſich recht angelegentlich mit Wegverbeſſerung, — auf ihre Weiſe — indem ſie Löcher in den Boden wühlten, und die daraus gewonnenen Materialien zu Hügelchen häuften. Ich verwies ihnen das, im Vorübergehen, raſch und kurz, ſetzte jedoch meinen Gang fort. Als ich nach etwa einem Viertelſtündchen deſſelben Pfades zurückkam, ſah ich ſie noch immer fleißig an der Arbeit, wollte

ihnen ſchon die Ohren ſchütteln . . . trat aber beſchämt zurück; ſie hatten meine Abweſenheit benützt, die Löcher wieder auszufüllen und feſt zu ſtampfen mit ihren unbeſchuhten Füßen. Mich erblickend rannten ſie mir entgegen und riefen mich freudig an: „Wir haben ſchon wieder Alles gleiche gemacht!“ — Natürlich wurde Jeglichem ein Groſchen zu Theil. Erſt weigerten ſie ſich die kleine Gabe anzunehmen, doch nicht lange. Zureden half. Sie klemmten die Fäuſtchen feſt zuſammen und enteilten im Trabe mit ihren Schätzen.

Ein andermal fand ich mehrere ihres Gleichen, die an Baumſtämmen empor kletterten, daß die ſchwächeren Zweige, woran ſie ſich hielten, knickten und brachen. Was treibt ihr denn hier? fragt' ich barſch. — „Nu, wir klettern halt!“ — Und wißt ihr nicht, daß es verboten iſt die Bäume ſo zu beſchädigen? —

Erſtauntes Schweigen. Langſam rutſchten ſie, Einer um den Andern herab. Einer der Untenſtehenden empfing den Anführer der Schaar mit den leiſe geflüſterten Worten: „Der alte Mann ſagt, 's iſt verboten!“

„Na, da wollen wir's auch nicht mehr thun!“ ſprach Jener.

Ich gebe zu, daß ähnliche Begegnungen ſelten ſind. Dennoch finden ſie bisweilen ſtatt. Ich glaube

mich nicht zu täuschen, wenn ich sage: Es könnte sehr viel geschehen zur Verhinderung des Promenaden-Unfugs, wenn das hochpreisliche Publikum sich nicht zu vornehm dünkte, oder zu indolent wäre, die Aufsicht selbst zu führen.

Schlechtbesoldete Wächter, die obenein daneben noch Tagelöhnerdienste verrichten müssen, können so große Strecken nicht überwachen. Auch müßten sie zu Hunderten vorhanden sein. Wacht aber Jedermann, dann wird übermüthige Frechheit bald den Kürzeren ziehen. Empfehlungswerth für gewisse exorbitante Fälle bliebe zuletzt das alte Heilmittel: Ungebrannte Asche aufzulegen; trotz allem philantropischen Geschwätz!

73.

— Für einen beschränkten Menschen meiner Gattung, der nie begreifen konnte, was verschiedene Autoren veranlassen mochte und mag, den Herrn Robespierre zum bewunderten Gegenstande poetisch-idealisierender Dichtungen zu machen, ist ein wahrhafter Fund gewesen in dem französischen Schriftsteller Felix Malefille nachstehende Aeußerungen zu entdecken:

„Dieser „„honette"" Maximilian, dieser empfindsame Herr, war im Grunde nichts, als ein von Neid aufgeschwollener Doctrinair. Er besaß eine

Gleichheits-Theorie für die Guillotine, die man später gegen ihn ſelbſt praktizierte. Alle hervorragenden Köpfe ſollten fallen, um ſeiner Marderſchnauze Raum zu machen. Er, im Einverſtändniß (im ſchweigenden, ſchlau berechneten) mit noch Schlechteren, tödtete Louis XVI. um ſeines Königthumes, die Girondiſten um ihrer Beredſamkeit, Danton um ſeines großartigen Temperamentes, Desmoulins, den Figaro der Revolution, um ſeines anmuthigen und ironiſchen Witzes, André Chenier um ſeiner ſchönen Gedichte willen. Er hätte auch Mirabeau getödtet, um ſeines Genies willen, wären nicht Erſchöpfung . . . oder Gift ihm zuvorgekommen. Was er irgend gegen dieſen gewaltigen Geiſt, der ihn nachſichtig protegiert hatte, noch thun konnte, das that er, zuſtimmend, daß des Verſtorbenen Ueberreſte aus dem Pantheon wieder entfernt wurden. Ihr wollt ihn rechtfertigen durch ſeine Tugenden als Privatmann? Er war ein Waſſertrinker; einer jener bleichen hagern Menſchen, vor denen Cäſar Angſt hatte. Ich ziehe den fröhlichen Genoſſen, der Wein kredenzt und trinkt, jenem enthaltſamen ſtarrem Tribunen vor, der auf dem Concordenplatze Blut ſtrömen läßt, welches er nicht einmal trinkt. Die entmenſchteſten Wilden haben wenigſtens den Grund ihre Feinde zu ſchlachten, daß ſie die Leichname freſſen wollen.

Man will einwenden, er habe in Mußeſtunden (wo er nicht ſchlachten ließ) der tugendhaften Tiſchlertochter, bei deren Vater er wohnte, auf der Flöte vorgeblaſen; auch habe er einen Roſenſtrauß an der Bruſt getragen bei'm Feſte für's „„höchſte Weſen,"" welches er in einige ehemalige Ehrenrechte wieder einſetzen zu wollen die ganz beſondere, großmüthige Herablaſſung übte? Das läßt ſich nicht leugnen. Aber hat nicht auch Nero zu den Füßen der Poppea auf der Lyra geklimpert, während der ſchamloſen Ermordung ſeiner Mutter? Trotz all' eurer hochtrabenden Redensarten werden wir immer und überall proteſtieren gegen die Menſchen, welche die Revolution entehrten.

Sie, die Revolution, erſtrebte den geraden Weg der Gerechtigkeit. Jene Menſchen haben ſie straucheln gemacht, ſo daß ſie ausgleiten mußte im Blute. Charlotte Corday hat ihr Ziel verfehlt. Nicht der Vieharzt aus Königlichen Ställen iſt's geweſen, dem ſie das Herz hätte durchbohren ſollen. Höher hinauf ſollte ſie zielen und treffen, dann würde ſie ein heilbringendes Vermächtniß ihrer Gewaltthat hinterlaſſen haben. Marat ſtellte nur die Trunkenheit des Terrorismus dar; Robespierre war das Syſtem deſſelben."

Hier iſt mit wenig Worten, ohne Zuthat unnützer Floskeln, ein Bild des kalten, ſtets lächelnden Tyran-

nen gegeben, den zu verherrlichen deutſche Federn ſich bemühen. Ich muß bei ſolchen Dichtungen unwillkührlich an die Gattin des Scharfrichter-Gehilfen Desmoret denken. Dieſe Dame hatte den Platz, den früher das Cruzifix über ihrem keuſchen Lager eingenommen, während der Guillotinen-Zeit mit dem Porträt Robespierre's geſchmückt, zu welchem ſie täglich betete. Wahrſcheinlich ſagte ſie: Heiliger Maximilian verſorge uns mit Futter!

Viele Weiber thaten in jener Epoche daſſelbe. Das klingt abſcheulich. Aber ich finde es noch immer begreiflicher, als gegenwärtige Heiligſprechung des Blut- und Mordgötzen durch Poeſie. Und welch' ſeltſamer Widerſpruch, daß dieſelben Herren, die ſo viel vom nothwendigen Tode unſerer Fürſten und Ariſtokraten gefaſelt haben, gerade diejenigen waren, die für Abſchaffung der Todesſtrafe ſchwärmen. In ihren Augen iſt's alſo ein größeres Verbrechen hochgeboren zu ſein, als den Gatten ſeiner Maitreſſe zu vergiften, oder an einem wehrloſen Greiſe zum Raubmörder zu werden? Welche Verwirrung der Verſtandeskräfte! Haben ſie denn nicht gelernt, dieſe philantropiſchen Saalbader, oder vergeſſen ſie's abſichtlich, daß die Convention gegen einen Edelmann immer Tauſende von ſchlichten Handwerkern und von armen Leuten aus niedrigſten Ständen abgeſchlachtet?

Als Camille Desmoulins die Massen anrief, ihn, der Freiheit ersten Apostel zu retten, und seiner Bitte nur Hohn entgegenscholl, sagte ihm Danton: „Schweige! Du wähnst doch nicht solche gemeine Canaillen zu rühren?"

Dies eine Wort macht eigentlich jedem Streit über die Herrlichkeiten der Revolution ein Ende, denn es sagt Alles. Es verleiht dem Feldgeschrei: „Für's Volk!" die richtige Bedeutung.

74.

— Als kurz vor Ausbruch des Krieges Mad. Artôt-Padilla die liebliche Villa in Sêvres verließ, um sich wieder nach dem Norden zu begeben, that ihr Gemal auf der Fahrt durch Paris die Aeußerung: Ich habe kein Vertrauen auf die französische Armee! — Nun auf welche denn sonst hienieden, wenn nicht auf diese? fragte Frau Desirée. Wahrlich, Padilla, Du wärest der Erste, der an der Bravour dieser Truppen zweifelte! — Das fällt mir auch im Traume nicht ein, entgegnete Padilla, (der für einen Spanier bisweilen recht phlegmatisch zu streiten versteht,) solche Zweifel zu hegen! — Und worauf gründet sich dann Dein Mißtrauen? — Ganz einfach auf den Mangel an Disciplin im Heere. Dieser tritt sichtbarlich

hervor. Sieh jene Soldaten beiſammen ſtehn. Sie plaudern, rauchen, ſcherzen, zeigen keine Spur von militairiſcher Haltung; Offiziere verſchiedenſten Ranges ſchreiten an den Gruppen vorüber, ſelten nehmen Einzelne Notiz von ihren Vorgeſetzten, kaum daß Einer ordonnanzmäßig ſalutiert . . . Das taugt nicht. Ohne Reſpekt, ohne Gehorſam giebt's kein Band, welches Armeen noch zuſammen halten könnte, die ſchon ſo häufig ſeit ſiebenzig Jahren ihren Fahneneid wechſeln, ſchwören, abſchwören, erſt dem Königthume, dann einer Republik, dann einem Direktorium, dann einem erſten Conſul, dann einem welterobernden Kaiſer von eigener eiſernen Fabrik, dann wieder angeſtammten Königen, dann einem pfiffigen Kronenräuber, dann abermals einer improviſierten Republik, dann einem gewandten Präſidenten, der ſich bald in einen Prätendenten umſchuf und endlich ebenfalls die Kaiſerwürde erſchlich, Treue geloben mußten. Eine große Anzahl von Soldaten hat beim letzten Plebiscit gegen ihn geſtimmt. Eine noch größere hat ihr Nein aus Furcht unterdrückt. Wo ſollen da Treue und Verläſſigkeit herkommen? Und wenn jeder Einzelne ein Held wäre wie Bayard . . . mit dem erſten Siege des Feindes beginnt die Auflöſung im Innern. Die Idee eines gemeinſamen Vaterlandes bringt ſo viele ſcharf geſonderte Elemente nicht unter einen Hut; das

könnte nur die Allgewalt eines großen militairiſchen Genie's, welchem die Maſſen blindlings folgen. Ohne ſtrengſte militairiſche Disziplin läuft Alles durcheinander. Wir Spanier kennen das!"

So prophezeite der Ausländer, der dadurch bewies, daß er nicht nur ein guter dramatiſcher Sänger, daß er auch ein verſtändiger Mann iſt.

Die Zeit hat bewieſen, wie richtig er prophezeite. An Tapferkeit, an ehrenwerthen Aufopferungen hat es gewiß nicht gefehlt. Wohl aber an Einigkeit, an Zutrauen, an treuer Hingebung. Wo nur ein Mißgeſchick eintrat, beſchuldigten tauſend Stimmen die würdigſten Männer, ihr Vaterland verrathen zu haben. Sehr natürlich. Wo das eigentliche Centrum fehlt, die Sonne, von der das belebende Feuer ausgehen müßte, für was ſollen ſich die Völker im Ganzen opfern und begeiſtern? Etwa für einen abermaligen Verſuch, für ein erneuertes Experiment mit der allgeprieſ'nen „Republik?" Für einen leeren Begriff? Für eine Chimäre? Denkt ſich nicht Jedweder etwas Anderes dabei, wenn er das große Zauberwort ausſpricht?

Ich erinnre mich der herrlichen Auseinanderſetzung, die Charles Nodier davon giebt in ſeinem „letzten Bankett der Girondiſten," wenn er Vergniaud redend einführt:

„Wahrlich, des Menſchen Einbildungskraft wird Wahnſinn. Ihr habt, wie ich glaube, jetzt alle mögliche Geſtaltungen der Geſellſchaft beſprochen, und das Glaubensbekenntniß, welches uns vereinigen ſollte, drückt in Wirklichkeit nur eine unbeſtimmte Verneinung ſämmtlicher irdiſcher Staatsgewalten aus. Ich hab' es ſchon eingeſtanden, daß ich nichts anderes erblicke in jener namenloſen Republik, die wir einſt mit ſo viel Begeiſterung decretierten, als ein glänzendes Sinnbild der Zerſtörung; ein betrügeriſches Pfand für gewagte Neuerungen; einen eitlen Traum des Daſeins. Die Nachwelt wird mit Befremden zurückblicken auf eine Verſammlung von Geſetzgebern, welche nur einen Tag einig waren, und dies auch nur über ein Wort, deſſen Bedeutung jeder in anderem Sinne auffaßte als ſein Nachbar. Das Wort allein wurde zum Geſetz erhoben, die Sache blieb ein Geheimniß. Die Republik, ihr Herren — für Büzot iſt ſie eine föderative Regierungsform; für Condorcet ein Luftſchloß der Oekonomiſten; für Thomas Payne eine krampfhaft wilde Maſſe; für Briſſot eine ackerbauende, gewerbetreibende, philantropiſche Verſuchsſchule; für Dücos ein neu erſtehendes Athen ſammt Demoſthenes und Plutarch; für St. Juſt eine Staatsverfaſſung wie jene

kleinlich-plumpe Sparta's, (versteht sich ohne Könige und ohne Sklaven;) für den Sybariten Danton eine berauschende unaufhörliche Schwelgerei; für Chabot eine große prachtvolle Hetze; für Robespierre eine Dictatur; für Marat eine Schlachtbank. Seht ihr, das ist die Republik!

Und nun gesteht mir ein, daß unser Schicksal ein günstiges sei, weil es gestatten will, unser historisches Dasein bei Zeiten einer solchen Zukunft zu entziehen. Kaum wird das Grab genügen, kaum wird es tief und unverletzlich genug sein, um Schutz zu gewähren vor den Greueln, die der Welt bevorstehen. Wir aber werden befreit bleiben von allen Angriffen. Was kümmert's den im Erdboden Liegenden, ob nach ihm folgende Geschlechter ihr entsetztes Antlitz beugen vor Tamerlans Schwerte, oder vor Robespierre's Blutbeil? Ob sie vor Schaam erröthend den Heucheleien Ludwig des Elften huldigen, oder den scheußlichen Amuletten eines Marat? Ob sie in bettelnder Knechtschaft sich auf den Stufen eines Thrones, oder ob sie trunken von Wein und Blut im Koth der Rinnsteine sich wälzen?" —

Na, so weit hätten sie's endlich gebracht! Was weiter geschieht, haben wir zu erwarten. Möchten wir nur daraus lernen. Aber ich fürchte sehr, unsere

verſtockten Republikaner ſind nicht durch gute Lehren zu bekehren. Da nützt kein Reden, keine Berufung auf Beiſpiele. Die Herren hüllen ſich in lächelndes Schweigen und denken: „Redet nur, unſere Zeit wird ſchon kommen!“

Der gute Chateaubriand fragt einmal recht naiv: „Wenn die Terroriſten wirklich ſo große Menſchen waren, nun, dann muß ihre Autorität etwas gelten; aber indem ſie ſich unter einander zerreißen, erklären ſie die eben unterliegende Partei jedesmal für eine Partei von Schurken. (Das geſchieht in Amerika auch!) Betrachten wir, was Madame Roland von Condorcet ſagt; was Barbaroux, der Haupturheber des 10. Auguſt, von Marat denkt; was Camille Desmoulins gegen St. Juſt ſchreibt! Sollen wir Danton würdigen nach Robespierre's Meinung, oder Robespierre nach jener Danton's? Wenn die Herren der Convention eine ſo armſelige Anſicht Einer von dem Andern haben, wie dürfen wir vortheilhafter über ſie urtheilen, ohne den ihnen gebührenden Reſpekt zu verletzen? —

Nicht zu vergeſſen, daß die Wüthendſten unter den Aufrührern ihren Haß gegen die Geſellſchaft geſchöpft haben entweder aus der ſtiefmütterlichen Behandlung, die ihnen die Natur angedeihen ließ, oder aus der Niedrigkeit ihrer Stellung in der Welt!“ —

Da ſitzt's. Darin haſt Du's getroffen, alter romantiſch-verhimmelnder Poet!

Neid, Mißgunſt, verbiſſene Wuth über Zurückſetzung, verletzte Eitelkeit, Rachſucht . . . das ſind die mächtigſten Triebfedern des immer wieder angeſtimmten Gebrüll's nach Freiheit, mitten im Genuß bereits unumſchränkter Freiheiten, die bereits in Tyrannei ausarten.

Victor Couſin: „Wohl zu merken! Die Demagogie erzeugt nothwendigerweiſe Tyrannei. Und was dabei das Traurigſte iſt, ſie erzeugt dieſelbe unter allgemeinen Beifallsbezeigungen, welche gerade die Herzen derjenigen verwunden, die keine Tyrannei verdienten, weil ſie immer nur nach gerechter Freiheit trachteten."

Cüſtine: „Dieſe Fanatiker der Freiheit müſſen jeden wirklich liberalen Menſchen verabſcheuen."

Jul. Janin: „umgeſtürzt durch jene ſtupide Maſſe, die ſich darin gefällt, alles Ruhmwürdige zu zertrümmern."

Charles Nodier: „Ja, wenn die Revolution (auch beſſer begonnen) nicht in unwürdige Hände gefallen wäre, in welche zuletzt alle Revolutionen fallen."

Chateaubriand iſt auf ſeine letzten Tage, zum Erſtaunen Vieler, unter die Republikaner gegangen.

Für mich hat das gar nichts Erſtaunliches. Wer den Haltpunkt ſeines Lebens verlor, den treibt Alterſchwäche leicht in's äußerſte Extrem. Sein Königthum war ermordet, verbannt, vernichtet. Mit der Uſurpation konnte er kein Bündniß ſchließen. Er hätte Autoritäten anerkennen müſſen, die ihm keine waren. Da zog er vor, ſich der Gewalt zu beugen. Und dieſe ſah er in der Republik. Er lebte nicht mehr lange genug, um auch dieſe Gewalt brechen zu ſehn.

75.

— Das muß man ihm laſſen, dem Herrn Varnhagen von Enſe, er war ein eben ſo ſcharfſichtiger Prophet, als ein ehrenwerther Charakter. Am 28. März 1852 hat er in ſein Tagebuch eingeſchrieben:

„Die Blüthe unſerer Diplomaten beſteht am Bundestag aus Bismark-Schönhauſen, in Petersburg aus Theod. von Rochow. Und wo ſind unſere Generale? Man weiß keinen einzigen zu nennen, der entſchiedene Fähigkeit, Anſehn, Vertrauen beim Heer und der Nation hätte. Der Tag der Prüfung wird uns in ſchrecklicher Bereitſchaft finden. Und je ſpäter er kommt (14 Jahre!) deſto größer wird die Verdunkelung und Verwirrung ſein, in der

das einſt ſo helle, ſo geordnete[1]) Preußen ſchmachvoll daniederliegt!"

Große Staatsweisheit!

Im zehnten Bande der Tagebücher find' ich pag. 458 eine Stelle, durch welche ſeine Selbſtverblendung in ihrem blindeſten Hochmuth hervorgehoben wird. Er ſchreibt von Sonntag den 5. März 1854:

„Ausgegangen. Unter den Linden beim Zeughauſe. Unvermuthet kommt Bettina von Arnim hinter uns, ruft und lacht. Sie ſei geſtern weggelaufen, ſagt ſie, weil der Herr, dem ich ſie genannt, den Hut auf dem Kopfe behalten. Sie haben ihm ja nicht einmal Zeit gelaſſen, ihn abzunehmen, erwiderte ich. — Aber der unſinnige Vorwurf iſt nicht einmal wahr, ſoll nur ein Deckmantel ſein für die falſche Scham, der ſie gefolgt, und deren ſie ſich jetzt ſchämt. Als ſie hörte es ſei ein griechiſcher Prinz geweſen, lachte ſie erſt ungläubig. Als ſie ſah, daß es Ernſt ſei, wurde ſie ganz aufmerkſam und neugierig, wollte meinem Griechen aber

---

1) Von wann datiert für ihn dieſes ſo helle einſt? Ich dächte er hätte von jeher getadelt, geläſtert, geſchimpft. Allerdings vorſichtiger als ſeit Achtundvierzig; obgleich dieſe Behutſamkeit auch nach den Märztagen ihm noch beiwohnte, wenn er gerathen fand ſie walten zu laſſen.

gleich ihren Franzoſen gegenüberſtellen, und ſagte: der Fürſt Talleyrand ſei geſtern Abend bei ihr geweſen. — Aber der iſt kein Fürſt, ſondern Baron, der franzöſiſche Geſandte in Weimar!

Sollte man glauben, daß der hohe freie Geiſt dieſer geiſtvollen Frau ſich in ſolche geringe Erbärmlichkeiten verſenken und verwickeln möge?! Doch iſt es ſo; weltliche Stellung, hohe Titel und Würden imponiren ihr überaus."

Das wagt ein Menſch auszuſprechen, (und mit entſchiedener Abſicht es ſolle nach ſeinem Tode gedruckt werden!) deſſen ganzes Daſein nur ein ſchlangenartiges kriechen und ſich winden zwiſchen den Füßen vornehmer Leute geweſen. Er, der Schmeichler und höfiſche Complimentendrechsler par excellence! Man muß ihn geſehen haben, wie er ſcharwenzelte hinter Fürſtlichkeiten; wie er im Verein mit Rahel, die aber ungleich mehr Edelmuth beſaß, förmlich umgarnende Netze aufſtellte, haute volée und volaille bei ſich einzufangen. Muß die „Durchlauchten" — „Hoheiten" — „gnädigſten Gräfinnen" ꝛc. gehört haben, die ſeinen liſpelnden Lippen entſäuſelten. Nicht nur vor Achtundvierzig; nein, nachher nicht minder! Lieſet man doch aus dieſen Tagebüchern, daß er, während des plumpſten Schimpfens, niemals vergißt anzubringen und hervorzuheben, welcher Cavalier ſich zu ihm ver-

laufen, welcher Graf, oder dergleichen, ihn auf der Straße angeredet. Es ſoll ſcheinen als ob er das Alles gering achte; dennoch prahlt er damit. Prahlt, und entſtellt, und lügt.

Nur in Einem iſt er wahr; in Einem bleibt er ſich treu: in der Pietät für Goethe. Und das ſei ihm nachgerühmt, ſelbſt wo die Motive nicht immer von Selbſtſucht frei geweſen ſein dürften.

— „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte" von 1819 bis 23.

Der heimtückiſche, perfide, neidiſche, eitle Schmeichler und Heuchler zeigt ſich hier in ſeiner ganzen Glorie. Mit verleumdungſüchtiger Gier rafft er allen Klatſch, alle Stadtlügen ohne Sichtung und Schonung zuſammen, und freut ſich ſchon im Voraus an dem Gedanken, wie dieſe für die Oeffentlichkeit, nach ſeinem Tode, vorbereiteten Scandäle viele Perſonen (oder doch wenigſtens deren Abkommen) kränken ſollen, denen er lebend den Staub von den Schuhen leckte. Was nur geträtſcht wird, ſagt ihm zu. Je unwahrſcheinlicher, je beleidigender deſto beſſer. Mag auch die Erfindung in's Auge ſpringen. Vom Eingeſtehen eines Irrthums, einer ungerechten Anklage, von Widerrufen nach Erkenntniß der Wahrheit iſt nachher weiter

keine Rede; ſo wenig wie in gewiſſen Journalen bei ähnlichen Entſtellungen. Kränkt es, verletzt es doch! Hat es doch ſeinen Zweck erfüllt! Iſt doch der Gegenpartei „Eins ausgewiſcht worden!“ Blüht doch die Hoffnung, daß von dem Koth, womit ein Widerſacher beworfen ward, immer häßliche Flecke zurückbleiben, auch nachdem der Koth als ſolcher erkannt, in ſein Urelement verſunken iſt.

Das ſind hübſche Beiträge zur Geſchichte!

O ihr edlen, gewiſſenhaften Hiſtoriker!

76.

— So iſt er alſo nun wirklich „der Verſtorbene,“ als welchen man ihn lange ſchon bezeichnete, da er noch der ſehr lebendige, lebensluſtige war, welcher allgeleſene, nicht minder „viel geſcholtene wie viel bewunderte“ Schriften in die Welt ſchickte, zu denen er ſich ergiebigen Stoff tüchtig errungen in verſchiedenſten Welttheilen und Ländern, ſtets aus ſelbſt Erlebtem, ſelbſt Erfahrenem, ſcharf Beobachtetem ſchöpfend; keineswegs aus zwölf Reiſebeſchreibungen eine dreizehnte zuſammenſchreibend. Und dies zu einer Zeit, wo das Reiſen mitunter eine gar beſchwerliche, anſtrengende Sache blieb.

Er bewegte ſich als Menſch und als Schriftſteller

rückſichtslos, ſonder Zwang. Er verleugnete niemals ſeine Freiſinnigkeit in Urtheilen und Anſichten auf Koſten der ihm eingeborenen und anerzogenen hocharistokratiſchen Ueberzeugung. Er geſtattete ſich in allen Verhältniſſen, in allen Umgebungen die seltſamſten Extravaganzen, ſobald es britiſchen Humoren galt, denen er vorzugsweiſe gern huldigte. Er war ein treuer Preuße, und daneben ein Kosmopolit, der auch die bitterſten Rügen nicht unterdrückte, wenn ſie ihm in die Feder oder auf die Lippen kamen. Er hat „Whims" verübt, wie ſolche der ausgelaſſenſte Londner Lord nur riskieren möchte, und hat ſich dennoch im Innerſten, bei ſcheinbarem, oft unnöthig zur Schau getragenem ſpöttelndem Unglauben, eine religiöſe Weichheit und Milde der Empfindung und des Gemüthes bewahrt, die offenbar der Herrnhutiſchen Anſtalt und dem Halliſchen Pädagogium angehörten, wo er die Kinder- und Knaben-Jahre zugebracht.

Weshalb auch nicht?

Zeigen ähnliche Widerſprüche, wenn ſchon in ganz verſchiedener Weiſe, ſich nicht ebenfalls bei Heroën theologiſch-philoſophiſcher Wiſſenſchaft? Wie z. B. bei Schleiermacher? Warum nicht bei einem Welt- und Lebemanne wie Fürſt Hermann, der gleichfalls ſein abſonderliches philoſophiſches Syſtemchen praktizierte und trotzdem (um in ſeinem mit Fremdwörtern reich-

lich durchflochtenen Style zu reden) theologiſche Bedürfniſſe hatte quand même? Er konnte jedoch, ob er momentan noch ſo frommherzigen Stimmungen unterlag, dreiſt von ſich ſagen, was er oft von Anderen geſagt: cependant le diable n'y perd rien! Bei alldem iſt er in gewiſſem Sinne des Wortes und in deſſen heiterſter Bedeutung ein Frommer geweſen. Ein Naturfrommer, der Gott in deſſen lieblichſten Offenbarungen durch die Natur kennt, ehrt, liebt, und Ihm opfernd dient. Mag ſich der bisweilen frivole, bisweilen trotzige Autor wer weiß wie ſehr verſtecken hinter wilde Schlingpflanzen und üppiges Geſträuch . . . ſtets wieder thun ſich Gerechtigkeitsgefühl, Menſchenfreundlichkeit, demüthiges Vertrauen auf göttliche Führung hervor. Ja ſogar der ſkeptiſche ſarkaſtiſche Semilaſſo beugt ſich und ſeine reichen Erfahrungen unwillkürlich ehrfurchtsvoll vor einer ewigen Macht. Durch keins ſeiner an geiſtigem Werthe vielleicht ſehr ungleichen Bücher hat er aber den hohen Beruf, Gutes und Schönes hienieden fördern zu helfen, ſo glorreich dargethan, als es ihm gelungen iſt durch die mit Recht allgeprieſenen, weltberühmten Park- und Garten-Anlagen.

Muskau, von welchem der Graf aus altem Geſchlechte den neueren Fürſtentitel trug, iſt ein großartiges Monument edlen Wollens, ausdauernden

Wirkens, gründlichen Verſtändniſſes; ein weithin leuchtendes Vorbild für künftige Nachfolger im Gebiete ähnlicher Unternehmungen. Von dieſer ſeiner Schöpfung führte er den unvergänglichen Namen, und der Name verkündet ſeinen Ruhm, ſo lange es Menſchen geben wird, die dankbar ſein, die über der Schöpfung den Schöpfer nicht vergeſſen wollen.

Stolz iſt der Mann aufgetreten, das müſſen wir eingeſtehen. Doch ſetzen wir ehrlich hinzu: nicht ohne Berechtigung. Hochmüthig hat er ſich nie gezeigt. Er traf, wo er geiſtiger Bildung begegnete, ungeziert, den richtigen Ton eines vornehmen Kavaliers, welcher zugleich Anſprüche zu behaupten weiß auf ſeinen Ruf als Schriftſteller, folglich im Umgange den andern Schriftſteller wie einen Ebenbürtigen behandelt. Immer bereit zu ſchenken, zu helfen, Unterſtützungen zu reichen, ließ ſein hochherziges Benehmen die Empfänger niemals empfinden, daß es durchlauchtige Gunſt ſei, die ſpendete. Vielmehr hat er in ſolchen Fällen den „Kameraden" geſpielt, als wär' auch er darauf angewieſen von ſeinen „Honoraren" zu exiſtieren. Auch hat er nimmer prahlen wollen mit Mildthätigkeit; eben ſo wenig wie er abweiſend verweigern konnte, wenn er (ach, wie häufig!) angebettelt wurde. Ja, ſie wußten ihn zu finden, die zudringlichen Geſellen vom Handwerk. Er gab im Stillen und

war der Erſte ſich und ſeine Leichtgläubigkeit zu belachen, wenn ein gänzlich Unwürdiger ihn frech getäuſcht hatte. In einem unwiderſtehlich komiſchem Briefe beſchwerte er ſich, ſchon vom letzten Krankenlager aus, daß ein breslauer „Litterat"!! ihn wiederholentlich beläſtige, und den jüngſten Sturm auf ſeine Börſe mit einem Poëm über die . . . Trichinen begleitet habe.

Von jenem Lager iſt er denn nicht mehr erſtanden und die Zeitungen verkündigten bald:

„In der Nacht vom vierten Februar verſtarb „auf Schloß Branitz Hermann Fürſt Pückler-„Muskau, Generallieutenant à la suite der Armee, „Mitglied des Herrenhauſes ꝛc. ſechsundachtzig „Jahr alt."

Er iſt dahin geſchieden und ich habe ihn nicht mehr wiedergeſehen in dieſem Leben; habe ſeinen dringenden Aufforderungen Schloß Branitz zu beſuchen nicht nachkommen können; jenen Fleck Erde, auf dem der große Naturkünſtler aus einer „completen Wüſte"[1]) ein Seitenſtück zu den Muskauer Wundern an's Licht hervorgezaubert.

Dieſer ſein Schaffensdrang; die poetiſche Noth-

---

[1]) Siehe ſein Schreiben in: „Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten" bei Karl Rümpler in Hannover erſchienen.

wendigkeit immer neue Bilder niemals ſchlummernder Phantaſie nach Außen ſichtbarlich zu geſtalten, und in Wirklichkeit lebendig dargeſtellt zu ſehen, was in ſeiner Seele Traum geweſen; dieſes raſtloſe Streben hatte ihn bis in's höchſte Greiſenalter, bis zum Tode nicht verlaſſen. Und das in einer Zeit, welche danach förmlich trachtet Baumwuchs und Waldespracht der mörderiſchen Axt zu verkaufen, geldgierig nieder zu ſchlagen, was Urväter pflanzten und ſäeten, was Väter noch ſchonend pflegten und hegten . . . in ſolcher Zeit war er, der hinſiechende Dulder, noch auf dem Todtenbette eifrig bedacht, daß grün geſchmückt werde, was er als dürren Sand übernommen; daß friſchrieſelnde Quellen die ſcheinbare Unfruchtbarkeit in blühendes Leben umwandeln möchten! Er, deſſen Leben bereits erloſch, der nicht mehr hoffen durfte reinen vollen Genuſſes daran ſich zu erfreuen! Für wen hat er's gethan, der Kinderloſe? Für wen hat Er — wo gar Viele ſeiner Standesgenoſſen verheerenden Krieg führen wider altehrwürdige Stämme, weil ſie Gold aus Holz machen wollen — für wen hat Er all' ſeine übrigen, längſt ſehr geſchmälerten Einnahmen auf koſtbare, vielen armen Arbeitern guten Verdienſt bringende Anlagen verwendet?

Doch nur für die Idee! Für die Schönheit jener Ideale, welche ſeinem Geiſte vorſchwebten. Und

wie geſagt: in was für einer Epoche hat er's gethan? Mitten im vorherrſchenden Materialismus unſ'rer Tage! Nein, Hermann Fürſt Pückler-Muskau hat ſich in keine ſpekulativen Schwindeleien eingelaſſen: Er war ein Ariſtokrat durch und durch. Deshalb war er auch, was der wirkliche Ariſtokrat immer ſein muß, will er ſeinem Stande Ehre machen, zugleich ein wahrhaft Liberaler. In Wiſſen, Streben, Kunſtſinnigkeit, geſelligem Verkehr liberal, human, wohlwollend! Verſchwender hat man ihn oft ſchelten gehört? Große Reiſen koſten große Summen, verſchlingen Capitalien, tragen keine Zinſen, bringen keine Dividenden. Und auch ſonſt . . . in Gottes Namen: er war ein Verſchwender! dagegen hätte der ſchlimmſte Widerſacher nicht gewagt, ihn habſüchtig zu nennen, oder ihn als kalkulierenden Geldmacher anzufechten. Oft mußte er wegen forcierter Anglomanie heftige Anſchuldigungen über ſich ergehen laſſen, doch daß er dabei der Geſinnung nach ein ächter deutſcher „Gentleman" geblieben, wird niemand leugnen wollen, der ihn näher gekannt.

Schwächen, Fehler, Thorheiten . . . . wer hat ihrer nicht? Wer begeht ihrer nicht, wenn ihm Leidenſchaften einwohnen; wenn er ein Menſch iſt, und nicht etwa Anſprüche macht auf Erden ſchon ein makelloſer Engel zu heißen. Ehrlicher, treu-

herziger, offener kann niemand leichtſinnige Streiche, loſe Schwänke, Tollheiten .... ja Dummheiten ausüben und eingeſtehen, als der Verſtorbene. Sich ſcheinheilig zu verſtellen hielt er unter ſeiner Würde. Das kleinliche: Was wird man davon ſagen? wandte er nur an, ſobald er ein Skandälchen erregt hatte, von dem er hoffte, es ſolle die müßigen Schwätzer beluſtigen; ... vorher fragte er nicht nach dem Ausgange und deſſen möglichen Folgen. Dieſe hielten ihn niemals ab den Läſterungen klatſchſüchtiger Philiſter neue Nahrung zu geben, und reichliche.

Es brauchte der Jahre achtzig, dieſe gewaltig angelegte Individualität mürbe zu machen. Das hohe Alter bricht auch die ſtärkſte Kraft. Den wir, da wir Jungen waren, als tollwilden Sportsmann ſtaunend betrachtet, den finden wir, ſelbſt Greis geworden, auf Schloß Branitz, nach ſeinem eignen Ausdrucke, als „gebrechliches Gerippe.“ Nichts deſto weniger bleibt ſich der Kern ſeines Weſens gleich; ungebrochen an Geiſt und Seele, wenn ſchon gebrechlich am Körper.

Da liegt nun der Leichnam eines der ſchönſten ſtattlichſten Männer; allen ritterlichen Uebungen vertraut; in höchſten wie in niedrigſten Kreiſen heimiſch; mit Talenten reich ausgeſtattet; zu den edelſten Geiſtern ſeines Jahrhunderts in freundlichen Beziehungen;

genial, tapfer, ſchlicht, eitel, hochfahrend, ſentimental, ſchwärmeriſch, ſinnlich, bewundert, beneidet, verläſtert, verehrt, überſchwänglich geprieſen und getadelt . . . . . Da liegt er, um Staub zu werden und Aſche.

Und ſeine lieben Pflegekinder, die Bäume, haben kein friſches Blatt, keine Blüthe ihm auf's Grab zu ſtreuen? Im ſtrengen Winter ward er abgerufen aus ihrer Mitte, und hatte noch ſo viele Verſchönerungen im Sinne? Danach fragt der Tod nicht.

Doch nur Geduld! Es wird wieder grünen, wieder blühen, und wo jetzt kalter Nordwind Klagelieder durch leere Zweige ſeufzt, werden im Frühjahr luſtige Vögel des „Verſtorbenen" Loblied anſtimmen.

— Ein Jahr ſpäter kann ich in ſolches Loblied nicht mehr mit voller Seele einſtimmen, nachdem die Zeitungen berichten, wie der Fürſt über ſeinen ſchriftlichen Nachlaß und deſſen Veröffentlichung teſtamentariſch verfügt . . . . . haben ſoll. So ſchreib' ich vorläufig, in Erwartung möglichen Widerrufes.

77.

— Gentz ſchreibt an Pilat aus Preßburg vom 24. Oct. 1830:

„Ich theile Ihre Furcht vor dem Galgen keineswegs, und ſehe in der wirklichen Lage der Dinge durchaus nichts unmittelbar Allarmierendes. Die Journale, auf welche Sie und einige Andere ſo großen Werth legen, ſchrecken mich eben ſo wenig, als die täglichen Drohungen der Gazette. An fernere große Veränderungen in Frankreich glaube ich allerdings; da aber die legitime Regierung einmal zum Henker iſt, und nie wieder auferſtehen kann, ſo iſt mir ziemlich gleichgiltig, wer heute oder morgen regiert. Ich fürchte — dort und allenthalben! — nur ein Einziges. Und das iſt die wirkliche, dringende, und vor der Hand unheilbare Noth der untern Volksklaſſen, ihre Verzweiflung, und die Ausſchweifungen, zu welchen gottloſe Demagogen ſie verleiten können. Dieſe Gefahr iſt groß. Auch ſie kann, ihrer Natur nach, immer nur vorübergehend ſein; die Maſſe Derer, die etwas zu verlieren haben, muß überall ſiegen; aber es können Zwiſchenräume blutiger und ſcheußlicher Unordnungen eintreten; und in ſolchen Zwiſchenräumen kann allerdings auch uns ein Galgen erblühen. Indeſſen iſt mir doch viel wahrſcheinlicher, daß wir Beide im Bette ſterben.“

Nun, das haben ſie denn auch Beide vollbracht; ſie ſind redlich in ihren Betten geſtorben. Das

iſt jetzt auch ſchon wieder ein ganzes Weilchen her, doch in der Hauptſache hat ſich, was des klugen Gentz düſtere Prophezeiungen betrifft, noch nichts gebeſſert. Im Gegentheil, die Gefahren ſind nur immer dringender geworden, und fletſchen aus allen Winkeln mit unheildrohenden Fratzen ihre ſcharfen Zähne, ſtrecken ihre nach Blut lechzenden Zungen hervor.

Was aber geſchieht dagegen? Ich bin kein Staatsmann, kein Abgeordneter, kein Zeitungsſchreiber, habe nichts drein zu reden, jedoch will ich nicht verſchweigen, daß ich mir Glück wünſche ſo alt zu ſein wie ich's bin. Wer im vorigen Jahrhundert das Licht dieſer ſchönen Welt erblickte, der braucht nicht mehr vor der Zukunft zu zagen. Das Ende kann nicht mehr fern ſein. So oder ſo; 's kommt ja nur auf wenig Tage an. Und ob man in ſeinem Bette ſtirbt, wie Gentz und Pilat, oder ob die gleichmachenden Freiheitshelden Einem den Kopf abſchlagen, oder ob die Führer der „Communen" ihre Revolver abdrücken, oder ob man von zweibeinigen Hunden zerriſſen wird? 's iſt Eins wie's Andere, ſobald 's überſtanden iſt. Es handelt ſich blos um die fünfzehn Minuten, die der in ſolchen Expeditionen geübte Franzoſe „le mauvais quart d'heure" nennt. Wer wird ſich vor einem Viertelſtündchen fürchten?

Gleichwohl empfindet auch der älteſte Menſch

Bangigkeit beim Gedanken an das Geſchick der Seinigen. Was ſteht dieſen bevor, wenn Regierungen in ihrer Indolenz verharren? Wenn Reichstage ſich vorprahlen laſſen von offenbar zum Aufruhr herausfordernden Communiſten? Wenn keine Mittel gefunden werden, den Vorſchreiern die Mäuler zu ſtopfen, ihren Zeitungſchmierern die Feder zu entreißen? Wenn den dummen Heerden nachblökender Faulenzer immer und immer wieder weiß gemacht werden darf, daß ihnen die Herrſchaft gebühre? Läßt ſich denn gar kein Geſetz ausfindig machen, welches die Geſetze zu ſchützen vermag? Soll die Fortdauer unſerer Culturzuſtände in die Willkühr von zwanzig Aufwiegler geſtellt bleiben, die im Lande umherziehen, Vereine zuſammentreiben, Unſinn ſchwatzen, Verleumdungen und Lügen verbreiten, leichtgläubigen armen Teufeln die letzten Pfennige aus der Taſche locken, um für ihre eigene Perſon gut kneipen zu können, unbekümmert wegen der Opfer ihrer Niederträchtigkeit, die ſie erſt mit Unzufriedenheit, Mißgunſt, Neid vergiftend aufüllen, hernach aber, ſobald's ſchlimm 'rum reicht, hilflos im Stiche laſſen?

Iſt's abſolut unmöglich dieſem Unfug die Wurzel abzugraben; verträgt ſich ein energiſches Einſchreiten durchaus nicht mit conſtitutionellen Vorrechten und Freiheiten . . . dann laßt Euch heimgeigen ſammt

Euren Verfaſſungen, Parlamenten, Kammern, breiten Reden und allem Schwindel. Giebt es nur da Freiheit, wo jedem Schurken freier Spielraum gelaſſen wird, Tyrannei durch Raub, Mordbrand und „internationalen" Fanatismus zu predigen, ſo dank' ich für Freiheit überhaupt. Zur Schande der Menſchheit muß man bekennen: die Mehrzahl derer, die auf Umſturz hinarbeiten, werden weniger von ihrem Unglück oder Mangel, als vom Glück und dem Wohlſtand Derer angereizt, die ihnen beneidenswerth erſcheinen. Die Unglücklichſten ſind nie die Gefährlichſten. Neidiſche Frechheit, Müßiggang, Arbeitsſcheu, Uebermuth ſind die Hauptelemente, die jedem Aufwiegler zu Gebote ſtehn. Deshalb wird es den Führern ſo leicht, Anhang zu gewinnen. Unter ihnen befinden ſich vielleicht ſogar Manche, die es nicht ganz übel meinen; die ſich nur in der Wahl ihrer Mittel täuſchen und aus Eitelkeit nach Volksgunſt haſchen. Schon der alte Plutarch klagt ſolche bitter an: „Ihr könnt nicht Einen zum Regenten und zugleich zum gehorſamen Diener haben! Wer ſich an den Pöbel hängt, an den von Begierden blindlings hingeriſſenen Pöbel, der kann ſich zuletzt weder von ihm losmachen, noch kann er deſſen Ausſchreitungen verhindern."

Das lehrt die Geſchichte aller Zeiten und Länder.

Hat ſich jedoch die Welt jemals durch Geſchichte belehren laſſen? Nein, das thut ſie nicht. So renne ſie denn unaufhaltſam in's Verderben!

78.

— Den armen Schauſpielern und Schauſpielerinnen — Virtuoſen — u. ſ. w., die vom öffentlichen Urtheile, von Recenſionen, Reclamen abhängig, um des Bischen Daſeins halber die Gunſt der Journaliſten zu erringen ſtreben, Opfer verſchiedenſter Gattung bringen, ſich erniedrigen, betteln oder ſonſt 'was müſſen, oft um nur der Ungunſt zu entgehen und einigermaßen geſchont zu werden . . . denen rechnet man's zum Verbrechen an, daß ſie thun, was ſie leider beim jetzigen Zuſtande der Tagesliteratur nicht verſäumen dürfen, wollen ſie exiſtieren. Die Aermſten! Sind ſie nicht Sklaven der Agenturen, der Kritik, der Klacke? (Ich würde vorziehen „Kloake" zu ſchreiben, da claque doch einmal ein neu eingeſchmuggeltes Pariſer Fremdwort bleibt?) Alles ſaugt, quält, ſchindet, raubt an ihnen? Und denen wollt ihr Vorwürfe machen, daß ſie ſchutz- und wehrlos, den Peitſchenhieben auszuweichen ſtreben?

Nun, was ſagt ihr dann von „hochgeſtellten" Perſönlichkeiten, die nicht zum Brodterwerb, nicht um ihrer Kinder oder Eltern Hunger zu ſtillen, ſondern

lediglich um aus Eitelkeit ihren Dilettantismus, in Wohlthätigkeits-Akademieen und dergleichen anzubringen, ihre und ihres Standes, ihrer Stellung geschworene Todfeinde, die gefürchtetsten Witzbolde aufsuchen, zur Tafel ziehen, sie fêtieren, ihnen förmlich die Cour schneiden, nach Lobe buhlend?

Diese erniedrigen sich; denn sie thun aus eignem Antriebe, was Jene zu thun durch drückende Nothwendigkeit gezwungen sind. Und wer setzt sich tiefer herab: der persönliche Diener eines Monarchen, wenn er diesem huldigt, ihm gehorcht, dessen Mängel übersieht, weil er ihn liebt? —

Oder ein sogenannter Volksmann, der in Besorgniß vor gefährlichen Angriffen, sämmtlichen Journalisten den Hof macht, ihnen schmeichelt, sie zu gewinnen sucht, Jeden in andrer Weise, obgleich er sie zu allen Teufeln wünscht? Es muß ein rechtes Vergnügen sein, so manchen „Organen der öffentlichen Meinung" seine Verehrung zu beweisen!

Die armen Schauspieler u. s. w. Die müssen's, wie gesagt. Aber auch Geheimeräthe, Präsidenten, Minister? Und erst gar die auf öffentlichen Geldmärkten mitschwindelnden Herren, die nichts desto weniger verlangen, man solle ihnen dieselbe Achtung entgegenbringen, die man dem Range ihrer Ahnen gegönnt?

79.

— Auch der anſpruchsloſeſte Autor, mag er noch ſo wenig Grund haben in öffentlichen Blättern nach lobenden Erwähnungen umherzuſchauen, oder ſeine Schriften als beachtenswerth angezeigt zu finden, ſpitzt die Ohren, wenn er ſeinem Namen unerwartet in ausländiſchen Journalen begegnet. So geſchah mir vor langer Zeit bei Balzac's Bezugnahme auf mein Drama „Robert der Teufel," und ſo geſchah mir kürzlich, da ich mir in einer älteren Quartal-Lieferung der Révue de deux Mondes aufſtieß, wie einem Fremden.

Herr F. de Lagenevais beurtheilt die von Mercadante in Muſik geſetzte und 1866 in Paris dargeſtellte Oper „Leonore."

„Schätzbare Muſik, der aber jegliche jugendliche Kraft der Erfindung abgeht; leichte, brillante Duette und Enſembleſtücke überfüllt von Bravour, mitunter von Pathos; bewundernswürdig für die Stimmen eingerichtete Finale's; mit einem Wort: die wahre Concertoper ſammt dazu gehöriger Wahnſinnsſcene am Schluß; ſo wie Donizetti ſie meiſtentheils zu fabrizieren pflegte. Man glaubte irgend eine „Linda von Chamouni" zu hören."

Und wenn man bedenkt, daß es die ſchauerliche deutſche Ballade iſt, welche auf ſo leutſelige

Manier muſikaliſch illuſtriert werden ſolle! Bürger's „Lenore," reich an grauenhaften Erregungen, Entſetzlichkeiten, die den vollen grimmigen Romantismus eines Weber herausfordert! — Als wir in Erfahrung brachten, daß Mercadante's „Leonora" keine andere ſein wolle als die wahre, wirkliche „Lenore," da erhob ſich unwillkürlich unſere Theilnahme, und der Gedanke erfüllte uns, daß wir ſelbſt*), wenn der Componiſt (durch glücklichen, obwohl unwahrſcheinlichen Treffer) ein Meiſterwerk geſchaffen hätte, einigermaßen bei der Sache intereſſiert wären!

Aber, entgegnet man uns, Du biſt ja weder Bürger, noch „Carl von Höltei! ꝛc."

Nun, möcht' ich wiſſen, wie kommt Herr von Lagenevais zur Kenntniß meines Daſeins? Eine Frage, die ich damals auch an Balzac richten zu dürfen vergeblich wünſchte.

Ob er mich, im dunklen Nebel ſeiner Kenntniß von deutſcher Literatur mit Hölty verwechſelt? Guter, ſeeliger, frommer Sänger, Du drehteſt Dich wohl im Grabe herum, wofern Dein Gerippe nicht ſchon zerfallen iſt.

---

*) Bezieht ſich auf eine frühere Bearbeitung deſſelben Stoffes, mit der Hauptrolle für Mad. Dorval.

80.

— Herr A. von Pontmartin liefert mit wenig ſcharfen Strichen eine Skizze der Vortrefflichkeiten in ſüdamerikaniſchen Republiken:

„Sie werden verwaltet durch einen zeitweiligen Präſidenten, unter Ueberwachung zweier Kammern, welche aus allgemeiner Volkswahl hervorgegangen von zwei bis drei Dutzend Senatoren und vierzig bis fünfzig Deputierten gebildet werden. Die National-Vertheidigung beſteht aus etwa dreitauſend Mann, ſammt und ſonders Obriſten, wenigſtens doch Hauptleute. Die politiſchen Grundrechte wurzeln in dem erhabenen Prinzipe der Volksſouverainetät, was ſo viel heißt, als: in dem Rechte des Volkes jeden Abend umzuwerfen, was es am Morgen feſtgeſtellt hat. Ein unbeſtreitbares Recht, wenn es einmal anerkannt worden iſt! Ein Recht, von welchem die Südamerikaner Gebrauch machen, mit einer Schnelligkeit, mit einer Uebung, worin ſogar Frankreich hinter ihnen zurückbleibt.

Es verſteht ſich am Rande, daß auch dort, wie überall, das ſogenannte „Volk" aus verſchiedenen Maulmachern und Schreiern zuſammengeſetzt iſt, die von irgend einem Ehrgeizigen oder Schurken ſich leiten laſſen, und denen hinwiederum eine Heerde von Einfaltspinſeln nachläuft. Jedwede dieſer Revo-

lutionen iſt geſetzlich, in ſo fern ſie gerechtfertigt wird durch die Albernheit, oder durch die verbrecheriſche Abſicht der vorhergegangenen."

Eine hübſches Bildchen, nicht wahr? Giebt es nicht einen Vorgeſchmack von dem was wir zu gewärtigen hätten, wenn es den Narren und Schuften, die von allgemeiner Republik faſeln, gelänge, durchzudringen? Große deutſche Republik! Das iſt der kindiſche Traum Vieler, die für jetzt noch zaudern ihn zu bekennen. Mitunter Menſchen, die man für klüger gehalten, denen man mehr Einſicht zugetraut hätte. Große deutſche Republik; das heißt: ein Chaos, kaum aus wildem Blutmeere hervorgeſtiegen, augenblicklich auch ſchon wieder zerfallen, nach ſüdamerikaniſchen Muſtern, in unzählige kleine Föderativ-Republikchen, jede einzelne ſo lange geleitet von herrſch- und ehr- und habſüchtigen Tyrannlein, bis Einer auftritt, der die ſicherſte Plempe führt und die Kleinen zu Paaren treibt, damit er im Großen in den Staub trete, was etwa noch gegolten!

Wir ſind nicht weit davon! —

Lacht mich nur aus, ich weiß, was ich ſage. Hab' ich doch ſchon häufig genug hören und leſen müſſen, daß ich von Politik nichts verſtehe! Möglich, in Eurem Sinne! Ich erwidere mit Preziosa's Zigeunermutter: „Manchmal treffe ich's denn doch!"

Vor länger als zehn Jahren (1860) ſagte ich, und ließ ſpäter mit einigen Zu- und Nachſätzen drucken:

„2c. Wer Deutſchlands Zertheilung in viele kleinere Fürſtenthümer für ein Unglück betrachten will — mag er! Ja, mag er auch, beſonders wenn er im Geiſte und im Herzen ein guter Preuße iſt, die unerſchütterliche Hoffnung feſthalten, daß Preußen dereinſt der großen Pflicht, dem hohen Berufe nachkommen werde, die vielfach getrennten Länder durch beſonnene Kraftentfaltung zu einem deutſchen Lande zu machen. Ob jedoch Preußens Zuwachs an Kraft, — weiſe derſelbe noch ſo entſchieden auf Deutſchlands Vereinigung hin, — denen gerade willkommen ſein dürfte, die jetzt am lauteſten nach einer ſolchen ſchrein? Ob ſie, wenn es zu großen Thaten kommt, nicht die „Zerſplitterung" zurückwünſchen werden, weil eben dieſe Ohnmacht ihnen freieren Spielraum zu revolutionairen Umtrieben geſtattete . . . .? 2c."

(Erleben wir das nicht jetzt ſchon? 1871?)

„2c. Deutſchland kann nicht untergehen, ſo lange Recht und Geſetz walten. Deutſchland müßte untergehen, wenn Empörung mit roher Gewalt Geſetz und Recht unter ihre Füße träte, und aus vielen Monarchieen ein Durcheinander machte, in welchem Dreißigtauſend herrſchen würden, ſtatt

dreißig; und wo dann zärtliche Nachbarn aus Osten und Westen leichtes Spiel fänden, ein Jeder sich seinen Fetzen abzureißen ꝛc.“

Dies, wie erwähnt, sprach und schrieb ich vor 1860. Sechs Jahre nachher setzte ich hinzu (Siehe „Charpie“ Band II. pag. 263): „Ich habe mir durch jenen Vortrag heftige Anklagen zugezogen. Ich konnte mich darüber mit gutem Gewissen beruhigen; denn eben so innig wie ich überzeugt gewesen bin, daß aus einem geistig-einigen Deutschland sich zu rechter Zeit auch ein politisch-einiges entwickeln, und der Welt künftig einmal denselben Respekt vor irdischer Gewalt einflößen müsse, den jenes ihr bisher durch geistige Gewalt eingeflößt . . . eben so sicher habe ich dem Glauben gelebt, daß ein solches Deutschland nur von demjenigen Staate ausgehen könne, der ja längst in Pflege der Wissenschaft und Kunst, in musterhafter Verwaltung, allen übrigen als nachahmungswürdiges Beispiel vorleuchtet. Ich hielt die Meinung fest, und habe sie immer und überall rücksichtslos und laut verfochten, daß nur von Preußens Herrscher, energisch und consequent geleitet, nicht aber angeregt vom confusen Durcheinandergeschrei unklarer Idealisten, oder gar eigensüchtiger Aufrührer, dieses große Unternehmen begonnen werden dürfe. Jede Ueberstürzung

durch willkürlich gewaltſamen „Fortſchritt" mit anderm Worte: durch Empörung, habe ich gefürchtet; denn gut Ding will Weile haben ꝛc."

Heute, abermals ſechs Jahre nachher, darf ſich der „dumme Politiker" auf jene Aeußerungen berufen. Und er thut es, weil von Denen, die ihn damals verketzerten, auch nicht Einer die Stimme erhebt, ihm zuzurufen: Ganz ſo dumm, wie wir Dich ſchalten haſt Du doch nicht geredet. Ich erinnere daran, weil ich das alte Unheil keineswegs gebändiget ſehe; weil die Gefahr allgemeinen Umſturzes näher denn jemals heranrückt; weil das Geſetz kein Mittel zu finden ſcheint, täglich frecher werdenden Aufwieglern der Maſſen Schweigen zu gebieten; weil das Gift des Neides, der Verleumdung, der Raubſucht gefliſſentlich weiter verbreitet werden darf; weil Diejenigen, in deren Macht die Wohlfahrt des Reiches gegeben ward, „die Sache zu leicht nehmen!"

Die Herren täuſchen ſich. Es wird ihnen über den Kopf wachſen, und es kann um ihre Köpfe gehen, wenn wir erſt Republikchen nach ſüdamerikaniſchen Vorbildern haben. Ich wiederhol' es: Wir ſind nicht weit davon, mag ich tauſendmal ein unfähiger Politiker heißen.

81.

— Wie doch bisweilen Erinnerungen aus früheſter Jugendzeit aufwachen, ungerufen, ohne jede Veranlaſſung. Wir gedenken der nähern Umſtände kaum, ſehen die Verhältniſſe, in denen wir damals lebten, nur wie in Nebel gehüllt, als ob wir davon träumten, und aus ſolchem Nebel ſteigt plötzlich das Bild eines Menſchen, deſſen Gedächtniß uns längſt entſchwunden geweſen, mit lebendigſter Klarheit empor und ſtellt ſich vor uns hin, als müßt' er uns anreden, als hätten wir ihn erſt geſtern geſehen, als wären ſeine Geſichtszüge, ſeine Haltung, ſeine Sprache, ſein ganzes eigenthümliches Weſen uns von jeher gegenwärtig geblieben. Wir fragen uns bang' erſtaunt: Um Gotteswillen, wo kommt der Mann auf einmal her? Was will er?

Mir iſt's geſtern Abend ſo geſchehen mit einem Freunde meines Onkels, einem ehemaligen Hauptmann v. Br., den ich (als dreizehn-, vierzehnjähriger Junge) „auf Beſuch" in Großleipe bei Jenem fand, wie ich die Hundstagsferien dort zubrachte. Der Hauptmann, einſtiger Regimentskamerad des Onkels, hatte Letzteren gleichſam überfallen, anfänglich nur „für einige Tage," hatte ſich zureden laſſen, ſeinen Aufenthalt zu verlängern, und war nach und nach bei ihm geworden, was der Schleſier „Krippenreiter"

nennt. Das heißt ein Gaſt, der ſich an fremder Krippe heimiſch zu machen, und auf Anderer Koſten zu leben ſucht. Der arme Teufel, von Haus unvermögend, verſchuldet, im Kriege verwundet, gefangen, endlich auf Ehrenwort entlaſſen, befand ſich in traurigſter Lage, und hätte verhungern müſſen, wäre ihm in Leipe nicht eine beſcheidene Unterkunft vergönnt worden. Eine ſehr beſcheidene allerdings. Es waren knappe Zeiten für den Gutsbeſitzer. Erhöhete Steuern, enorme Lieferungen, feindliche Einquartierungen, unaufhörliche Requiſitionen, unerſchwingliche Kriegscontributionen, Mißwachs, mehrfache Viehſeuchen, Waſſermangel in Folge der Kometen-Sommer-Dürre. . . . Wahrlich, eine Zeit der ſchweren Noth. Einſchränkungen jeder Art wurden unvermeidlich; der Brodkorb war den Landbewohnern höher gehängt, als ſeit Menſchengedenken. Das Weintrinken bei Tafel hatte gänzlich aufgehört. Auch in der Gegend um Leipe herum, wo man früher ganz gehörig zu pokulieren wußte. Die Herren hatten ſich bis zum gemeinſten Branntewein herabgelaſſen. Nur in ſeltenſten Ausnahmsfällen ſtand eine Bouteille Nieder-Ungar auf dem Tiſche — und der mag wohl von recht niedriger Beſchaffenheit geweſen ſein; ich erlaubte mir natürlich keine Kritik, und bin wohl auch nicht aufgefordert worden, mein Urtheil abzugeben. Mir ſchmeckte

Alles, wie's jenem glücklichen Stadium der himmlischen Flegeljahre eigen ist. Und unserm guten Hauptmann ging es ebenso, obgleich er wenigstens dreimal älter war denn ich. Ihm schmeckte sogar der Schnaps, den ich fürchtete, weil er mich im Halse brannte, den ich jedoch hinunterschluckte, um den Erwachsenen zu spielen. Es bedurfte nur geringer Beobachtnngsgabe, um bald zu entdecken, daß der Gast meines gutmüthigen, aber schwachen, und an Geist nicht starken Oheims, diesen durch sein böses Beispiel zum „Fusel" verführte. Der Hauptmann war ein entschiedener Säufer. Wie bei meiner Ankunft die Dienstboten ihn als „Süfflich" bezeichnet hatten, verstand ich erst nicht, was sie damit meinten. Denn des Vormittags fand ich ihn stets auf seinem abgelegenen Zimmer, durchaus nüchtern, sauber in Wäsche und Tracht, beschäftiget mit Mappen voller Kupferstiche, im Wesen liebenswürdig, im Gespräche vielseitig interessant und belehrend. Auch bei Tische verhielt er sich wie ein mäßiger gebildeter Genosse. Das ekelhafte Schnapstrinken begann gewöhnlich erst Nachmittags, wo ich Feld und Wald ringsumher durchstreifte und dann, spät Abends bei der Heimkehr die Herren, mit einigen Nachbarn am Spieltische, nicht weiter störte, sondern bald schlafen ging. Auf diese Weise hatte ich sie in ihrer wahren Glorie noch gar

nicht geſehen und ſetzte ſtarke Zweifel in die Läſterungen der Hausleute. Erſt nach Verlauf einer Woche fiel mir auf, wie der Hauptmann, der mein ganzes Herz gewonnen, beim Vorzeigen ſeiner Kupferſtiche auffallend mit den Händen zitterte; manchmal ſo heftig, daß ihm die Blätter aus den Fingern glitten. Er duldete nicht, daß eine andere Hand nach jenen Koſtbarkeiten, deren Beſitz ſeinen letzten Groſchen verſchlang, faſſen durfte. Er hat, — wie ſich ſpäterhin ergeben — wirklich ſchöne und ſeltene Abdrücke geſuchter Zeichnungen ſein eigen genannt. Dieſe Blätter füllten die eine Hälfte ſeines Daſeins aus. Die andere erſäufte er im Schnaps, in dem er Gram und Sorgen zu betäuben verſuchte.

Auf meine Frage, woher jenes ſonderbare Handzittern entſtehe, erwiederte mir der treue Diener des Onkels, dem der niet- und nagelfeſte Beſuch ein Dorn im Auge war: das iſt ſo bei den verſoffenen Kerl's, derweilen ſie nüchtern ſind; die müſſen ſich immer ein Biſſel Kräfte anſaufen. Wenn er ſich niederlegt, daß ſie genug haben, da zittert er nicht mehr.

Seitdem wußt' ich nun, daß ich ein wirkliches Exemplar von Säufer vor mir hatte, deſſen Einfluß auf den Hausherrn und die Genoſſen ſich merklich ſteigerte. Dieſes Bewußtſein brachte eine Art Wider-

willen in mir gegen ihn hervor, der mich doch nicht abhielt, Umgang mit ihm zu pflegen und gern, so lange er sich nicht berauscht zeigte, auf seine beredten Erzählungen zu horchen. Auch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Kupferstichsammlung zog mich an, um so mehr, weil er verständig und lehrreich darüber zu sprechen und mannigfache Aufschlüsse zu geben wußte, welche wahrscheinlich oft hoch über meinen Horizont hinaus gegangen sein mögen, meine Aufmerksamkeit aber doch fesselten und mich ihn achten ließen. Mitunter schreckte mich dann wieder der Gedanke von ihm zurück: jetzt redet er so hübsch, und Abends wird er sich trotzdem um den Verstand saufen. Noch schreckhafter als dieser häßliche Gedanke war mir aber der Anblick einer grundhäßlichen Dienstmagd, die im Hause gleichsam das Gnadenbrodt aß, und die er zu seinem Kammerdiener gemacht hatte, weil ihm nicht entging, wie wenig Neigung ihm von Seiten der Uebrigen entgegen getragen wurde. Sie, die Arme, fand sich hochgeehrt, seine Sklavin vorstellen, die Aufwärterin eines Herrn Hauptmanns sein zu dürfen, da ihr sonst nur die niedrigsten Beschäftigungen übertragen waren. Ihre Häßlichkeit abgerechnet, machte sie auch noch in anderer Weise grauenhaften Eindruck auf mich. Die Unglückliche war nämlich taubstumm. Ich hatte noch nie Gelegenheit gehabt in die Nähe

einer ſolchen von der Natur ſo grauſam vernachläſſigten Perſon zu kommen, und fürchtete mich kindiſch vor ihren heftigen Geſticulationen, vor den thieriſchen Lauten, die ſie dazwiſchen ausſtieß, und welche die Mitte hielten zwiſchen ingrimmigem Grunzen und peinlichem Geſchrei. Wenn ſie beim Hauptmann in's Zimmer drang, was immer mit Heftigkeit und ſtürmiſch geſchah, entfloh ich raſch. Geſtand ich ihm dann, ich begriffe nicht, wie er die Gegenwart ſolches Geſchöpfes ertragen könne, dann zuckte er ſpöttiſch lächelnd die Achſeln: „Gewohnheit thut viel!“ —

Ich müßte lügen, wollt' ich ausführlich beſchreiben, wie ich mich von dem wunderlichen Manne getrennt habe. Eben ſo deutlich wie mir ſeine Perſönlichkeit und ſein Gebahren vor der Seele ſteht, eben ſo undeutlich verwiſchen ſich andere Ereigniſſe ihn und mich betreffend. Mit Beſtimmtheit jedoch kann ich ſagen, daß bei ſpäterem Ferienausflug, den ich mit den Schulfreunden Heinrich und Guſtav von Haugwitz unternahm, Br.'s Zimmer auch uns zum Domizil angewieſen wurde; ein Beweis, daß man nicht mehr viel Umſtände mit ihm machte, daß man auf ſeinen Wunſch ungeſtört zu bleiben keine Rückſicht weiter nahm. Er ſchien geiſtig wie körperlich herunter gekommen. Ich erlaubte mir, was ich jetzt nachträglich bereue, allerlei unziemliche Scherze gegen ihn.

So füllten wir z. B. einen langen Darm mit kaltem Waſſer und bargen denſelben unter ſeinem Betttuch, damit er, wenn er das Lager aufſuche, eine Schlange darin zu finden wähne. Ein dummer Jungenſpaß, der nur allzugut gelang, den er ſtillſchweigend erduldete, wie Einer, der fühlt, daß er die frühere Gunſt verloren und eben nur noch geduldet wird. Seine Reſignation ging uns zu Herzen; wir ſtellten die Neckereien zwar ein, es kam jedoch kein vertraulicher Umgang mehr zu Stande. Auffällig war mir die Abweſenheit der taubſtummen Magd, von deren Reizen ich meinen Gefährten bereits das Unglaublichſte erzählt, und die ich ihnen jetzt nicht zeigen konnte. Auf meine Nachfragen wurde mir zugeflüſtert: ſie befinde ſich in ihrer Heimath, wo ſie Wochen halten ſolle; der Herr Hauptmann werde bald taufen laſſen. Das war des Guten zu viel. Der Kenner, der ſo tiefen Sinn für Schönheit gezeigt, der die hohe Bedeutung künſtleriſch dargeſtellter Formen ſo geiſtreich auseinandergeſetzt, der ſo viel von reinen Idealen geſprochen, der . . . . . .

„Wir werden ihn eheſtens vund (vollends) ausgeräuchert haben," verſicherte ſein Hauptgegner, des Onkels Diener, der bitterſte Feind des Schnapstrinkers.

Mir iſt Hauptmann von Br. nur nach Verlauf mehrerer Jahre genannt worden, wie auf den Ver-

kauf der hinterlaſſenen Kupferſtiche irgendwo einmal die Rede kam. Wo? wann? wie er abgeſtorben? davon hörte ich nichts? Der ganze Menſch war überhaupt für mich wie gar nie da geweſen.

Und geſtern ſtand er leibhaftig vor mir? Ich frage: Wo kam er her. Was wollt' er von mir?

Alberne Frage! Er gab mir Gelegenheit, Verzeihung zu erbitten für mein knabenhaft-herzloſes Betragen gegen ihn bei'm letzten Zuſammentreffen. Und dieſe Pflicht erfülle ich, aus voller Seele.

82.

— Meine alte Pflegemutter hat mir, da ich ein Kind war, öfters ein ſchleſiſch-geläufiges Sprüchlein vorgeſagt, des Inhaltes:

„Lern' was, da kannſt Du was,
„Stiehl was, da haſt Du was,
„Aber laſſ' Jedwedem das Seine!"

Die erſte dieſer drei Zeilen muß geringen Eindruck auf mich gemacht haben, denn ich habe, Gott ſei's geklagt, ſehr wenig gelernt; kann auch, wie meine Leſer wiſſen, nicht viel.

Die zweite hab' ich nur in ſofern praktiziert, als ich ſie gewiſſenhaft mit der dritten in Verbindung brachte, und bei etwaigen Plagiaten, die ich mir als

Schriftſteller geſtattete, immer pflichtſchuldigſt den Namen des Beraubten angab. Sie bilden gewiſſermaßen ein paſſendes Motto zu vorliegendem „Simmelſammelſurium," welches ja großentheils aus Excerpten beſteht. Auch diejenigen unter ſolchen Auszügen, welche ich durch eigene Zuſätze erweitert, meiner Anſicht gemäß erläutert, und auf die ich demnach unbeſtreitbares Autorrecht erworben habe, ſind mit geringen Ausnahmen (wo mir kein Mittel mehr zu Gebote ſtand, weil ich die Quellen vergeſſen hatte) mit nomineller Bezeichnung ihres Urſprungs verſehen. Ich habe demnach die Lehre: „Laſſ' Jedwedem das Seine" gehorſam befolgt. Wär' mir's bisweilen geſchehen, daß ich eine falſche Etikette an ein Fläſchchen mit geiſtiger Eſſenz gebunden und falſche Namen citiert hätte, dann wär's ohne böſe Abſicht und wenigſtens nicht mein Name geweſen, den ich prahleriſch ſubſtituieren wollen. Dergleichen Verwechslungen können andern, ungleich beſſern Leuten denn ich, auch in die Queere kommen, wovon ich ein merkwürdiges Beiſpiel erlebte.

Der kommandierende General Graf R. hatte ein Convolut poetiſcher Aufſätze hinterlaſſen, deren innerer Werth und edle Geſinnung etwaige metriſche und rhythmiſche Verſtöße und Härten reichlich aufwogen und in mehr als einer Richtung bekannt zu werden

verdienten. Die Familie nahm zwar Anſtand, dieſe Dichtungen, die allerdings einen die Form nicht völlig beherrſchenden Dilettanten verriethen, ohne Weiteres der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ja, es konnte ſogar bedenklich werden, eines hohen Militairs freiſinnige Aeußerungen, bei'm damaligen Zuſtande des Buchhandels in Oeſterreich, in's große Publikum zu ſchicken. Doch wünſchten Gemahlin, Söhne und Töchter, perſönlichen Freunden und Verehrern des Abgeſchiedenen ein ſichtbares Zeichen getreuen Andenkens darreichen zu können; nicht ohne vorhergegangene prüfende Sichtung. Dieſe vorzunehmen erſuchten ſie einen in der Blüthe ſeines Ruhmes anerkannten und allbeliebten vaterländiſchen Dichter, der bereitwillig darauf einging. Die Sammlung wurde gedruckt, aber als Manuſkript und nur befreundete, der Familie näherſtehende Perſonen empfingen das Buch als Geſchenk. Auch ich wurde, nach längerem geſelligem Umgange dieſer Auszeichnung gewürdiget, die ich ſehr zu ſchätzen wußte. Mit dreifach erhöhter Theilnahme las ich die Dichtungen eines Mannes, deſſen nächſte Verwandte ich ehrte und liebte, von dem ich ſo viel hatte ſprechen gehört, und deſſen wahrhaft-deutſche Geſinnung voll rein-öſterreichiſchem Patriotismus in liberalſter Faſſung aus jeder Strophe hervorleuchtete. Ich las und las, — meiner nicht löblichen Ange-

wohnheit nach, bei Büchern, deren Inhalt mich gewinnt, aus Nacht Tag zu machen — bis ich an Verſe gelangte, die mir bekannt klangen:

„Wer, mit Schritten eines Niebeſiegten,
„Wandert dort vom Felſenhang? —
„Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten,
„Das iſt eines Römers Gang. —
„Tiberſohn — von wannen Deine Reiſe?
„Dauert noch die Siebenhügelſtadt?
„Oft geweinet hab' ich um die Waiſe,
„Daß ſie nimmer einen Cäſar hat."

Ja, was iſt denn das? Ich kenne dieſe Worte, habe ſie ſchon ſingen hören! Sind ſie eine unbewußte Reminiscenz, die dem Autor, ohne daß er ſich Rechenſchaft gab, entſchlüpfte? Das iſt doch kaum möglich! Und ich leſe weiter:

„Nur ein Cäſar mochte Rom verderben,
„Nur nicht Brutus mochte Cäſar ſtehn;
„Wo ein Brutus lebt, muß Cäſar ſterben;
„Geh' Du linkswärts, laſſ' mich rechtswärts gehn!"

Ich hab's! Das iſt Schiller! — Raſch „Die Räuber" zur Hand: Vierter Akt; Karl Moor's Geſang zur Laute! (Den ich, nebenbei geſagt, nur einmal in meinem Leben von der Bühne herab gehört, und zwar aus dem Munde des verdienſtvollen Schauſpielers Gley, des Vaters unſerer berühmten edlen Julie Rettich, welchen ich 1811 als Räuber Moor in Breslau auftreten geſehn.) Es waren verſchiedene Schiller'ſche Gedichte, die ſich der verſtorbene General

ſelbſt abgeſchrieben, zwiſchen jene, ſeine eigenen Verſuche enthaltenden Blätter gerathen. Man hatte ſie zum Manuſkripte gehörig gewähnt, ſie waren mit abgedruckt worden, und niemand hatte den Irrthum bemerkt. — Mir blieb die Entdeckung vorbehalten, für die ich wenig Dank eingeerndtet.

Seltſam genug. Wenn's noch Goethe geweſen wäre, von dem Vieles Vielen unbekannt war und iſt. Aber Schiller, den ſeine ausſchließlichen Verehrer recht eigentlich im Herzen tragen, ſo daß ſich für Goethe manchmal kaum ein Plätzchen findet!? Schiller, den die Deutſchen auswendig wiſſen .... wollen!

Seltſam!

83.

— Bedeutungsvoll erſcheint mir das Beſtreben unſerer materialiſtiſchen Naturforſcher, höheren Thieren ein Recht zu vindizieren, welches ſie dem doch unzweifelhaft höchſtem ihrer Thiere, dem ſogenannten Menſchen, auf rieſenhafte Entdeckungen der Wiſſenſchaft geſtützt, möglichſt vorenthalten: Das Recht auf Beſitz einer den Körper leitenden, ihm einwohnenden Seele. Dieſelben Herren, welche mit allem Aufgebote verehrungswürdiger Studien beweiſen wollen, daß

Gedanken und Ideen nichts weiter ſein dürften, als Funken, die einer Brei-artigen Miſchung verſchiedener Stoffe entſpringen, wie einem Voltaiſchen Elektrophor, tragen aus oftmals unverbürgten Erzählungen, Sagen, Mährchen, Beweiſe zuſammen, für thieriſches Denken, Ueberlegen, Wollen und Seelenleben. Das klingt wie Widerſpruch; doch nur im erſten Anlauf. Genau erwogen iſt es ganz konſequent. Denn weil ſie den Menſchen zum Thiere machen wollen, liegt es in ihrem Intereſſe, das Thier zu erheben, damit die Kluft zwiſchen beiden ſich leichter überſpringen laſſe. Und, ehrlich geſagt, es liegt ſehr viel Wahres in dem, was ſie lehren. Wenn ſie auch trotz ihres (allerdings mitunter gar dünkelhaft vorgetragenen Wiſſens) in der Hauptſache, in der verbindenden Wirkung des Geiſtes auf den Körper, eben ſo unwiſſend bleiben wie wir Laien . . . darin muß ihnen jeder aufrichtige Beobachter beiſtimmen, daß unſere anerzogenen und angelernten theologiſchen Begriffe uns die Thierwelt viel zu tief unterſchätzen ließen, und daß wir gewiß nicht berechtiget ſind, ſo verächtlich von „unvernünftigem Vieh“ zu ſchwatzen, wie leider aus dummem Hochmuthe oft geſchieht; . . . . . daß wir uns bisweilen viel unvernünftiger bezeigen; . . . daß wir, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, in manchen Eigenſchaften, (mögen wir ſie meinetwegen aus dem

„Instinkt" herleiten) die mehr psychische als physische genannt werden müssen, hinter dem Thiere zurückstehen!

Diese Behauptung gründet sich zunächst auf eine bestimmte Thatsache; auf ein Beispiel, welches der, meiner Familie treuverbündete Hund „Fakir" geliefert hat, und welches eben so gut für einen Beleg thierischer Fakultäten gelten mag, und als solcher erwähnt zu werden verdient, wie viele andere.

Fakir hatte die Gewohnheit, seinen Herrn auf dessen Amtsbüreau häufig zu besuchen, doch stets nur flüchtig, gleichsam um sich zu überzeugen, ob der Mann auch auf dem Platze sei und der Pflicht genüge? War dies geschehen, dann begab er sich auf die Wanderschaft, flanierte in der Stadt, die Märkte entlang; schnubberte an den Körben herum, stahl gelegentlich (ich darf's nicht verschweigen) hier und da kleine Leckerbissen, wedelte mit dem langen Schwanze, wurde von den Verkäuferinnen, die ihn sämmtlich kannten, selten hart angelassen, empfing oft noch ein freundliches „Schau' Fakierl!" hinterdrein, und trieb sich umher, bis die Speisestunde schlug, wo er sich Daheim pünktlich einstellte, und dann, gesättiget, an ihm zugewiesener Stelle einen langen Nachmittagsschlaf vollbrachte, dessen er stets bedürftig war, weil er die verdammungswürdige Angewohnheit hatte, die

Nacht über seinen durch alle Vorstädte verbreiteten Liebesabentheuern nachzulaufen. Selten brachte er (es müßte denn gar zu schlechtes Wetter oder sehr kalt gewesen sein) die Nacht auf seinem Bette zu. Ja, er war ein lüderlicher Geselle, das läßt sich nicht leugnen. Manchmal kam er auch tüchtig zerzauset heim und ließ dann wohl die Ohren hängen. Doch diese Niedergeschlagenheit hielt nie lange an. Das Vertrauen auf seine Körperkraft und Größe trieb ihn bald wieder zu neuen Kämpfen und Siegen. Er hatte seine Sprache, welche sämmtliche Hausgenossen verstanden. In seinem Gebell gab es verschiedene Töne und Abstufungen. Mocht' er sich von Außen melden, damit das verschlossene Gitter des Vorflurs ihm geöffnet werde! Mocht' er im Schlafe knurren, um Besuch zu verkündigen, den er für unwillkommen hielt; mocht' er fröhlich anschlagen, weil er Freunde witterte; mocht' er Speise und Trank begehren; mocht' er die vom Spaziergange zurückkehrenden Kinder begrüßen; für Alles hatte er einen bestimmten Ausdruck, der jedoch am Bezeichnendsten erscholl, wenn sein Herr gegen Abend aus der Ressource kam. Sobald dieser Ton erklang, beeilte man sich, den Theetisch zu rüsten.

Nun geschah es, daß im Jahre 1848 auch Fakir's Heimath, wie so viele andere Heimathen, aus dem

gewöhnlichen Geleiſe gerieth, weil die Hauptperſon, der pater familias, zum Frankfurter Parlamente reiſete.

Von dieſer Zeit an veränderte Fakir ſeine Lebensart. Zur feſtgeſetzten Stunde fand er ſich vor der Kanzlei und harrte dort bis das Arbeitszimmer ſeines abweſenden Herrn ihm zugänglich wurde, wo er ſich dann ſogleich auf den unter dem Schreibtiſche deſſelben ausgebreiteten Teppich ſtreckte und auf dieſem ruhig liegen blieb, bis die Amtsſtunden ihr Ende erreicht und die Bureaus ſich entleert hatten. Sodann begab er ſich ſonder Aufenthalt nach Hauſe und verließ die Wohnung nur, um die Hausfrau auf Schritt und Tritt zu begleiten. Die Nacht brachte er regelmäßig im Schlafzimmer zwiſchen Mutter und Kindern liegend zu; er hatte jeglichem Verkehr mit ſeines Gleichen entſagt. Die ſonſt bei ihm vorwaltende Heiterkeit, die ihn zu allerlei Spielereien und luſtigen Späßen bereit gemacht, war verſchwunden, um nachdenklichem Ernſt Raum zu geben. Das Ausbleiben des Herrn verſtimmte ihn. Im Oktober war die Hoffnung rege geworden, der Geburtstag der Frau könne den Abweſenden auf einige Tage heimlocken, wenn er Urlaub erhielte? Doch die in Wien überhand nehmenden Unruhen ſchwächten bald dieſe Hoffnung, und bei der Nachricht von Cernierung der Stadt

verſchwand ſie gänzlich. War doch einſtweilen alle Communication geſperrt. Der ſiebzehnte ging vorüber und mit ihm jede Ausſicht auf Ankunft des Erwarteten. Die Familie hatte entſagt und ſich dem Unabänderlichen gefügt.

Am Neunzehnten früh um ſechs Uhr ſprang Fakir plötzlich auf und ſchlug heftig an. Die Frau erhob ſich und läutete Sturm nach den Dienſtboten, dieſen zurufend: Der Herr kommt! Zögernd und ungläubig begaben ſich dieſe in der Dunkelheit hinunter, den Hausmeiſter zu wecken. Fakir war vor ihnen am Hausthor geweſen. Sie ſtanden mit ihren Laternen im kalten Herbſtmorgen draußen und lauſchten. Es herrſchte tiefſte Stille ringsum. Nicht die Spur eines Geräuſches ward die Gaſſen entlang hörbar; kein rollendes Wagenrad, kein Hufſchlag auf Steinen, keines Menſchen Tritt. Nach einer Viertelſtunde kamen Stubenmädchen und Köchin übelſter Laune zurück und machten ihrem Unmuthe flüſternd Luft gegen einander. Wo iſt der Hund geblieben? fragte die Frau. Keine Antwort! Der Hund hatte ſich durch's halb geöffnete Hausthor fortgemacht. „Dann, raſch Frühſtück bereitet, mein Mann kommt!“ Das Kopfſchütteln half den Ungläubigen nichts. Auch die kleineren Kinder wurden aus den Betten gezogen, angekleidet, aber noch waren ſie kaum in den Kleidern,

da klapperte langſam ein kleiner Korbwagen von mattem Rößlein gezogen die Straße herab und vor ihm ſchallte Fakir's Freudegebell. Er brachte, raſend vor Entzücken, den Herrn in den Kreis der Seinigen. Sein Hundeherz hatte ſich nicht getäuſcht. Auf eine Viertelmeile weit hatte das Thier die Annäherung des Erſehnten geſpürt — geahnet — verſtanden. So lange der Menſch etwas Gleiches zu leiſten nicht vermag, müßt' er, dünkt mich, hübſch vorſichtig ſein bei geringſchätzigem Urtheile über Seelenkräfte der Thiere.

84.

— Endlich hat doch Einer von den wahren Shakſpeare-Gelehrten gerade heraus geſagt, was Unſereiner aus langem praktiſchem Verkehre mit gemiſchten Zuhörerkreiſen, und durch vieljährige öffentliche Vorträge, immer gefühlt, jedoch kaum anzudeuten gewagt hat, weil ihm der Muth fehlte, mit gewiſſen pedantiſch-verbiſſenen Auslegern in Streitigkeiten zu gerathen, denen er, was Kenntniſſe betraf, ſich nicht gewachſen glaubte.

Dr. Hermann Ulrici, ein Mann, der ſein Leben, darf man behaupten, dem Studium des Weltpoeten gewidmet, räumt im dritten Theile (dritte

Auflage) des Werkes: „Shakspeare's dramatiſche Kunſt" willig ein:

„Wir dürfen indeß nicht überſehen, daß dieſe „Verbeſſerungsſucht der Herausgeber und Kritiker „wie der Schauſpieldichter und Direktoren in ſo „fern ein ehrenwerthes Motiv hatte, als ſie, zum „Theil wenigſtens, auf dem ehrlichen Glauben „beruhte, daß S. ein großer Dichter ſei, und „daß daher die mancherlei Fehler und Mängel, die „man in ſeinen Dramen fand, nicht von ihm, „ſondern nur von der Verdorbenheit der (durch „Aenderungen und **Zuſätze** von Schauſpielern) „entſtellten Handſchriften, oder von der Nachläſſig- „keit, Flüchtigkeit, Unwiſſenheit der Setzer und „Editoren herrühren könnten. Und es iſt ja nicht „nur eine allbekannte Thatſache, daß die alten „Quart- und Folio-Ausgaben höchſt nachläſſig und „inkorrekt gedruckt ſind, ſondern es iſt auch wahr- „ſcheinlich genug, daß S.'s Dramen (zum Theil „wenigſtens) ſchon im Manuſkript von der „unberufenen (?) Hand der Schauſpieler und Re- „giſſeure, denen ſie nach S.'s Tode auf Gnade und „Ungnade überlaſſen waren, mancherlei Aenderungen „erfahren haben dürften."

Unberufene Hände bei Veränderungen, Einrichtungen, ja völligen Umarbeitungen anlangend, iſt

es immer fraglich, wer entscheiden kann und soll, wo das Nichtberufensein anfängt, und wo der Beruf aufhört? Setzen wir den Fall, Goethe wäre vor Schiller mit Tode abgegangen, . . . Politische Umwälzungen hätten damals, wie dereinst in England, in Deutschland stattgefunden, geistiges Eigenthum gefährdet, Manuskripte zerstört, theatralische Aufführungen beseitiget u. s. w., und auf die Nachkommen hätte sich vom Egmont nur diejenige Abschrift vererbt, die mit des Dichters Willen für die Weimarische Bühne apretiert, auf derselben dargestellt worden war; nur aus dieser wäre die Tragödie späterhin durch gedruckte Ausgaben auf uns übergegangen . . . . besäßen wir Goethe's Egmont? Nein; wir würden Schiller's Einrichtung dieses Gedichtes für die Scene als Original betrachten müssen. Und wollte sich ein Verehrer etwa über Manches wundern, z. B. über den gar nicht Goethe'schen Charakterzug, daß Alba in Person der Verkündigung des Todesurtheils im Kerker beiwohnt ꝛc. . . sein Wundern und Verwundern gäbe ihm dennoch kein Recht, von unberufener Hand zu reden, weil es die Hand Schillers gewesen. — Diesem hatte seines hohen Freundes Vertrauen freie Hand gelassen bei Lebzeiten. Nach Shakspear's Tode haben sich andere Veränderer freie Hand genommen und nehmen dürfen, mit wirklichen bedeut-

ſamen Arrangements, die ihnen Verbeſſerungen dünkten. Daß jedoch auch ſchon vor ſeinem Ende, wie er noch mitten in voller Wirkſamkeit ſtand, unwillkührliche Einſchiebſel, Zuſätze, „ex tempore's," die ſich dann feſtſetzten, gewagt wurden, das wird niemand beſtreiten wollen, der einigermaßen bekannt iſt mit dem Treiben des Theaters. Und daß dergleichen Eingriffe in des Dichters Recht auch Shakspeare'n betroffen und gekränkt haben, das thut ſich am deutlichſten kund in den bittern Scheltworten, die er dem Prinzen Hamlet, ſeinem Dolmetſcher für ſo viel ſublime Gedanken, ſo viel Lebensüberdruß, ſo viel bittern Groll in den Mund legt, wenn er dieſen eifern läßt wider impro-viſierende Spaßmacher auf den Brettern.

Dürfen wir vielleicht wähnen, Shakspeare's Kollegen hätten ihn mit derſelben Andacht verehrt, welche ſpätere Jahrhunderte ihm entgegentrugen und welche wir ihm widmen? Weit gefehlt! Sie haben ihn, je nachdem Wind und Wetter gingen, geliebt, gelobt, geläſtert, verleumdet, gewiß beneidet, vielleicht gehaßt; wie Jeder von der Mittelmäßigkeit, wenn auch im Verborgenen gehaßt wird, der ſich über ſie erhebt. Bewunderung und Mißgunſt gehen ſtets Hand in Hand; am häufigſten beim Theater, wo es zugleich am verzeihlichſten iſt; denn nirgend heißt es ſo entſchieden: „Du, oder ich!"

Was ſollten die lieben Kameraden für einen großen Unterſchied gemacht haben zwiſchen William Shakspeare und ſich ſelbſt? Nicht ein Haarbreit mehr, als Louis Angely's Kameraden gemacht zwiſchen ſich und dieſem? Angely iſt nun zwar nicht ganz ein Shakspeare geweſen, aber auch er nahm ſeine Stoffe wo er ſie fand, ſchnitt ſie zu wie er's vermochte, war höchſt fruchtbar, fleißig, lieferte unabläſſig neues Futter, dem Repertoir und der Kaſſe, folglich den Schauſpielern, und wurde von letzteren dafür ſcheel angeſehen. Keinesfalls war er dem Unternehmen ſeiner Zeit minder wichtig als William Shakspeare den Truppen geweſen iſt, mit denen er gemeinſam arbeitete. Und was den Glauben an ſich, den Stolz des Autors, die Eitelkeit des Akteurs, den Hochmuth des Regiſſeurs betrifft, da überbot der kleine Louis zuverſichtlich den großen William, deſſen Ruf als beſcheidener, liebenswürdiger, nachgiebiger Genoſſe hiſtoriſch feſtgeſtellt iſt.

Und trotz dem konnte Herr Angely (oder war er pfiffig genug, es ſtillſchweigend zu überſehen?) nicht verhindern, daß beliebte Darſteller ſeiner Stücke, wie Spitzeder, Schmelka, Röſicke, Beckmann ꝛc. reichliche Zuthaten lieferten aus eigenem Vorrathe! Das „Feſt der Handwerker," mag es auch eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen ſein, iſt doch ſo gut verdeutſcht, ſo

glücklich durch verſchiedene Vertreter geſonderter deutſcher Landſchaften belebt, ſo gefällig durch Melodieenwahl ausgeſtattet, daß es lange Zeit hindurch ein Lieblingsſtück auf allen Bühnen blieb. Bei der erſten Aufführung in Berlin fiel es durch; es war zu lang und breit. Die Mitſpielenden fingen an zu ſtreichen, zuzuſetzen; der gute Soufleur Juſt trug, bis zur hundertſten Wiederholung ſämmtliche Zuſätze und Späße gewiſſenhaft in ſein Buch. Und aus dieſem Buche iſt das Manuſkript für den Druck copiert worden. Wer's „Feſt der Handwerker" heute lieſet, dem ſoll's ſchwer werden herauszubringen, was von hübſchen luſtigen Einfällen den Damen: Eunicke, Schierer, Holzbecher, den Herren Tannhof, Stölzel, Beckmann, Roſicke . . . ? was dem auf Titelblättern prangenden Angely gehört.

So und nicht anders kann es mit Shakſpeare's Nachlaß geſchehen ſein. Deshalb: wer Alles ſchön und weiſe erklärt, was unter dieſer Firma gedruckt ſteht, beſonders im Kapitel „komiſcher Einmiſchungen," der iſt mir[1]), ich geſteh's, mit ſeiner unbeſchränkten (vielleicht ſehr beſchränkten) Begeiſterung etwas verdächtig. Ich halte mich überzeugt, daß die engliſchen

---

1) Siehe meinen Aufſatz: „Shakſpeare als Vorbild für moderne Theaterdichter," Charpie, Theil I. pag. 8.

Schauſpieler vor ihrem Shakspeare nicht mehr Reſpekt gehabt haben, als die Deutſchen vor ihrem Angely.

Nur ein kleiner Unterſchied verdient angemerkt zu werden:

Wenn Londner Clown's ſich erlaubten, Einlagen aus ihrer Fabrik zwiſchen des erhabenen Mannes Zeilen zu kritzeln, dann machten ſie ſich (wahrſcheinlich ohne es zu ahnen) einer ſchweren Majeſtäts-Beleidigung ſchuldig, verübten eine Entweihung, und verdarben, ſtellenweiſe, das Werk eines unerreichten Meiſters.

Wenn Berliner Komiker ihre Scherze, Witze, ſchlagenden Einfälle in Angely's Arbeiten brachten, dann verbeſſerten ſie den Autor.

Darin beſteht allerdings ein Unterſchied. Er iſt nur leider Denen nicht einleuchtend zu machen, die es für Pflicht halten, auf jedes Wort zu ſchwören, welches in den großen engliſchen Editionen enthalten iſt.

85.

— Marie Antoinette ſchreibt an Prinzeſſin Polignac: „Wir gehen unter, mehr durch die Schwäche und die Mißgriffe unſerer Freunde, als durch die böſen Abſichten unſrer Feinde. Unſere Freunde verſtehen ſich nicht untereinander, halten nicht zuſammen, und geben

den Gegnern unzählige Blößen. Diejenigen Führer der Revolution jedoch, die von Mäßigung, Recht, Ordnung ſprechen wollen, werden überſchrieen!"

Voll edlen Stolzes ſchreibt Maria-Thereſia's Tochter auch: „Im Unglück erſt fühlt man recht, was man iſt; das Blut, welches durch meine Adern rinnt, wird ſich nicht verleugnen!"

Die Wahrheit dieſer zuverſichtlichen Behauptung hat ſie in Gefangenſchaft und Tod glorreich dargethan. Die Wahrheit des erſteren Ausſpruchs aber beweiſet die Geſchichte. Wie treffend äußert Beauſchesne: „Das Volk liebt ſeine Götzen hauptſächlich um ihrer Fehler und Laſter willen! Das iſt eine bekümmernde Wahrnehmung für den Geſchichtsſchreiber, wie für den, welcher Revolutionsgeſchichte ſtudiert; man pflegt zu wähnen, wäre anders gehandelt worden, dann hätte der Untergang abgewendet werden können? Täuſchung! Man muß ſagen: wäre anders verfahren worden, dann hätte der Untergang nur eine andre Geſtalt angenommen."

Dies willig zugeſtanden, bleibt doch ein großer Theil der Schuld am unglücklichen Ende des Königlichen Hauſes auf Jenen haften, welche die Königin als Mitſchuldige bezeichnet.

Der Haß, welchen Frankreich ſo lange gewöhnt

gewesen, den Maitreſſen ſeiner Herrſcher zuzuwenden, richtete ſich ſeltſamerweiſe gegen Marie Antoinette; vielleicht weil ſie die Erſte von ihrem Gemahl treu geliebte Königin war? Als ob durchaus Jemand gehaßt werden müßte! Leider iſt es ſo. Wurde ſie doch auch von den meiſten Frauen, von ihrer Schwägerin obenan, (den herzloſen Grafen von Provence nicht zu vergeſſen!) von den königlichen Tanten beneidet und gehaßt. Die Verleumdungen verſtehen ſich von ſelbſt. Hatte ſie, die holde lebensfriſche Verächterin der Etikette nicht faſt das ganze Etikettenſüchtige Hofgeſchmeiß gegen ſich? Einzig und allein ihre edle, redlich-geſinnte Schwägerin erkannte liebend die liebenswürdigen Eigenſchaften der ſchönen Gemahlin ihres Bruders. Dafür büßte denn auch die vorwurfsfreie Eliſabeth auf dem Schaffot, . . . wie ſich's gehört.

Ohne die Umtriebe, die Kabalen des Adels, des Hofes, wäre es vielleicht gar nicht zur Revolution, wenigſtens nicht zu deren ſcheußlichſten Greueln gekommen.

86.

— Zur Zeit der proviſoriſchen Regierung während des Aufſtandes von 1830/1 in Warſchau, hatte ein

„Reformiſt" an einem zur Partei der „Antireformiſten" (das heißt der turbulenten Journaliſten, Advokaten, Klubbiſten) gehörigen Zeitungſchreiber, der ihn wüthend angegriffen, ſich ſelbſt Satisfaction geſchafft, und ihn gehörig durchgebläut. Als er darüber vom Reichstage zur Verantwortung gezogen wurde, vertheidigte er ſich mit einem Citat: „Wo Preßfreiheit herrſcht und wo es keine die Ausſchreitung derſelben regelnde Geſetze giebt, muß nothwendig auch Prügelfreiheit herrſchen!"

Und wem iſt dieſer Ausſpruch entlehnt? Keinem Andern wie dem amerikaniſchen Francklin. Daß dieſer Mitbegründer der Vereinigten Freiſtaaten jenen logiſch-begründeten Schluß gleichſam ironiſch gemeint, und dadurch ſchon bei'm Beginn des großen Werkes angedeutet haben wollte, wohin die übertriebene Ungebundenheit des gedruckten Wortes endlich führen müſſe, darauf legen ſeine Nachfolger keinen Werth. Sie ſchmähen ſich, ihre Gegner, ihre Staatsmänner, allſammt untereinander, auf das Pöbelhafteſte; werfen ſich die größten Abſcheulichkeiten vor, und greifen dann, wenn's zu toll geworden, zum Knüttel oder zum Revolver. Das nennt man buchſtäbliche Auslegung.

Wir ſind auf dem beſten Wege in ihre Fußſtapfen zu treten.

87.

— Es ist mir oftmals recht kümmerlich ergangen und ich habe mir's recht sauer werden lassen, mich ehrlich fortzubringen, um durch angestrengte Arbeit die Meinigen und mich zu ernähren. Auch auf später eingeschlagener Schriftsteller-Laufbahn hat's mitunter schmale Bissen gesetzt. Wenn ich so hörte, welche Honorare Dieser und Jener für ihre „Lesebücher" einstrichen, denen ich mich und meine Fähigkeiten als Romanenschreiber gewachsen vermeint, dann überkam mich bisweilen ein schwerzubesigender Unmuth . . . um nicht gar Neid zu sagen, zu welchem letzteren mir übrigens die Anlage fehlt; denn ich gönne Anderen gern das Beste. Forschte ich dann bei solchem Unmuth genauer nach den geschäftlichen Verhältnissen, und ließ ich mich durch erfahrene, unparteiische Buchhändler belehren über den Vertrieb meiner und jener bevorzugten Schriften, mußte ich doch immer zu eigener Beschämung mir eingestehen, daß die Sache ganz in der Ordnung sei, weil die Bezahlung der Autoren nur mit dem Verkaufe ihrer Werke gleichen Schritt hielt. Die Verleger können, wofern sie nicht Millionaire sind, (und als solche würden sie's vielleicht noch weniger thun) unmöglich nach dem geistigen Bestreben der Schreiber, sie müssen nach der Meinung der Leser, nach dem äußern Erfolge fragen.

Sie müſſen rechnen, wollen ſie beſtehen. Und daraus geht unſtreitig hervor, daß Derjenige, deſſen Bücher ein größeres Publikum anziehen und mehr Käufer finden, auch ein höheres Honorar verlangt und bezieht. Bei manchen allerdings iſt's in Wahrheit das Verdienſt, welches den reicheren Verdienſt einſtreicht. Darüber darf nicht murren, wer anzuerkennen aufrichtig genug denkt: Hier iſt's ein Talent, welches Deine beſcheidenen Autorgaben übertrifft und den Vorzug rechtfertigt. Anders jedoch klingt die Frage: Wie geht es zu, daß ein leeres Geſchwätz, eine dürftige Darlegung nüchterner Vorgänge, obenein noch im nachläſſigſten Stile hingeſudelt, nur um Bogen auf Bogen zu füllen, Deinen Erzeugniſſen den Vorrang abgewinnt? Man hat ein Buch rühmen hören; die Abonnenten der Leihbibliotheken reißen ſich darum; man iſt endlich ſo glücklich es zu erringen, man beginnt zu leſen, und ſchon auf den erſten Seiten verliert man Luſt und Muth, es in der Hand zu behalten. Das gefällt den Leuten? ſo fragt man ſich. Das iſt ja das ordinairſte Zeug! Wie geht das zu?

Unnütze Frage. Ganz natürlich geht es zu: die Mehrzahl der Leſer will eben nur ein müßiges Stündchen tödten; will vielleicht bei ihrer Lectüre einſchlafen; will weder von aufregenden Gefühlen, noch von Gedanken beläſtiget werden, die zum weiter

denken herausfordern. Sie will ſich etwas erzählen laſſen; und je flacher das Bächlein der Erzählung dahin murmelt, deſto beſſer! Oder eine andere Sorte von Leſern begehrt wiederum Spannung, Schauder-Scenen, Unmöglichkeiten, wilden Durcheinander, gewaltſame Sprünge, unbekümmert um Wahrheit und Natur. Entweder recht nichtsſagend-anſtändig — oder im Gegenſatze recht bunt, ſtürmiſch-wild! Nur keine pſychologiſche Charakteriſtik! Dieſe ennuyiert.

Nun giebt es allerdings eine dritte Klaſſe, der Mehrzahl nicht angehörig. Es iſt das die Minderzahl gebildeter Leſer und Leſerinnen. In dieſer befinden ſich wieder verſchiedentliche Abſtufungen. Um eine derſelben für ſich zu gewinnen, muß der Autor vor allen Dingen bei jetzigen Zeitläuften einer politiſchen Partei Fahne tragen; je ſchroffer gefärbt, deſto ſicherer ſein Succeß. Und was die Damenwelt anlangt, muß er vermeiden Anſtoß zu geben durch allzufreie Schilderungen im Gebiete der ſogenannten Sittlichkeit, ... wobei natürlich die Feſtſtellung der Grenzen individuellen Anſichten überlaſſen bleibt. Im erſteren Falle muß er geradezu Partei-Schriftſteller, im zweiten ein behutſamer Mann ſein; er darf dort ſeine Geſinnungen, er darf hier ſeinen Hang nach lebenswahren Darſtellungen nicht mehr vorwalten laſſen. Er hat ſich den Forderungen ſeiner

Leſewelt zu fügen. Für den, welcher es vermag, wär's keine Hexerei. Aber es giebt Naturen, die 's nicht vermögen, die es nicht vermögen wollen, trotz allen Erfahrungen. Es iſt dumm von ihnen; aber es iſt auch achtungswerth; um ſo achtungswerther, weil ſie ſtets zu kurz kommen mit ihrer Ehrlichkeit.

Es läßt ſich auf gar manchen Schriftſteller (der nicht eben zu den unbedeutendſten zählt) der Ausſpruch des franzöſiſchen Luftſchiffers Nadar anwenden:

„Ihm iſt der Mangel unentbehrlich: hätt' er zu leben, das wäre ſein Tod!"

88.

— Wenn ich immer und immer wieder leſen muß, daß die Vertheidiger und Lobredner der erſten Revolution in derſelben nur eine gerechte Züchtigung der Sittenloſigkeit erblicken wollen, welche unter Ludwig XIV. und XV. geherrſcht habe; wenn ſie den abgeſtandenen Brei immer wiederkäuen von naturgemäßer Conſequenz, jene Sünden mit dem Blute des Adels aus der Erinnerung eines edlen Volkes wegzuwaſchen, und ſo die Nation zu reinigen .... dann weiß ich wirklich nicht, ſoll ich dergleichen Naivetät belächeln, ſoll ich die Unwiſſenheit belachen, ſoll ich die tückiſche Lüge verachten?

Ganz abgesehen davon, daß viel mehr aufrichtig-fromme Priester, getreue Diener, unschuldige Mädchen, musterhafte Ehefrauen, zärtliche Mütter, redliche Bürger, arbeitsame Landleute geköpft, zusammengehauen, gespießt, gemißbraucht, ersäuft, verbrannt, zerrissen und geschunden worden, als übermüthige Junker; daß nothwendige gerechte Bestrafung früherer Tyranneien häufig als Vorwand gebraucht wurde für Habgier, Neid, gemeine Rachsucht; abgesehen von allen verübten Ungerechtigkeiten und Freveln, will ich mir nur Antwort auf eine einzige Frage ausbitten:

Ist Euch politisierenden Moral-Philosophen denn niemals in's Bewußtsein gedrungen, um wie viel sittenloser, materialistischer, cynischer, frecher, unverschämter die Sinnenherrschaft im freien, von den „Tyrannen" gereinigten, hochgepriesenen republikanischen Frankreich sich breit machte, bald nach Robespierre's Sturz und während des Direktoriums???

Niemals vorher war's schlimmer gewesen; sogar zur Zeit der Regentschaft nicht; niemals! Denn bis zum Jahre 1792 hatten auch die ärgsten Ausschweifungen sich unter die Formen eines gewissen Anstandes gefügt. Selbst berüchtigte Soupers in berüchtigten petites maisons waren unzertrennlich geblieben von Galanterie, Geist, Witz, Grazie und Anmuth. Als diese Eigenschaften im großen Blutbade untergegangen,

regierte vollständige Zügelloſigkeit. An die Stelle ariſtokratiſcher Verderbniß trat republikaniſches Pöbelthum. Wo da die Richtung zum Höheren, Beſſern zu finden wäre, kann ich nicht begreifen. Ich entdecke ſie auch durchaus nicht im Fortſchritte, den die Sieger über das erſte, erbliche Königthum angebahnt hätten? Sie bleibt meinen Augen verborgen unter Napoleon dem Erſten, unter dem ſchlauen Thronräuber Louis Philipp, unter der zweiten phraſeologiſchen Republik, unter Napoleon dem Dritten, dem Erwählten. Entſchuldigen Sie meine Herren Staats- und Welt-Weiſen, ſogar in der Commune des Jahres 1871, dieſer holden Enkelin Ihrer Freiheit- und Gleichheits-Mutter, ſpüre ich noch nichts von beſſer geworden ſein, oder beſſer werden.

Sagen Sie, meine Herren, die Sie zwiſchen Ihren Zeilen gern nach der deutſchen Republik ſchielen, und mit der franzöſiſchen liebäugeln . . . ſchämen Sie ſich nicht ein Bischen, wenn Sie gelegentlich erwägen, daß eine Monarchie von vierzehn Jahrhunderten umgeſtürzt, eine königliche Familie gemordet, die edelſten Köpfe der Nation abgeſchlagen werden mußten . . . nur damit einem Marquis Barras, einem Menſchen von entſchiedenſter Nichtigkeit, die Mittel gegeben werden konnten, das Daſein orientaliſcher Satrapen zu führen? Deshalb alſo war ſo viel Blut gefloſſen,

ſo vieler braver Menſchen Exiſtenz war vernichtet, ſo über alle Schilderung hinaus tobende Rachſucht war geübt worden, hatte wüthen dürfen, damit ſolches Fünftheil von Herrſcher unfläthig ſchwelgen ſolle mit ſeinem Hofhalte, fünfmal ruchloſer und toller als die tollſten und ruchloſeſten Hofhaltungen vergangener Zeitperioden irgend geweſen ſein konnten?

Und das war möglich, wurde geduldet, unmittelbar nach den furchtbarſten Unthaten, die keine Entſchuldigung aufweiſen können, als eben die Abſicht zu beſtrafen, zu belehren, zu veredeln?

Ich ſpreche offen aus, was ich denke; was ich während längeren Aufenthaltes in Paris (1827) beobachtete: Seit dem Tode Ludwig's des Sechszehnten war Frankreich nie glücklicher, nie freier, als unter der allgeſchmäheten Reſtauration zur Zeit Karls des Zehnten. Und es wird nie wieder ſo glücklich, ſo frei werden.

Denn wo man die durch lange Dauer geheiligten Traditionen vertilgt, wo man die eingebornen Erben des Thrones vertreibt oder umbringt, da müſſen Ruhe und Friede ſchwinden für immer. Englands Beiſpiel darf hier nicht angeführt werden, weil es im Meere thront, weil es keine Nachbarn hat an ſeinen Grenzen, weil ſich kein Feind hineinwagt, ſo lange es ſeine Gewalt zur See aufrecht hält. Und

Amerika läßt ſich gar nicht mit uns vergleichen. Auch hatte man dort keinen heimiſchen Thron umzuſtürzen, ſondern ſich nur von fremder Herrſchaft frei zu machen! — Im Uebrigen . . . .

89.

— Mirabeau nahm nach der Sitzung vom 4. Auguſt ein warmes Bad und erzählte einem Freunde die Großthaten dieſes Abends: „Edle Begeiſterung! ohne Beiſpiel in der Weltgeſchichte! Hätteſt Du Lafayette, Lally Tolendal, Larochefoucauld, Montmorency und mich ſelbſt gehört, wie wir uns auf die Rednerbühne ſchwangen, ſämmtlich am Altare des Vaterlandes jene verächtlichen Standesunterſchiede der Geburt, des Stolzes opfernd! Es giebt keine Prinzen, Marquis, Grafen mehr; es giebt in Frankreich nur noch Bürger, die ſich gleich ſtehen!“ —

In dieſem Augenblicke verſpürte er, das Waſſer ſei kühl geworden und rief ſeinem Kammerdiener zu: „Das Bad iſt eiſig!“ — Es hat doch die Temperatur, die Monsieur gewöhnlich wünſcht, antwortet der ehrliche Menſch, der keine Silbe des vorigen Berichtes überhört hatte!

„Monsieur?“ ſchreit Mirabeau wüthend; „was iſt das für ein Ausdruck? hierher! Nur näher! Galgen-

ſtrick, für Dich werd' ich hoffentlich immer der Herr Graf bleiben!"

Und er packt den armen Teufel bei den Ohren und taucht ihn kopfüber in's Waſſer. —

Es fehlt nirgends an Selbſtquälern, denen der Gedanke peinlich iſt, daß der Adel ein Uebergewicht behaupte. Dieſe Spießbürger ſchieben Denen, welche von ihnen „Vornehme Herren" benamſet werden, all' ihre eigenen eitlen Verkehrtheiten unter; ſie ſondern die Namen alter Geſchlechter von den übrigen Menſchen und wenn ſie dann auf den Ruinen ehemaliger politiſcher Ariſtokratie, eine gegenwärtige Ariſtokratie von ihrer Erfindung aufgerichtet und ſelbige mit ihren eigenen Anmaßungen ausſtaffiert haben, dann erheben ſie ein Jammergeſchrei über Unterdrückung durch den „privilegierten Stand!" Die Narren; als ob dergleichen noch möglich wäre! Als ob es nicht in eines Jeglichen Belieben ſtände, ſich vor adeligen Anmaßungen zu ſichern, wenn er ſie nicht aufſucht und ſich ihnen ſo zu ſagen darbietet!? Einſt hat es befeſtigte Schlöſſer gegeben, die bevorzugten Geſchlechtern Sicherheit gewährten. Das iſt vorbei. Heut zu Tage ſind es nicht mehr bewaffnete Soldaten, welche dagegen anſtürmen. Kaufleute, ſpekulierende „Gründer," Wucherer, oft leider Gottes die Eigenthümer ſelbſt, arbeiten eifrig an der Zerſtörung ihrer letzten Feſtungsreſte, im

Vereine mit einem gemeinſchaftlichen Bundesgenoſſen, dem Zeitgeiſt. Oft beſtreben ſich gerade die Eroberer in die Ruinen einzuziehen, und ſetzen ihr ſchönſtes Gold daran, jenen gehaßten, geringgeſchätzten Adel zu erringen, den ſie als Freiheits- und Gleichheits-Propheten von der Erde wegtilgen wollten. Nie waren die Geſuche um Verleihung von Adels-Diplomen häufiger, als ſeit dem Tage wo das Parlament in Frankfurt alle Kavaliere in Citoyen's umzuwandeln gedachte. Dieſe Geſuche mehren ſich von Tage zu Tage.

Man frage nur nach beim Heroldsamte.

90.

— Daß die Zahl Derjenigen, welche (zwar ableugnend, dennoch im Stillen) eine allgemeine deutſche Republik erſehnen, weit größer iſt, als man glauben möchte, davon wird, wer zu hören und zu deuten verſteht, ſich bei einiger Aufmerkſamkeit bald überzeugen können. Darüber wundere ich mich auch nicht. Das liegt in der Zeit. Ob die Erſehnenden das Ziel ihrer Sehnſucht kennen? Ob ſie wiſſen was ſie eigentlich wollen? Danach frage ich nicht. Aber worüber ich mich ſehr verwundere, iſt die Verbreitung ähnlicher Tendenzen in einer Klaſſe der Bevölkerung, welche

von Alters her unter dem Drucke republikaniſcher Staatsverwaltungen die ſchlechteſte Rolle ſpielte — kurze Zwiſchenräume der offnen Empörung ausgenommen. Wo bleiben dieſe guten Leute, wenn das Wort des großen Ariſtoteles zur Geltung gelangt: „In der am vollkommenſten eingerichteten Republik dürfen die Bürger derſelben weder ein Handwerk treiben, noch ein Krämer-Daſein führen. Denn ſolch' eine Lebensart iſt unedel und der Tugend hinderlich!" (O Krämer in Papieren an der Börſe!!!) „Ackerbauer, Handwerker und alle Lohnarbeiter gehören zwar zur nothwendigen Grundlage der Staaten, aber Glieder des Staates ſind nur der Wehrſtand und der regierende Stand!"

In Theben ſoll's gar ein Geſetz gegeben haben, vermöge deſſen niemand ein Staatsamt bekleiden durfte, der ſich nicht wenigſtens zehn Jahr lang des Marktverkehrs enthalten hatte.

Und in den ausgebildeteſten Demokratieen herrſchte die Anſicht vor: nur der Beſitz, nicht der Erwerb begründet Anſpruch auf öffentliche Achtung und bürgerliche Gleichberechtigung.

Wie gefällt Euch das Ihr Herren? Wie wenige von Euch dürfen ſich, wenn das höchſte Ziel erreicht wäre, Hoffnung machen, zu regieren, anſtatt ſich regieren zu laſſen!?

Doch ich verſtehe ſchon, die Ideale des Republikanismus verlocken Euch nicht. Ihr trachtet nach realer Praxis. In den Beamteten amerikaniſcher Freiſtaaten, aus der Blüthe ſouverainen Volkes erwählt, erblickt ihr Eure Vorbilder. Da iſt doch ein „Geſchäftchen" zu machen! Glück auf!

91.

— Nach meinem Gefühl giebt es keine ſüßere Empfindung als jene innige Liebe zur Heimath, zum engeren Vaterlande, die ſich an Ueberlieferung, an Kindheits-Eindrücke, an Gegenden, Menſchen, Erlebniſſe, Freuden wie Leiden knüpft; die den Kern eingeborener Treue, feſt bewahrter und thätig bewährter Anhänglichkeit bildet. Dieſes Gefühl, als der eigentlich menſchliche Patriotismus, verträgt ſich ſehr wohl mit freiſinnigem und humanem Kosmopolitismus, welcher jeglichen Nationalhaß meidet und in allen Völkern Brüder und Freunde findet, wofern man ſeine herzliche Geſinnung nicht hoch- und übermüthig verſchmäht, — wie leider jetzt ſo häufig geſchieht. Aus dieſem Gefühl heraus kann ich mich ſogar (mit dem Gemüth wenigſtens) in die Stimmung Derjenigen verſetzen, welche von einer großen allgemeinen Weltrepublik träumen, mag mir der Traum noch

ſo phantaſtiſch erſcheinen. Wem einige Phantaſie in der eigenen Seele lebt und waltet, der wird auch die Ausſchweifungen anderer Phantaſieen begreifen. Was jedoch über meine Begriffe geht, iſt die faſt wahnſinnige Erwartung mancher Propheten des Fortſchritts, welche ein Zeitalter vollkommener Gleichmachung aller Unterſchiede in nationellen Eigenthümlichkeiten und Abſonderungen der untereinander verſchiedenen Volksſtämme verkünden und herbeiſehnen; eine Sehnſucht, die verbreiteter iſt, als man glaubt; die ſich nur noch nicht recht offen herauswagt; die aber, zwiſchen allerlei Umſchreibungen verſteckt, auf günſtige Gelegenheit lauert.

Solcher Schüchternheit macht ſich der Verfaſſer eines übrigens recht unterhaltenden und verſtändigen Buches „Redburns erſte Reiſe" nicht ſchuldig. Nein, dieſer Mann, mit Namen Hermann Melville fährt mit vollen Seegeln, als ächter Amerikaner. Er ſagt unter Anderem:

„„Bevölkert von allen Nationen muß dieſer „Welttheil wie ihr Vaterland betrachtet werden. „Man kann keinen Tropfen amerikaniſchen Blutes „vergießen, ohne das Blut der ganzen Welt mit„zuvergießen ꝛc. ꝛc.

„Unſer Blut iſt wie die Fluth des Amazonen-

„Stromes, beſtehend aus tauſend edlen (!) ſich in „einen Strom ergießenden Strömen ꝛc.

„Wir ſind die Erben aller Zeit und wir theilen „unſere Erbſchaft mit allen Nationen. Auf dieſer „weſtlichen Hemiſphäre bilden alle Stämme und „Völker ein verbündetes Ganzes, und es giebt eine „Zukunft, welche Adams entfremdete Kinder wieder „im Beſitz des alten Edens ſehen wird. Die „andere Welt, jenſeits dieſer (von den Frommen „vor Columbus erſehnt) fand ſich nun in der „neuen; und das tiefe Senkblei, welches zuerſt „dieſen Grund berührte, brachte das Erdreich eines „irdiſchen Paradieſes herauf; nicht eines ſchon be- „ſtehenden Paradieſes, aber eines ſolchen, das mit „Gottes Beiſtand und dem der Alles reifenden „Zeit einſt dazu gemacht werden kann. Die Saat „iſt ausgeſtreut und die Erndte muß kommen, und „unſerer Kinder Kinder werden am Morgen des „Weltjubiläums mit ihren Sicheln daran gehen. „Dann wird der Fluch von Babel zurückgenommen, „ein neues Pfingſtfeſt bricht an, und die Sprache, „welche alle Menſchen ſprechen, wird die „Sprache der Briten ſein!

„Unter Franzoſen, Dänen, Schotten und den „Bewohnern der Ufer am mittelländiſchen Meere

„und der darum liegenden Regionen, Italienern, „Indianern und Mauren werden gespaltene feurige „Zungen reden.“

Nachdem ich das gelesen und noch einmal gelesen, überfiel mich eine so einschläfernde Langweiligkeit, daß ich 's Buch zuklappte, lange vor der gewöhnlichen Schlafstunde. Gott steh' mir bei, dieses Paradies müßte ja die pure Hölle werden. Das Bischen Langeweile! Nur noch eine einzige Sprache! Und obendrein noch Englisch; Amerikanisch-Englisch! Das könnte ja kein Seehund aushalten. So weit schwingt sich meine Phantasie denn doch nicht mit empor. Und ich bin ihr zu Danke verpflichtet, daß sie sich flügellahm bei diesem Fluge erklärt.

Ich will's gestehen, jenes den Frommen in ewiger Seeligkeit verheißene unaufhörliche Hallelujahsingen übt auch eben keinen besonderen Reiz auf meine irdische Einbildungskraft, aber im Vergleiche zu obiger amerikanischer Paradiesesluft will es mich eine in harmonischen Wonnen taumelnde Orgie bedünken.

Der Melville'sche Traum ging bei mir in Alpdrücken über. Ich träumte fürchterlich. Zwischen einem großen Kreise künftiger Paradies-Bewohner saß auch ich, der Gleichförmigkeit halber mit ihnen

ein ſcheußliches Engliſch radebrechend, und wie Jeder von ihnen an einem Stücke Holz ſchnitzelnd, wobei ich, meinem Ungeſchick für mechaniſche Beſchäftigungen gemäß, mich immerwährend in die Finger ſchnitt, und regelmäßig dieſelben Wunden traf. Mein Blut floß in Strömen, wenn ſchon nicht ſo breit wie der Amazonenſtrom. Die einzige Erheiterung war etwa noch, aus meiner Hamſtermaultaſche, in der ein gutes Priemchen ſtack, fleißig auszuſpucken und mir dabei die anziehendſten Geſichter verklärter Paradies-Inhaber als Ziel auszuwählen. Doch dieſe Kurzweil vermochte die Langweil nicht zu beſiegen. Letztere verſcheuchte endlich den Schlaf und ich erwachte mit einem bittern Nachgeſchmack, den ich den ganzen folgenden Tag nicht los geworden bin.

92.

— In was für äußerlichen Armſeeligkeiten manche Menſchen doch die Genialität ſuchen. Sie haben geleſen und gehört von bedeutenden Gelehrten oder Künſtlern, die ſo gänzlich aufgegangen waren in geiſtigen Beſtrebungen, daß ſie theils die Sorge für leibliche Bedürfniſſe und Verpflegung ihrer Perſon vergaßen, theils die Rückſichten, die niemand vergeſſen dürfte, der Andern ſo viel Achtung erweiſen will als zum

geſelligen Verkehr nothwendig iſt. Nun arbeiten ſie förmlich darauf hin, „Originale" zu heißen; eine Benennung, mit welcher nicht ſelten der Begriff „Schmutzfinke" in Verbindung gebracht wird; ſo wie in alten italieniſchen Opern mit „Philoſoph" ein Sonderling gemeint iſt. Sie möchten durchaus „etwas Apartes an ſich haben." Dieſe eitle Sucht ſich auszuzeichnen führt zu ſeltſamen, oft unerfreulichen Experimenten. Einige ſuchen etwas darin, ſo lüderlich und unleſerlich wie möglich zu ſchreiben; ihre Handſchrift läßt ſich bisweilen kaum entziffern; ſie ſchmieren die Buchſtaben nur ſo hin, als ob ihnen, von dringenden Geſchäften überladen, nicht eine Minute übrig bliebe. Ihre Namensunterſchriften können nicht enträthſelt werden, wenn nicht ein Nebenumſtand auf die Spur hilft. Solche Briefe ſehen aus, entweder als ob eine Krähe ihre Krallen in Tinte getaucht und das Papier beklecſt hätte . . . oder auch im entgegengeſetzten Falle, als ob Fliegen ihre zarten Füße daran abgetrocknet hätten. Darin leiſten beſonders weibliche Autoren viel.

Andere wieder halten es mit der Würde hervorragender Geiſter unverträglich ihrer Bekleidung nur die geringſte Sorgfalt zu gönnen. Ungebürſtete Röcke, zerfaſerte Beinkleider, ausgeriſſene Knopflöcher gelten ihnen für die dem Genie zugehörige Tracht.

Noch ſchlimmer jedoch iſt's mit denen beſchaffen, die auswendig elegant zu ſein für zweckmäßiger halten, und die unter anſtändiger Hülle die Genialität zu ihrer eigenen Beruhigung inwendig bergen. Sie tragen Vorhemdchen von Battiſt, modern geſtickt . . . wohl verſtanden: Vorhemdchen! Wie die Unterhemden ausſehen . . . „da drunten aber iſt's fürchterlich," und der Forſcher verſuche die Waſchfrau nicht, ihm die wöchentliche (?) Rechnung über den Wechſel der Wäſche zu verrathen! Er würde in's Gebiet des vielbeſprochenen Stoffwechſels gewieſen werden.

O, ich habe wilde Genie's gekannt, denen, ohne daß ſie gerade von einem tollen Hunde gebiſſen waren, die Waſſerſcheu einwohnte. Sie wuſchen ſich nur in den dringendſten Fällen, und auch dann blieb die Katze ihr Vorbild, weil dieſe ſich die Pfoten höchſt ungern naß macht. Das kluge reinliche Thier nimmt die Zunge zu Hilfe. Ich kann beſchwören, daß ich Schriftſteller geſehen habe, die ſich die ſchmutzigen Hände ableckten, um nicht die Spuren der Tinte allein ſondern auch noch ſonſt allerlei fortzuſchaffen.

Dieſe Art von Cynismus erklären derlei große Geiſter für unzertrennlich von männlicher Genialität. Sorgfalt, dem Körper und deſſen Reinlichkeit gewidmet, ſei weibiſch.

Ein Berliner Arzt ſagte mir einmal, halb im

Scherze, doch klang aus diesem Scherze ernsthafte Meinung: „Ehe nicht ächt russische Dampfbäder zu wohlfeilen Preisen, auch Aermeren zugänglich, überall eingeführt und Gemeingut geworden, kann's mit Norddeutschland nicht besser werden!" Die Aeußerung mag man als paradox verlachen; sie enthält viel Treffendes und hat einen tiefen Sinn.

Das alte Volkssprichwort: „Reinlichkeit ist's halbe Leben!" wird noch oft angewendet, aber leider meistentheils spottweise. Man hört es fast nur citieren, wenn unsaubere Gesellen das nicht vorhandene Schnupftuch durch ihre Hände ersetzen und sich mit bewundernswürdiger Virtuosität schneuzen; nicht immer ohne Gefahr für die Umstehenden.

Mir hat dieser Mißbrauch des ursprünglich bedeutenden Lehrsatzes, jedesmal wenn ich ihn vernahm, Verdruß gemacht. Und obwohl ich in Rußland nicht Alles schön und löblich fand, Ein's hat mich für Vieles entschädigt; der Gedanke, daß auch der Geringste, der Aermste, bis zu dem in Lumpen gekleideten Bettler hinab, seinem Leibe mehrmals wöchentlich Reinigung angedeihen läßt, mit einer Gründlichkeit, von der unsere Wannenbäder (des Badens und oberflächlichen Abspülens in kaltem Wasser gar nicht zu gedenken) keine nur annähernde Idee geben. Wie wenig überhaupt bei uns durch Erziehung auf solche

Dinge hingearbeitet wird, das kann Jeder bemerken, wenn er Knaben und Mädchen ſieht, deren Eltern zu den „gebildeten Ständen" zählen, und dennoch dulden, daß ihre Kinder mit ungeputzten Zähnen herumlaufen. Erblickt man doch junge Damen, die als Schönheiten geprieſen werden, und deren geſundes Gebiß grünlich, wie von Moos überzogen, uns entgegen lacht. Mich könnte das, wenn ich ein junger Mann wäre, zurückſchrecken. Viele achten nicht darauf.

General Tettenborn klagte einſt über einen Dichter, einen Liebling der Nation, dem die Unſterblichkeit gewiß iſt, und den er, als Jener unter ihm diente, etliche Male habe von der Tafel gewieſen, mit der Ermahnung: ſich erſt die Hände zu waſchen und die Zähne zu reinigen! — Die Hörer haben über dieſe Aeußerung des tapferen Parteiführers und Feldherrn gelacht. Mir iſt ſie durchaus nicht lächerlich geweſen. Mich hat ſie betrübt. Solche Rüge iſt des Hochgeprieſenen, Vielbeweinten unwürdig. Er hätte ſie vermeiden müſſen.

93.

— Der Menſch iſt von Geburt aus grauſam. Wir ſehen das an den zarteſten Kindern. Sie werden es

zuerſt aus Neugier. Sie zerſtören ihre Spielwerke, weil ſie ergründen wollen, wie „das Ding inwendig ausſieht!“ Sei es eine kleine Schachtel, die Töne klimpert; ſeien es die Figuren von Thieren und Menſchen. Wie manchen blondlockigen, blauäugigen Jungen hab' ich weinen ſehen und laut heulen hören vor Jammer, wenn er ſeinem „lieben Hanns“ den Bauch aufgeriſſen hatte, wenn das geheimnißvolle Innere als Häckſel aus der Wunde quoll, und nun die Puppe zuſammen fiel, oder wenn der Pudelhund, des im Fußbrettchen verborgenen Blaſebalgs beraubt, nicht mehr bellen wollte. Man beruhigte den Beſchädiger durch erneute Geſchenke . . . aber am nächſten Tage mußten auch dieſe Opfer kindiſcher Erforſchungswuth dran glauben. Der Uebergang von todten Nachahmungen der Natur auf lebendige Weſen ergiebt ſich von ſelbſt. Ueberlaßt nur das Kind ſeinen eingebornen wilden Herrſchertrieben! Duldet nur, daß es harmloſen Eidechſen die Schwänze mit einer Gerte vom Rumpfe haut, daß es Fröſche ſpießt, und über ihre Zuckungen lacht?[1]) Geſtattet ihm nur,

---

[1]) Auch darin bietet uns Amerika ein ermunterndes Vorbild. Der Elementarlehrer aus Charleston in Nordamerika, ein geb. Württemberger, erzählt: Einer ſeiner Schüler, Sohn eines Advokaten, hatte einen großen Froſch grauſam verſtümmelt und gequält, und leugnete die Schändlichkeit mit Frechheit ab. Der

daß es Vogelneſter ausſtöbert und die noch unbefiederten Thierchen in ſeinen ſchwachen Fäuſtchen verſchmachten läßt! Gebt ihm wohl gar junge Kätzchen und Kaninchen, die es zu ſeiner Luſt bis in den Tod herumzerren und martern darf! Erſtickt die in der bildungsfähigen Seele ſchlummernden Keime der edelſten menſchlichen Eigenſchaft: des Mitleids! Und ihr ſeid auf dem ſicherſten Wege, einen egoiſtiſchen, unbarmherzigen Bengel heranzuziehen. Was Eltern darin leiſten; was Unverſtand und Gedankenloſigkeit in dieſen Dingen ungerügt und ungeſtraft geſchehen laſſen, „weil ſie den holden Kleinen ihr Vergnügen nicht ſtören wollen," das wäre unglaublich, zeigte ſich die ſelbſtſüchtige eitle Liebe der Menſchen für ihre Kinder nicht ſo häufig als Affenliebe! Beobachtet,

---

Lehrer, der ungeſehener Augenzeuge geweſen, gerieth in Zorn, ſchlug dem Schlingel eine Maulſchelle und rauſte ihm die Haare. Tags darauf brachte der Sprößling der Freiheit „mit Grüßen vom Papa" eine Liquidation des Inhaltes:

„Meinem Sohne eine Ohrfeige gegeben	2 Dollars.
„Ferner ein Büſchel Haare ausgeriſſen	3 Dollars.
Summa	5 Dollars.

Der arme Froſch hätte ſchwerlich einen Rechtsanwalt gefunden, der für ihn eine Gegenforderung auf „abgeſchnittene Gliedmaßen" lautend, einzureichen bereit geweſen wäre. Und bei welchem Gerichte auch? Die irdiſche Juſtiz iſt taub gegen ſolche Klagen . . . die himmliſche dagegen ſcheint ihre Funktionen weit hinaus zu ſchieben.

ich bitt' euch, den Buben, wie er mit Vaters Reitpeitſche nach jeder Biene, nach jedem Käfer ſchlägt; wie er Knospen und Blüthen von den Sträuchern haut; wie er zu verderben, zu vernichten ſtrebt was ihm erreichbar wird; wie er ſich ſagt: „mir widerſteht nichts! Ich bin ein Mordkerl!“ Ja, er ſchaudert vor ſich ſelbſt und ſeiner Macht, und das ſchmeichelt der armſeeligen Eitelkeit. Kräftige, tapfer angelegte, höher organiſierte Naturen überwinden bald dieſe feigen Triebe des Uebermuthes; mit dem wachſenden Bewußtſein ihrer Stärke entwickelt ſich auch das Bedürfniß Schwächere zu ſchonen, ihnen Hilfe und Beiſtand zu gönnen. Je dürftiger es damit um die Knaben beſtellt iſt, deſto mehr neigen ſie ſich zu tückiſcher Grauſamkeit, gleichſam aus Rachſucht. Wo freilich eingeborene, durch ſchlechtes Beiſpiel und gefühlloſe Umgebungen noch geförderte Rohheit und körperliche Uebermacht in einem und demſelben Individuum zuſammen treffen, . . . da erzeugen ſie die gefährlichſten Widerſacher der Humanität; da treiben ſie zu blutigen Mißhandlungen, zu Raub und Todſchlag. Ob ſo beſchaffne Perſönlichkeiten unter günſtigeren Verhältniſſen ſich anders entwickelt hätten, ob ſie überhaupt zu bändigen ſind? Darüber mögen urtheilsfähige Männer entſcheiden. Daß die jedwedem Staubgebornen als Erbfluch

mitgegebene Grauſamkeit durch Erziehung und gute Beiſpiele gemildert, daß ſie durch rechtzeitige Strenge gegen ihre erſten Regungen ſogar ausgerottet werden kann, davon halt' ich mich feſt überzeugt, nach all' meinen Beobachtungen und Erfahrungen. Und das iſt nach meiner Anſicht der Punkt, von dem die Vereine wider Thierquälerei ausgehen müßten, welche, wie ſie jetzt ſtreben und wirken, eben ſo nutzlos, als reſpektabel ſind. Die Idee, welche ihre Lenker beſeelt, iſt ſchön und herrlich. Sollte ſie aber entſchiedene Wirkung haben, müßte ihr erſt die Macht, das Recht beiwohnen, ſcharf und eindringlich gegen Ungebühr einzuſchreiten. Und wie ſoll ſie zu dieſem Rechte gelangen? wer ſoll es ihr verleihen? Jetzt, in einer Zeit, wo hinter jeglicher Maßregel zur Aufrechthaltung der Ordnung ſogleich Verdacht entſteht: man wolle die Freiheit des ſouverainen Volkes beſchränken? Verſucht es doch, einem Viehtreiber, einem Fleiſchhacker, einem Pferdeſchinder, die mit dicken Knütteln ſchlagen, und Knochen knicken; einem Hundequäler, deſſen verhungerte durſtige Thiere vor dem überladenen Kohlenkarren hinkeuchen — verſucht es doch ihnen Vorwürfe zu machen? Ihr werdet euch den gröbſten Schimpfreden von ihrer, und dem kränkenden Hohngelächter von Seite der Umſtehenden ausſetzen. Es iſt eine traurige Erfahrung, welche

Jeder machen kann bei ähnlichen Gelegenheiten, daß aus dem Kreiſe raſch ſich zuſammen ſchaarender Zuſchauer ſelten und nur ausnahmsweiſe eine Stimme laut wird zu Gunſten deſſen, der gegen Unfug, Rohheit, Niedertracht auftreten möchte. Zehnmal für einmal wird die Menge Partei *für* Widerſetzlichkeit und Brutalität nehmen; beſonders dann, wenn der von Rechtlichkeitsgefühl fortgeriſſene Tadler einigermaßen einem anſtändigen Manne gleich ſieht. Dann heißt es gewöhnlich: „Die Reichen bilden ſich ein, ſie könnten uns Arme unterdrücken!“ — „Das iſt nicht mehr wie ſonſt!“ — „Es geht nicht länger ſo.“ — „Wir müſſen auch Steuern zahlen!“ — Und was dergleichen unſinniges Geſchrei mehr ſein mag, welches den Gegenſtand durchaus nicht berührt. Gelingt es Dir aber zufällig, etliche Theilnehmer an Deiner Entrüſtung zu finden, und wird durch *gemeinſames* Vorgehen derſelben irgend ein frecher Kerl eingeſchüchtert, ſo bleibt die Wirkung immer nur eine momentane. Der Thierquäler giebt ſcheinbar nach ... ſo lange er fürchtet, man könne ihn packen. Er giebt nach, um ſpäter, wenn er die gemarterten Geſchöpfe, welche grauſames, uns unerforſchliches Geſetz der Weltordnung ſeinen Fäuſten überlieferte, *ungeſehen*, als ſein Eigenthum, mißhandeln darf, dieſelben entgelten zu laſſen an Rachſucht, Bosheit, feiger Wuth,

was er vor Zeugen nicht durfte. Der Mitleidige hat folglich die Qualen derjenigen Thiere, die er ſchützen wollte, nur vermehrt. Und das iſt's, was mich gegen alle Thierſchutz-Vereine und deren nachhaltigen Erfolg mißtrauiſch macht.

Einen mir unvergeßlichen Grund für dieſe meine mißtrauiſche Beſorgniß kann ich beibringen aus einem ſelbſterlebten Vorfall. Ich begegnete an heißem Spätſommertage (1859) beim Abend-Spaziergange auf der Landſtraße dem von lahmem zaundürrem Pferde gezogenen Wagen eines Federviehhändlers, der, aus der Stadt kommend, vor einer kleinen Kneipe anhielt, um ſich zu erfriſchen. Er trat ein und überließ die Sorge für's Gefährt dem weiblichen Scheuſal, welches die Frau Gemahlin repräſentierte. Dieſe entſchloß, erſt nach langem Zögern, ſich dazu, einen Eimer mit abgeſtandenem Waſſer empor zu heben, welches dem hinkenden, von Peitſchenhieben förmlich gekerbten Gaule helfen ſollte, eine Handvoll ſchmutzigen Heues hinunter zu würgen. Die Karre enthielt fünf bis ſechs große Käfige, die ſämmtlich leer, das heißt „ausverkauft" waren; nur in einem befand ſich, dick zuſammengepfercht, Geflügel unterſchiedlicher Gattung, übereinander gehäuft wie mit Abſicht. Als die bedrückten Creaturen des Eimers mit Waſſer anſichtig wurden, boten ſie die letzten Kräfte auf, um

ihre ausgedörrten Kehlen zwischen den Stäben des Hühnerkorbes nach dem daran befestigten Wassertroge zu zwängen. Doch dieser war leer. Ich forderte das Weib auf, sie möchte sich der Thiere erbarmen und ihnen einen Schluck Wasser eingießen. „Könnt' mir einfallen! Die Viecher haben wir auf dem Halse behalten. Können dursten!" — Mittlerweile waren etliche andere Spaziergänger stehen geblieben, die mit mir übereinstimmten. Wir zwangen durch unsere strengen Worte die Megäre gewissermaßen, indem wir sie zugleich aufmerksam machten, daß ihr selbst ein Schaden erwachsen würde, wenn „ihre Waare" umkäme. Das half. Sie ging nach dem Brunnen und brachte frisches Wasser. Ich freute mich schon auf den Anblick, den die sich labenden Thiere gewähren würden . . . da stürzte der „Eigenthümer" wüthend heran, riß dem Weibe den Eimer weg, schüttete ihn um, und schrie, auf das zitternde Pferd mit dem Peitschenstiel losprügelnd: „Was habt's ihr euch um meine Sachen zu kümmern? Die Luder sollen dursten, meinswegen können's verrecken! Warum sind sie nicht verkauft worden!"

Solcher menschlicher Viehdummheit gegenüber, was können da Thierschutzvereine ausrichten? — Man muß an Heinrich Heine's schauderhaften Witz denken, der in seinen jahrelangen unbeschreiblichen Martern

(wie Alfr. Meißner gelegentlich erzählt) ausgerufen habe: „Er wolle den lieben Gott beim Thierſchutz-verein verklagen!“ —

Und da ſoll man die Erde kein Jammerthal nennen dürfen?

94.

— Ihr lacht uns alte Royaliſten aus, verſpottet unſere Legitimitäts-Prinzipien, und gebt uns zu verſtehen, wir ſeien erbärmlich weit zurück? Ihr habt leicht lachen und höhnen, ihr Kinder einer neuen Zeit, die nichts mehr wiſſen will von Treu und Glauben. Ihr begreift nicht mehr, welche Gefühle ſich in unſern Seelen regen bei dem Zauberworte aus vorigem Jahrhunderte „der König!“ Wir haben's ſchon in der Wiege vernommen, es iſt mit uns verwachſen, es galt von frühſter Jugend auf als der Vereinigungspunkt all' unſerer Ahnungen eines geliebten Vaterlandes. Im Könige ſahen wir die Idee der Zuſammengehörigkeit verkörpert. Der Klang des Wortes dröhnte wie ein düſt'rer Trauermarſch, nach den furchtbaren Niederlagen Preußens durch die Luſtbarkeiten der Knabenſpiele; erhob ſich im Befreiungskriege zum Siegesmarſch, und verwob ſich mit den Triumphgeſängen des ſieben-

jährigen Kampfes, deſſen Helden-Epopöen das Bild des großen Königs vor uns in's Leben riefen. Man lehrte uns glauben, daß ſein Geiſt fortwalte; daß Zwiſchenräume der Beſorgniß und Niedergeſchlagenheit eintreten, uns vom alten Ruhme auf kurze Dauer abſcheiden, daß ſie uns aber niemals von ihm losreißen könnten; daß ſeine Nachkommen vollenden würden, was der große Kurfürſt, was Er vorbereitet. Dieſem Glauben ſind wir treu geblieben, während wir mit Paul Gerhard einſtimmten:

„Wenn mir am allerbängſten
„Wird um das Herze ſein" —

Und wir ſollten ihn ſchwinden laſſen, jetzt, wo wir ihm ſo ſichtbar mächtigſte Hilfe aus drohendſter Gefahr verdanken? Das wär' doch ſchmählich. Das dürft ſogar ihr in eurem höhniſchen Verleugnen jeglicher Ueberlieferung nicht verlangen. Es müßte denn ſein, daß ihr ſelbſt kein rechtes Vertrauen hegtet auf eure zerſetzende, materialiſtiſche, ſchachertreibende Politik; daß ihr euch in ihr nicht ſicher fühlt?! Nun, dann um ſo weniger ſpüren wir Neigung, uns irre machen zu laſſen in dem was uns heilig blieb. Wo Alles ringsumher wankt und ſchwankt, wo der Schwindel (in jeglicher Form) die Zeit ergreift . . . da thut es wohl Menſchen zu finden, die noch an

Ideen festhalten, die noch achten, was sie einst achten und lieben lernten; die wir eben deswegen auch achten und lieben!

95.

— Alte, lebensmatte Menschen haben der halbmüßigen Stunden gar viele, wo sie sich selbst Beichte hören und sich ihre vergangenen Irrthümer, Dummheiten, Sünden und Laster bekennen. Wenn's dann zur Absolution kommt, da geht's kurios zu. Nicht die schlimmsten Dinge gerade sind es, die sie sich niemals verzeihen zu dürfen vermeinen. Im Gegentheil: Vieles was andrer Leute Ohren recht entsetzlich klingen würde, darüber setzen sie sich oft am leichtesten hinweg. Sie berufen sich auf den Ausspruch eines, ihn und seine Persönlichkeit betreffenden, sittenreinen Poeten (Feuchtersleben), der offenherzig singt:

„Irrthum! was ist Irrthum? — Nennen
„Will ich euch die rechte Spur:
„Irrthum ist es, zu verkennen
„Das Begehren der Natur."

„Laster! Was ist Laster? Richtet
„Auch hierüber die Natur?
„Ja, sie richtet und sie schlichtet:
„Mangel ist's an Liebe nur."

„Fragt das Alter, fragt die Jugend,
„Was denn Irrthum, Wahrheit sei?
„Ihre Laster, seine Tugend
„Sind so ziemlich einerlei."

Hilft nun ſolch' herzhaftes Sprüchlein dem Beichtiger wie dem Beichtkinde über manchen dunklen, düſtern Fleck, über manchen Sumpf auf langer Erdenbahn leicht hinweg, ſo will er dann wiederum durchaus nicht vorhalten, wo eben jener „Mangel an Liebe" ſich verräth. Da melden ſich Reminiscenzen, die dem oberflächlichen Urtheil der Welt völlig unbedeutend erſcheinen würden, die aber vor dem eigenen Urtheil dunkler und düſtrer ſich darſtellen, wie viele andere ſchwarze Punkte. Dahin gehört für mich die Erinnerung an Adalbert von Chamiſſo. Gegen dieſen hab' ich (eigentlich nur gegen mich, denn Er konnte wohl verſchmerzen, was mich bis zum Tode bedrücken wird) ſchwere Schuld auf mich geladen.

Er war vom erſten Augenblicke unſerer Bekanntſchaft gütig, theilnehmend, liebevoll für mich geweſen; hatte mir unzählige Beweiſe herzlichen Wohlwollens gegeben, ſchwere Stunden wie ein älterer Freund tröſtend mit mir getheilt, meine poetiſchen Beſtrebungen aufmerkſam verfolgt, und ſich immer ſo bewährt, wie ich mich (in dem Roman „Die Eſelsfreſſer") bemüht habe, ſein edles Weſen dankbar zu ſchildern. Wenn ich nach längerer oder kürzerer Abweſenheit in's heimiſche Berlin zurückkehrte, war Er, nebſt Hitzig, Wilibald Alexis, Gubitz ꝛc., immer Einer der Erſten die ich aufſuchte, noch bevor wir in der litterariſchen

Mittwochsgeſellſchaft zuſammen trafen. Freilich galt ich auch für einen eifrigen Herold ſeines in blühendem Wachsthum ſich ausbreitenden Dichterruhmes, und er durfte mir gern den öffentlichen Vortrag mancher neuen Schöpfung anvertrauen, wie denn auch die berühmten Terzinen „Salas y Gomez" zuerſt durch meinen Mund erklungen waren. Wenn Er mich ein Bischen lieb hatte, gab ich's ihm tauſendfältig wieder, und er freute ſich daran.

Sein alter Feind, die Vomica [1]), die ihn auch endlich tödtete, quälte ihn ſehr. Von Jahr zu Jahr fand ich ihn körperlich im Abnehmen. Er hatte viel zu leiden; ſeine Anhänger nicht minder, wenn ſie ihn ſo fürchterlich huſten hörten, daß ihnen die eigene Bruſt weh that. Kurz vor ſeinem Ende traf ich nach längerem Wegbleiben wieder einmal in Berlin ein. Seine Frau war ihm unterdeſſen vorangezogen in jene Welt. Er verließ ſchon das Krankenzimmer nicht mehr. Wir konnten uns folglich in der Litteraria nicht finden. Und ſo muß ich zu meiner Schande das Bekenntniß ablegen:

Ich habe von Tage zu Tage gezögert, ihn zu begrüßen. Die Freunde ſagten mir, er habe gefragt, wo ich bleibe? Ich konnte mich nicht entſchließen

---

1) Vomica — ein Lungengeſchwür.

den Gang zu thun, wie oft ich dazu den Anlauf nahm. Ich fürchtete mich vor dem Wiederſehen. Je weiter ich's hinausſchob, deſto größer wurde die Furcht.

„Wie ſoll ich mich benehmen? Wie ſoll ich den Eindruck verbergen, den mir des Abſterbenden Anblick verurſachen wird? Mein Schreck darüber muß auch ihn erſchrecken! Ich werde nicht ſtark genug ſein, mich unbefangen zu ſtellen. Wie ſoll ich mit ihm von der Verſtorbenen reden?“ . . . Mit ähnlichen Gründen ſucht' ich meine Feigheit zu rechtfertigen.

Ich hab' ihn nicht beſucht. Er iſt hinübergegangen, ohne daß ich ihm Dank geſagt hätte . . .

Das gehört zu denjenigen Kapiteln im Sündenregiſter, für welche ich mir keine Abſolution ertheilen kann.

96.

— Otto Ludwig merkt in ſeinen Studien über dramatiſche Poeſie ganz beiläufig an: „Das Kunſtwerk der Zukunft iſt nichts als ein ungeheurer Zopf der Gegenwart. Künſtleriſcher Charlatanismus unſrer Tage.“

Will er mit dieſer Notiz ausgeſprochen haben, es

ſei eben ein Zopf, den ſich die Bewunderer drehen laſſen, ſo bin ich vollkommen mit ihm einverſtanden. Anfänglich hat es mich ſehr befremdet, daß dieſe neuerfundene Form für theatraliſche Compoſition ſo viel Beifall bei der Ariſtokratie findet; bei Leuten, die ſonſt in Entzücken über Verdi aufgingen, die nur nach Lärm, oder leerem Ohrenkitzel ſich lüſtern gezeigt, und denen Gluck, Mozart und was dieſen nachſtrebt, nicht allein veraltet, ſondern geradezu langweilig waren. Dieſelben Leute begeiſterten ſich plötzlich für Tonwerke, welche meinetwegen noch ſo geiſtreich combiniert ſein mögen, (ich verſtehe nichts davon) die jedoch ſo furchtbar langweilig für meine Empfindung bleiben, daß ich dabei umkommen könnte. Ich fragte mich ſelbſt: Bin ich denn von jeglichem Gefühl, von jeglicher Fähigkeit, mich an ſchöner Muſik zu entzücken, auf einmal ausgeſchloſſen? Hat mich denn das Alter ſchon ſo tief abgeſtumpft und herunter gebracht, daß ich keine Ahnung mehr habe von dem, was als Wahrheit und Schönheit in der Kunſt rings um mich her geprieſen wird? —

Geſtern bot ſich mir, in vornehmem Geſellſchafts-kreiſe, eine mich beruhigende Antwort. Ich hörte dort die Homöopathie verherrlichen, bei ihr ſchwören, aus dem Munde derſelben Herrſchaften, welche aus der Muſik der Zukunft eine Regeneration, eine Ver-

edelung der bisher mit Füßen getretenen Oper prophezeiten. Nun hatt' ich's weg: Was ihnen in der Arzneiwissenschaft die Streukügelchen sind, das sind ihnen die Melodieen in der Zukunftsmusik; je weniger, desto besser; je kleiner die Gaben, desto wirksamer!

Otto Ludwig hat's getroffen:

„Künstlerischer Charlatanismus unserer Tage!"

97.

— Im Gasthause bin ich bei'm Mittagsessen mit einem großmäuligen schreihalsigen Herren zusammengetroffen, dem ich sonst möglichst weit aus dem Wege gehe, dem sich hier aber nicht ausweichen ließ. Er warf, seinem Wesen getreu, mit Schimpfreden wider alle Welt um sich. Natürlich kam auch das Theater an die Reihe, wo es denn scharf über die weiblichen Mitglieder desselben herging, und namentlich über ein junges, gebildetes, sehr hübsches Mädchen, dessen Verhältnisse mir zufällig ganz genau bekannt sind, und welches, wie ich bestimmt weiß, in ihrer Abwehr gegen zudringliche Anträge nur den einzigen Fehler begeht, daß sie derlei unwillkommene Verehrer allzu schroff zurückweiset, wodurch sie sich erbitterte Feinde macht. Wie ich späterhin erfahren habe, gehört auch

jener Herr zu den, allerdings in grobem Tone Abgeſchreckten, was ſeine Bitterkeit einigermaßen entſchuldigen könnte, wenn er nicht zugleich Verleumdungen ausgeſtoßen hätte, die ich als ſolche zu erkennen und thatſächlich zu widerlegen im Stande war.

Das gab mir Gelegenheit zurückzudenken an manche Erlebniſſe aus früherer Zeit, die eben auch den vom Begriff „Schauſpielerin" faſt unzertrennlichen Vorwurf der Käuflichkeit betrafen. Iſt's denn nicht genug, daß aus dem Berufe für's Theater und aus der dazu gehörigen (nach A. W. Schlegel's bezeichnendem Ausſpruche) nahverwandten, faſt unerläßlichen „leichtſinnigen Begeiſterung" eine ohnedies ſchon herkömmliche, oft ungerechtfertigte Verdächtigung weiblicher Würde hergeleitet wird? Muß auch jedesmal der Argwohn ſich dazu geſellen, daß Habſucht, Eigennutz, zum niedrigſten Gewerbe entweihen, was an und für ſich als leidenſchaftliche Verirrung nachſichtig zu überſehen, als wahre liebende Hingebung zu preiſen wäre? Hat denn jeder Laffe das Recht am Wein- oder Spiel-Tiſche den Satz aufzuſtellen: „Es kommt nur auf die Summe an, — *denn es iſt ja eine Schauſpielerin?*"

Vor länger als fünfzig Jahren galt ein weibliches Mitglied des Breslauer Theaters für die Zierde deſſelben, und war es auch, nicht allein durch Schön-

heit und Anmuth, ſondern auch durch vielſeitiges Talent. Sie wäre bezaubernd, ſagten die Damen, wenn ſie nicht einen ſolch „abſcheulichen Ruf" hätte. Was die Herren ſagten, will ich nicht wiederholen.

Nun begab ſich: die Vielberufene wurde die Braut des am Orte beliebteſten, verdienſtvollſten Schauſpielers, der ſich allgemeiner Hochachtung erfreute; in ſo hohem Grade erfreute, daß ſich dieſe Hochachtung auch auf ſeine Braut erſtreckte. Die Tonangeber beobachteten eine gewiſſe Vorſicht im Urtheile über ſie. Doch ſchlichen ſchändliche Gerüchte immer noch wie giftiges Gewürm umher; allerdings nur heimlich, nur im Finſtern, aber deſto boshafter. „Der Brautſtand habe nichts gebeſſert; im Gegentheil: der edle vertrauende Mann werde ſchändlich betrogen; ſeine Zukünftige habe an beſtimmten Abenden, wo Er auf der Bühne beſchäftigt ſei, heimliche, allerdings ſehr theuer bezahlte Zuſammenkünfte mit Fremden, deren kurzer Aufenthalt in der Stadt ſie vor üblen Conſequenzen ſchütze! u. ſ. w."

Von wem gingen dieſe Infamieen aus? Waren ſie bloße Erfindungen? Doch kaum. Dafür erwieſen ſie ſich zu hartnäckig, zu bezeichnend.

Da wollte das gute Glück, daß ein neuer Theatermaler aus Wien anlangte. Dieſem bot (durch

ſeinen öſterreichiſchen Dialekt getäuſcht) eine abgefeimte Zwiſchenträgerin die perſönliche Bekanntſchaft der „ſchönſten Aktrice" an. Das Weib hatte keine Ahnung, daß der fremde Herr zur Bühne gehöre. Dieſer ließ ſich auf die Unterhandlungen ſcheinbar ein . . . nicht ohne bedenkliche Zweifel und Befürchtungen für ſeinen neuen Freund, den Bräutigam. Als nun aber jenes Weib in blindem Vertrauen auf Unkenntniß und Leichtgläubigkeit des zu prellenden Kunden dumm genug war, ihn für einen Abend zum Rendezvous zu berufen, an welchem unſere Schauſpielerin die Thekla im Wallenſtein darſtellen ſollte — da ging dem Maler ein Licht auf. Er vertraute ſich dem Polizei-Inſpektor P., einem tüchtigen und discreten Beamten, den er aufforderte in der Nähe des bewußten Hauſes zu verweilen, wohin er ſelbſt ſeine Schritte lenkte, nachdem er vorher einen Blick auf die Bühne geworfen und ſich überzeugt hatte, daß Thekla bereits in ihrem Ankleidezimmer ſich befinde. Wie groß war nun ſein Erſtaunen, als ihm dennoch, ſeiner ſchon harrend, im Halbdunkel des anrüchigen Stübchens, ein Mädchen entgegen trat, welches wirklich entſchiedene Aehnlichkeit mit der Schauſpielerin hatte, nur daß die Betrügerin größer war.

Was iſt noch weiter zu erzählen? Der Beamte

wurde herbeigerufen und durch ihn auf dem Flecke festgestellt, daß die Doppelgängerin schon häufig diese Rolle außerhalb der Bühne gespielt habe.

Und da soll sich Einer wundern über den „schlechten Ruf"? Ist mir doch damals klar geworden, daß Mehrere der früher auf dieselbe Art Getäuschten, die Täuschung wohl erkannt, jedoch nicht enthüllt, sondern dieselbe vielmehr durch ihre eigenen Prahlereien fortgesetzt und verbreitet hatten ... unter dem Siegel des Geheimnisses, versteht sich.

So weit kann gedankenlose Eitelkeit es treiben!

98.

— Als ich ein kleines Häuschen in Obernigk bewohnte und von dort aus manche flüchtige Fußwanderungen unternahm, fiel mir eines Tages ein, daß ich die Stadt Auras, sammt ihrem alten Tempelherren-Gebäu, noch nicht mit leiblichen Augen gesehen, von der ich doch so viel vernommen. Ich wußte nur, sie liege an der Oder; gehöre (vor etlichen und fünfzig Jahren wenigstens) zum Wohlauer Kreise, was ihr in meiner, zum Trebnitzer Kreise gehörigen Ansicht eine gewisse Ferne verlieh; besitze mehr denn achtzig Häuser und in selbigen nicht völlig tausend Einwohner. Gründe genug, eine Entdeckungsreise anmuthig er-

ſcheinen zu laſſen! Vielleicht konnte ich ſogar, einmal an Ort und Stelle, einen Anlauf nehmen, und die bei Auras ſtationierte fliegende Brücke, beſcheidener ausgedrückt: „Fähre" benützen, mich an's jenſeitige Ufer zu begeben? Bisher hatte, wenn ein Ausflug in's Neumarkt'ſche unternommen werden ſollte, dieſes Experiment bei Dyherrnfurth ſtattgefunden, wo freilich mehr Romantik zu Hauſe war, als ſich in Auras billigerweiſe verlangen ließ. Dort, in Dyherrnfurth nämlich, wurden lächelnde Erinnerungen wach aus der Kindheit, die ſich an Park, Thiergarten, Einſiedelei, Karpfenteich, Seidenraupen-Zucht knüpften; hier winkte höchſtens eine Potaſchen-Siederei und ein ehemaliges zweifelhaftes Tempelherren-Schloß? . . . dennoch ging ich nach Auras. Quer über ein Stück Obernigker Flur, jetzt, wie ich glaube, durch die Eiſenbahn berührt, wo es dazumal ſehr ſtill war, und mir niemand begegnete, als etwa ein Bewohner des kleinen Wäldchens, welches Förſter Zacher ſeine „Schatzkammer" benannte, weil ſich ſtets ein halbes Dutzend getreuer Haſen dort zu verhalten pflegte, deren Einer und der Andere bereit war, in dringlichen Fällen ſein Leben für die Küche hinzuopfern. Ich weiß nicht, ob das Wäldchen noch exiſtiert? Weiß nicht, wie es jetzt dort herum ausſieht? Daß es aber auch heutigen Tages daſelbſt an Sande nicht mangelt,

und daß man, dieſen durchwandelnd, auf rüſtigen Füßen binnen einer tüchtigen Stunde nach Auras gelangen kann, davon halt' ich mich feſt überzeugt; ſo gewiß wie davon, daß ein kühner „Touriſt" heutigen Tages ungleich mehr Urſache finden wird, ſich gleichſam in einer Stadt zu fühlen. Denn in dieſer Beziehung iſt ja die Welt entſetzlich vorgeſchritten, und die Gelegenheit ſich zu . . . . amüſieren, wie man's nennt, hat zugenommen, überall mit den zunehmenden Anſprüchen. Zu meiner Zeit hatte, ich muß es eingeſtehen, Auras nichts dieſer Art aufzuweiſen, als ſich ſelbſt. Und ich war damit vollkommen zufrieden. Es gefiel mir ausnehmend in dem kleinen „heemlichen Oertel," auf dem ſauber gehaltenen „Ringel," wo auch grüne Bäume nicht fehlten. Ich begnügte mich zu ſchauen und angeſchaut zu werden, woran es eben auch nicht fehlte, obgleich kein Ueberfluß an Menſchen ſich zeigte. Die wenigen, die zum Vorſchein kamen, drückten pantomimiſch einiges Erſtaunen aus über den jungen Fremdling im deutſchen Rocke, mit langen Haaren, der ihre Häuſer betrachtete, als ob er ſie kaufen wollte. Wahrſcheinlich hielten ſie mich für einen Geſandten von Jahn, oder von Harniſch und Maßmann, der das Terrain recognoszieren ſolle, um bei ihnen ein Turnplätzchen zu errichten? Die Sache war ganz hübſch,

doch auf die Länge geſtaltete ſich mein Aufenthalt etwas .... einförmig: Gaſſen und Gäſſchen waren bald durchwandert. Der Amtsdiener, dem ich etliche male aufſtieß, blickte mich zweideutig von der Seite an; der Nachmittag neigte ſich dem Abend zu; ich ſagte Auras Lebewohl und trat den Heimweg an.

Wie das heute ſo deutlich vor mir ſteht, als wär's von geſtern! Ein zwanzigjähriger Burſch, den Kopf angefüllt von wirren Plänen, die Seele voll von poetiſchen Träumen .... wenn er gegen Abend dem grünen Walde zuläuft, was ſoll er ſinnen und ſpinnen, was nicht nach Verſen klänge? Reime las ich aus jeglichem Büſchlein Moos, Lieder ſauſeten aus jeder Tanne auf mich herab, formlos, ſonder Geiſt und Tiefe, darum nicht minder tönend und lieblich. In Gedichten verirrte ich mich, in Dichtungen des Waldes zwiſchen Bäumen verlief ich mich; anſtatt rechts zu halten bog ich links ein; die Dunkelheit nahm zu, ... ich befand mich auf unrichtigem Wege, wußte nicht mehr woher? wohin? und da ich endlich erleuchtete Fenſter flimmern ſah, war's nicht Obernigk, deſſen Lichter mir winkten.

Ich näherte mich einem Häuslein, nachdem ich erſt vorſichtig umher geſpürt, ob nicht vielleicht ein Hund dazu gehöre? Denn vor dem Gedanken, daß mir ſolche wachſame Beſtie unerwartet in die Beine

fahre, hatte ich von jeher große Scheu! Ich guckte durch's Fenster — von Spiegelglas waren die Scheiben nicht, wohl aber hätte man allerlei Gedrucktes darauf lesen können, wär's heller Tag gewesen — und wurde Zeuge einer kleinen Familienscene, die doch in ihrer Beschränkung auf zwei Personen etwas Erhabenes hatte. Ein ältlicher Mann saß vor einem etwa sechsjährigen Kinde, oder vielmehr das Kind stand vor ihm, mit gesenktem Kopfe wie im Bewußtsein einer Schuld. Der Vater sprach eindringlich, in jener eigenthümlichen Beredsamkeit, die aus dem Herzen kommt, und die an Wirkung nur verlieren könnte, wollte sie versuchen, den Gesetzen der Logik und den Regeln der Sprache genug zu thun; die gerade deshalb so tief ergreift, weil sie einfache Grundsätze im Gewande des alltäglichen Lebens, im Idiom des Volkes dem Hörer kund giebt. Manche Begriffe können Kindern, oder gänzlich ungebildeten Leuten nur deutlich gemacht werden, wenn man *ihre* Sprache mit ihnen redet. Und das that jener Fischer zweifach: er sprach bäurisch und kindlich mit dem Dorfkinde. Es machte ernsten Eindruck auf mich, wie er sie warnte, und der Eindruck auf die Kleine schien nicht geringer. Sie hatte gelogen; hatte ihrem alten Vater zum ersten Male mit Absicht die Unwahrheit gesagt. Nun stellte er ihr vor, was eine erste Lüge zu bedeuten

habe und machte mögliche Folgen einer ſolchen in abſchreckender Art anſchaulich; ſo vollkommen, daß ein Kind vollkommen im Stande blieb, ſeine Ideen zu faſſen. Was mir dabei auffiel, um ſo mehr, weil es mit einer Art von Abſichtlichkeit hervortrat, war die rein menſchliche Haltung ſeiner Predigt, in die er auch nicht ein Wort chriſtlicher Dogmatik miſchte; nicht ein Citat aus der Bibel oder aus dem Katechismus, womit Dörfner bei ähnlichen Gelegenheiten ſonſt immer zuerſt da ſind. Er hielt ſich, wie geſagt, an das rein Menſchliche dem rein Göttlichen und dem Leben gegenüber, wie ein unerſchütterlicher Deiſt. Leſſing und Moſes Mendelsſohn hätten nicht anders verhandeln mögen . . . den Styl etwa abgerechnet, für den Fall, daß die Rede zu Papiere gebracht werden ſollte.

Worin die Lüge des Kindes beſtanden, weiß ich nicht mehr; kann mich ſogar nicht erinnern, ob der Gegenſtand, den ſie betroffen, überhaupt berührt wurde. Ich erinnere mich nur, daß ich dem Alten die Rede abſchnitt, indem ich mit dem Finger an's Fenſter klopfte. Das Kind ſchrack zuſammen. Der Mann rief barſch: was giebt's? Und ich fragte durch die verklebten Scheiben hinein: Ich hab' mich im Buſche verlaufen und möchte wiſſen wo ich bin? Wie heißt das Dorf hier?

Riemberg, antwortete er. Dabei blieb's; nicht eine Silbe mehr. Kein Antrag mich zurecht zu weiſen, oder ſich irgend meiner anzunehmen. Keine Erkundigung, ob ich, ein verirrter Wanderer aus fernen Gegenden, ſeiner Hilfe bedürfe? Nichts davon. Er ſetzte die Belehrung fort, und das Kind wagte kaum nach dem Fenſter zu ſchielen.

Riemberg! Ah, nun wußt' ich Beſcheid. Riemberg, eins unſerer größten Nachbardörfer, der Breslauer Commune gehörig, dem Magiſtrate unterthan, nach deſſen forſtgerecht beflanzten, wohl beſtandenen Waldungen ich meine Excurſionen öfters ausgedehnt; deſſen auf einem kleinen Inſelchen gelegenes Herrenhaus der Pächter inne hatte, bei dem ich auch ſchon vorgeſprochen. Von Riemberg, wohin ich auf krummen Irrwegen mich verlaufen, wußte ich auf breiter Fahrſtraße mich prächtig heim zu finden. Bald nach neun Uhr betrat ich mein ſtilles Stübchen in Obernigk.

„Die erſte Lüge" wollte mir aber nicht aus dem Sinne. Immer noch ſah ich den ſtrengen Vater, ſah das niedergeſchlagene Töchterlein vor mir; hörte ſein drohendes Warnen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich mich abſchrecken laſſen und nicht wenigſtens verſucht hatte bei ihm einzudringen, um ihn näher kennen zu lernen; um vielleicht zu erforſchen, weß'

Geiſtes Kind derjenige eigentlich ſei, der den Geiſt eines Kindes auf eine, Leuten ſeines Standes ſonſt fremde Weiſe, zu leiten und zu kräftigen ſuchte? Ein glückliches Zuſammentreffen gewährte, was ich mir ſelbſt zu verſchaffen verſäumt: der damalige Prediger von Riemberg, Paſtor W., ſtellte ſich gelegentlich zum Beſuche beim Obernigker Gutsherrn ein, und ich ſaß mit ihm an der Abendtafel.

Paſtor W. war ein Mann von Verſtand und reichem Wiſſen, wenn gleich ſeine äußeren Formen mehr auf den vierſchrötigen Bauernknecht als auf den Gelehrten hinwieſen. Er ſtand im Rufe ein ſchwarzer Hypochonder zu ſein; es lief die Sage um, er habe in Anfällen dieſer garſtigen Krankheit bereits einigemale Hand an ſich gelegt, und nur der rechtzeitig dazu gekommene Küſter habe ihn vom Tode gerettet, da er ſich mit ſeiner langen weißen Halsbinde erdroſſeln wollte. Seine Gemeinde liebte ihn; er war als rechtlicher Menſch geachtet, auch als heiterer Geſellſchafter gern geſehn. Gleich den meiſten ſeiner Leidensgefährten ging er aus hypochonderiſcher Mißſtimmung leicht und gern in mittheilſame Luſtigkeit über, konnte recht ausgelaſſen werden, ſobald ſeine Nerven Spannkraft und friſchen Schwung erhielten; beſonders hinter der Flaſche, die er zu leeren verſtand.

Nachdem er etliche Gläſer getrunken und ver-

schiedentliche seiner „Schnaken und Schnurren," an denen er reich war, zum Besten gegeben, rückte ich mit meinem Abenteuerchen vor, nähere Auskunft erbittend über den von mir belauschten Vater. Gleich wie ich die Lage des Häuschens beschrieb, merkte ich, daß den Pastor seine fröhliche Weinlaune verließ, daß er nachdenklich wurde. „Ah, der Greger-Fischer? Das ist ein wunderlicher Heiliger; der hat sich schon einmal wollen die Kehle absäbeln!" — Und kaum hatte der Pastor dies ausgesprochen, schien er's zu bereuen; denn er verstummte.

Heut zu Tage hoffe ich in meiner Selbsterziehung so weit vorgeschritten zu sein, daß ich schweigen und den armen Pastor nicht weiter belästigen würde. Damals überlegte ich immer erst, wenn es zu spät und eine Dummheit schon begangen war. Ich fragte unerbittlich weiter; brachte auch den gutmüthigen Geistlichen, dem der Hausherr mittlerweile fleißig eingeschenkt, dazu, daß er uns vom „Greger-Fischer" Folgendes erzählte, bei dessen Wiederholung ich den Erzähler redend einführe:

„Bald nach meinem Antritt, am Tage bevor ich die erste öffentliche Abendmahlfeier abhalten wollte, und mich eben zur allgemeinen Beichte in die Kirche begab, trat mir der Greger an meiner Hausthüre in den Weg, mit einem „gar erschrecklichen Anliegen,"

wie er es nannte. Mein Vorgänger, meinte er, hätte gewußt wie er mit ihm daran sei und hätte ihn geruhig lassen seinen Gang gehen, ohne viel Aufhebens zu machen; nun käme er sich zu erkundigen, ob wir's auch so halten würden? widrigenfalls er sich genöthiget sähe sein Häuschen zu verkaufen, und seine Netze in einer Gegend anderswo auszuwerfen, wo just ein „Stück Wasser" zu verpachten sei? — Mein lieber Greger, entgegnete ich, ehe ich mich darüber bestimmt erklären kann, muß ich wissen, um was es denn eigentlich geht, und worin wir's mitsammen halten sollen? Denn wär's was Unrechtes, müßt' ich Euch in Gottesnamen ziehen lassen. — Ja, sprach er, darin sitzt justement die Schwierigkeit, daß es etwas Unrechtes ist, wenn's geschieht, und etwas Unrechtes, wenn's unterbleibt; 's läßt sich nicht auseinander klauben. Seine Ehrwürden der verstorbene Pastor hat große Nöthe gehabt meinethalben und sich nicht recht zu helfen gewußt. — Dann wird's mit mir desto schlimmer aussehen, sagte ich; der Verstorbene war ein würdiger Herr. — Je nu, fuhr der Greger fort, wie man's nehmen will; an guten Eigenschaften hat's ihm nicht gefehlt, aber mit der Wahrheitsliebe hat's „gehapert," wie bei den meisten Menschen. Und die bleibt halt doch das Fürnehmste; denn warum, die Lüge kann nur bestehen, so lange

ſich's um unſres Gleichen dreht, im Umgange mit der Menſchheit. Vor Gott gilt keine Lüge und hilft keine Ausflucht. Wie ſoll's dann werden, wenn's heißen wird: Jetzt hat die Heuchelei ein Ende, jetzt heraus mit der Farbe!? Deshalb ſpreche ich immer, Herr Paſtor, die Wahrheit iſt die Hauptſache, und wär's zu ermachen, daß man niemalen nicht von ihr ließe, ſo möcht' es hienieden ganz gut ſein. Nur daß man nicht genau weiß in allen Fällen, was eigentlich Wahrheit iſt? So kann's geſchehen, daß Einer die beſten Abſichten hegt und muß dennoch lügen. Das iſt mir widerfahren. Seit meiner erſten Lüge bin ich in's Lügen hineingerathen und finde mich gar nicht mehr heraus. Ich war ein herzensguter Junge bis zu meinem vierzehnten Jahre, hab' den ſeligen Eltern keinen Kummer nicht gemacht, bin fleißig geweſen, ſittſam, aufrichtig. Hatten mich auch alle Leute gern im Dorfe, drüben in Rauſſe, lobte mich Jedweder, und als die Confirmation bevorſtand, fiel auf mich die Ehre, daß ich das Glaubensbekenntniß im Namen der Uebrigen ablegen ſollte. Sehen Sie, Herr Paſtor, das iſt meine erſte Lüge geweſen. Denn es waren einige Punkte darin enthalten, an die ich keineswegs glaubte, und vermaß mich doch vor Gott und Welt in der Kirche zu beſchwören, daß ich keinen Zweifel darein ſetzte und ſie

für Wahrheit nähme. Damals hätt' ich müſſen innehalten und ausrufen: ich glaub's aber nicht! Da wär' Alles gut geweſen. Sie hätten mich wahrſcheinlich aus der Kirche gejagt, die Eltern aus dem Hauſe, meinethalben der Schulze auch aus dem Dorfe . . . Einerlei! Ich hätte doch die erſte Lüge nicht geſagt und ein gut Gewiſſen behalten. Indeſſen ich jetzt immerfort daran zu kauen habe, und zu würgen, und ſchluck's nicht hinunter. Der verſtorbene Herr Paſtor hat jedesmal den Kopf geſchüttelt, ſo wie ich mich zu Beichte und Abendmahl einſtellte . . . „mit Vorbehalt!" Da ſagte er denn: Greger, euer „Vorbehalt" iſt eine Läſterung, und ich glaube kaum, daß ich euch künftig zu des Herren Tiſche laſſe; diesmal mag's noch ſein! So ſagte er aber jedwedesmal, bis er endlich darüber hingeſtorben iſt. Nun iſt die Reihe an uns Beiden, und ich bin blos gekommen, Euer Ehrwürden die Hauptſachen auseinander zu ſetzen, wo meine Skrupel ſtecken. — Da legte ich ihm die Hand auf die Schulter: Mein lieber Greger, laßt mich ungeſchoren mit euren Skrupeln. Fühlt ihr das Bedürfniß zu communicieren, ſo thut's nach eurem Sinne; für Glaubensſachen hab' ich keine Vorſchriften zu ertheilen; die hat Jeder mit ſich allein durchzufechten. — Alſo ſind Sie auch ein Lügner? fragte er. Ich ſchickte ihn fort. Seitdem

hab' ich nicht mehr mit ihm geredet. Meine Predigten beſucht er wohl. Zum Abendmahl iſt er bei mir nicht gegangen. Im Dorfe heißt es, er verrichte ſeine Andacht jenſeits der Oder; auch entfernt er ſich während der Oſterwoche ſtets auf etliche Tage. Aber ich glaube, er thut es nur, um dem Gerede der Nachbarn auszuweichen. Wahrſcheinlich würgt er noch immer an ſeiner erſten Lüge." — Soweit Paſtor W.

Ich wünſchte, mein Talent wäre bedeutend genug, mit klaren Schriftzügen auszuführen, was ſich betrachtungsweiſe daran knüpfen läßt. Mag es der Leſer ohne mich verſuchen. Ein's erſcheint mir unzweifelhaft; daß es wenig Menſchen giebt, die nicht an dieſer oder jener erſten Lüge leiden. Und wer will voraus beſtimmen, welches ſeine letzte ſein wird?

99.

— Strenge Moralprediger und weibliche Tugend-Dragoner ſind ſehr ungerecht gegen uns arme Seelen in's Geſammt, die wir angewieſen bleiben, menſchliche Leidenſchaften naturgetreu zu ſchildern und darzuſtellen. Dabei ſind ſie auch höchſt inkonſequent. Denn mißbilligen ſie überhaupt dergleichen Darſtellungen, dann müßten ſie ſich entſchieden dawider auflehnen und mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden

Mitteln und Kräften ihr Verdammungsurtheil zur Geltung bringen. So lange jedoch fromme Männer und Frauen ihren heranwachsenden Kindern nicht nur gestatten, sich in der Litteratur aller Zeiten und Völker umzuthun; so lange rigoristische Väter ihre Söhne, und besorgte Mütter sogar ihre Töchter in's Theater führen, wenn „Egmont" oder „Don Juan" aufgeführt wird, haben sie kein Recht Dichter, Komponisten und Darsteller zu verurtheilen, weil diese im Leben manchmal über die Schnur hauen. Am Wenigsten dürfen sie von Schauspielern und Schauspielerinnen fordern, daß diese ein spießbürgerliches, von jeglicher Extravaganz freies Dasein führen sollen. Und am Allerwenigsten steht ihnen das Recht zu, Jene zu tadeln, deren Productionen ihnen nicht feurig genug erscheinen. Was bildet ihr euch denn ein, ihr vortrefflichen Leute? Weil es in fünf Minuten sieben Uhr schlagen wird, sollen Akteur's und Aktricen, wie man das Kleid wechselt, aus sittsamen Philistern zu Vermittlern gewaltigster Aufregungen sich verwandeln? Freilich, ihr habt euer Eintrittsgeld erlegt, und pocht, wie Shylok, auf „seinen Schein!" auf euer theuer bezahltes Anrecht. Vergeßt ihr denn dabei, daß solche Verwandlungen nur möglich werden, wo die Nerven ihren Dienst nicht versagen? Die Nerven gleichen den Saiten, mit welchen das In-

ſtrument, Darſteller geheißen, beſpannt iſt. Sie müſſen nachgiebig ſein, von der leiſeſten Berührung vibrieren. Jeder Eindruck muß ſie in gefühlvolle Schwingung bringen, damit ſie ertönen wie und wann ſie ſollen. Mit Bindfaden, aus feſtem Hanf gedreht, von ſoliden Grundſätzen eingeölt, wie die eurigen, wäre da wenig gedient. Dieſe würden weder beben noch erzittern, weder jammernd klagen, noch klangreich jauchzen. Es müſſen wirkliche zarte und zugleich zähe Nerven ſein, die erſt gewaltig erdröhnen, ſobald Begeiſterung, vereint mit ſinnlicher Macht, ſie herausfordert. Und wie ſie dem Hauche poetiſcher Täuſchung auf der Bühne gehorſamen, bleiben ſie dann nicht minder den Verlockungen leidenſchaftlicher Eindrücke im Leben ausgeſetzt. Der Inhaber ſolcher Nerven kann ſie, nach beendigter Vorſtellung, unmöglich in ein Bündel zuſammenrollen und ſie in irgend einen ſichern Winkel ſeines Garderobenkorbes verpacken, wie die ſparſame Inhaberin es mit ihren weißen Handſchuhen macht, die noch mehreremale vorhalten ſollen. Die Nerven ſind mit dem Menſchen verwachſen und er mit ihnen. Es müßte denn unſere an praktiſchen Entdeckungen ſo furchtbar fruchtbare Zeit, auch noch erfinden, daß der Künſtler zweierlei Nervenſyſteme von unterſchiedener Gattung ſich anſchaffen dürfte: eins für die Dauer theatraliſcher Aufführungen, ein

zweites für den tagtäglichen Hausbedarf. Zunächst wird's aber wohl bei dem Einen sein Bewenden haben. Das sollte keiner vergessen, der feurige Gluth für die Kunst, und kalte Besonnenheit für's Leben von einem und demselben Individuo verlangt. „Die großen Leidenschaften sind es, die den großen Künstler machen!" — Wie gesagt, dieser Ausspruch gilt zunächst dem Schauspieler. Alles wohl erwogen läßt er sich doch ebenfalls, wenn gleich nur bedingungsweise, auf den Dichter anwenden. So albern wird niemand sein, behaupten zu wollen, Schiller habe Eigenschaften eines Franz Moor, eines Sekretairs Wurm in sich tragen müssen, um diesen Geburten seiner Phantasie Gestalt zu geben; aber daß Göthe in den Scenen mit Clärchen sich an Egmont's Stelle zu versetzen, und Erinnerungen aus ähnlichen Verhältnissen hervorzurufen fähig gewesen sei, wird auch der scrupulöseste Psychologe nicht bezweifeln. Was über ideale Poesie hinausreichend, reales Leben, lebendig und wahr, im Zauberscheine der Kunst verklärt, auf sicherm Grunde uns wiedergeben will, kann nur auf Erlebtem fußen. Manche menschliche Schwäche erhebt sich zu künstlerischer Kraft und Stärke, und diese letztere wirkt nicht selten veredelnd auf die Natur des Künstlers zurück.

100.

— Es gab eine Zeit, wo in Deutschland kein Gespräch über Litteratur und Poesie möglich schien, bei welchem nicht Streit ausgebrochen wäre, ob Schiller oder Göthe den Vorzug verdiene, und welcher von beiden der größere Dichter bleibe? Muß ich mich doch selbst anklagen, an dergleichen völlig unfruchtbaren Kämpfen, die sich bisweilen zu Wuth und Haß steigerten, Theil genommen zu haben. Wenn man sich alle ersinnbare Gründe und Grobheiten in's Gesicht geschleudert, und sich erbittert getrennt hatte, da war Einer so klug wie der Andere und Keiner durfte sich schmeicheln überzeugt zu haben. Man vergaß auf beiden Seiten, daß die Gegnerschaft weniger aus verschiedenen Ansichten über den positiven Werth jener Dichtungen, als vielmehr aus der Verschiedenheit eigener Gemüths- und Geistes-Richtung entspringe, folglich durch kritische Darlegungen nicht versöhnt werden könne.

Später erst im Leben gewinnt der Mensch die Herrschaft über sich, dergleichen Zwistigkeiten möglichst zu vermeiden. Wenn ich jetzt das Thema Schiller contra Göthe abhandeln höre, reiß' ich aus, so rasch mich die Beine noch tragen wollen.

Aber was helfen uns thörichten alten Menschen Erfahrungen und auf diese gebaute Grundsätze? Ein

Hauch verweht sie. Ist mir's nicht geschehen, daß ich mich hinreißen ließ, eben so heftig zu disputieren über die Würdigung und gegenseitige Abwägung zweier Wiener Lokalpossendichter, als ich nur jemals disputiert haben kann über jene der beiden größesten Dichter Deutschlands? Ja, ich habe streitsüchtige Gegner gefunden (und das recht geistvolle!), welche den sinnreichen, scharf geißelnden „Aristofanischen" Johann Nestroy bei weitem über den sentimentalen, elegisch verworrenen, märchenhaft-unklaren Ferdinand Raimund gestellt wissen wollten. Dieser, sagten sie, ist befangen geblieben in den kindischen Formen der dürftigen Zauberposse Altwiens. Nestroy gehört dem Fortschritt an; er hat nach und nach den unmodernen Zuschnitt albernen Zauberspukes abgestreift, hat sich der Realität zugewendet, hat sich und seine Bühne emancipiert, und ist mit seiner Zeit gegangen!

Nun, was das betrifft, darin haben sie Recht. Er ging mit der Zeit Neuwiens und sie ging mit ihm, Hand in Hand!

Emancipiert hat er sich und sie von den Begrenzungen, welche altmodische Rücksicht früheren Lokal-Dichtern auferlegt hatte, und die wahrhaftig nicht allzustreng, aber dennoch dem Zeitgeist nach gerade lästig geworden war. Grillparzer pflegte oft

unwillig zu äußern: „'s iſt juſt auch kein Moral-Collegium geweſen, was ſonſt der Meisl und der Gleich und gar der Bäuerle ihren Leuten in den Mund gelegt, aber mit ſolchen niedrig-gemeinen Geſinnungen, mit denen jetzt förmlich geprahlt wird, hätten ſie dem Schuſter-Ignatz und dem Sartori nicht kommen dürfen."

Raimund war noch ein Stamm aus dem „grunen Waldel" der früheren harmloſeren, minder verletzenden Lokalpoſſe. Er hatte noch, neben Ignatz Schuſter (jenem unübertrefflichen Charakteriſtiker im anſpruchsloſeſten Gewande,) die Späße des „Geiſtes auf der Baſtey" — des „roſenfarbenen Geiſtes" — des Schiffsbarbiers Bims in Bäuerle's reizender „Aline" mit poetiſchem Humor verſinnlichen dürfen, während er ſelbſt ſchon mit einem Fuße auf dem Sprunge ſtand, aus dem „Barometermacher auf Reiſen" ſich in den „Diamant des Geiſterkönigs" und dann weiter, immer höher zu ſchwingen.

Herr Neſtroy ſtammte nicht aus dieſer Schule. Urſprünglich der Oper zuſtrebend, hatte er als Baſſiſt wohl nicht die Geltung gefunden, welche Naturanlage und muſikaliſche Bildung ihm verheißen, und hatte ſich, angebornem ſarkaſtiſchem Triebe und ſtets fertigem, ſchlagendem Witze entſprechend, raſch aus dem Sänger in den Darſteller ſelbſtgeſchriebener Poſſen

umgewandelt. Nachdem Direktor Carl, der Neſtroy's Beruf dafür bald erkannte, ihm aus nur halbgelungenen erſten Verſuchen den richtigen feſten Pfad gebahnt durch den glücklichen Griff, den er ihn thun hieß nach Weisflog's Erzählung, aus welcher „Lumpazivagabundus" entſtand; da war beiden geholfen. Neſtroy bemächtigte ſich der Wiener Volksbühne mit einem Schlage; Carl trug Sorge, ihm ſtets neue anregende Stoffe zuzuführen, und Wien jauchzte der neugeborenen Poſſe zu, ohne ſonderlich darauf zu achten, daß die ihm alljährlich dargebotenen Novitäten eigentlich längſt nicht mehr dem heimiſchen Boden angehörten. Es waren pariſer Herrlichkeiten, um welche Neſtroy allerdings verſtand ſeine meiſterhaft gemachten und noch meiſterhafter vorgetragenen Couplets und muſikaliſch parodiſch-kritiſchen grellen Blüthen ächt wieneriſchen Jargon's zu hüllen, womit er die Täuſchung hervorzubringen wußte, als wären es heimathliche Elemente, in denen das Ganze ſich bewegte. Immer waren es aber bittre, ironiſche, verletzende Anklänge, zwiſchen denen nur ausnahmsweiſe verſöhnende Worte laut wurden. Es war nicht mehr die naive, treuherzige Freude am „G'ſpaß," es war die Luſt an Unluſt, die Freude am Aerger, der Cultus der Gemeinheit. Mir perſönlich iſt in Neſtroy's Stücken, auch in den berühmteſten, jedesmal der

Ausspruch durch die Seele gegangen, den er auf jenen von ihm reproduzierten verlüderten „Knieriem" (im „Lumpazi-Vagabundus") anwendet: „Schuster, Du bist ein hundsgemeiner Kerl!"

Das Alles hinderte nicht die Successe seiner Arbeiten und seiner Darstellungen, mit welchen beiden er ja auch im Auslande sehr viel Glück gehabt.

Dem Jahre 1848, dem sich überhaupt das bedeutende Verdienst nicht abstreiten läßt, manche Persönlichkeit in richtigerem Lichte gezeigt zu haben, war es eben auch vorbehalten, Herrn Nestroy's Patriotismus zu beleuchten. Der vortreffliche Mann stellte sich mit einer, den Märztagen entsproſſenen dramatischen Dichtung in Hamburg ein, wo ich eben anwesend war. Ich gestehe, daß an jenem Abend mein ganzes Gefühl sich von ihm abwendete und daß mein Verstand nicht ferner vermochte seinem Talente die bisher gezollte Anerkennung fest zu halten. Eine Scene, wo der Gast in der Maske Metternichs erschien, brachte sogar das damals sehr zu wilddemokratischen Kundgebungen geneigte Hamburger Parterre in Unwillen. Was sollte Unsereiner dabei empfinden, der denselben „Künstler" so oft im Staube kriechend, schmeichelnd, sich bücken gesehn und nun mit ansehen mußte .... Ich fühle heute noch eine Regung der Dankbarkeit gegen einen, wie ich glaube längst verstorbenen Schauspieler Hesse, dem die

Aufgabe zugefallen war, in einer Nebenrolle die Carricatur des Fürſten Staatskanzlers zu ſecundieren und durch allerlei verfängliche Fragen den ſcabröſen Dialog im Gang zu halten. Unter den ihm in den Mund gelegten Fragen befand ſich auch eine: „wie es denn mit der bewußten Vergiftung des Herzogs von Reichſtadt eigentlich zugegangen ſei?“ Auf dieſe niederträchtige Frage war denn auch eine entſprechend niederträchtige Antwort in Bereitſchaft. Heſſe, obgleich ſonſt übertriebenen Zartgefühles halber nicht anzuſchuldigen, hatte, wie ich durch Zeugen erfahren, ſich bereits auf der Probe gegen dieſe Infamie zur Wehre geſetzt, hatte jedoch endlich der Autorität des, ſein Kunſtwerk in Scene ſetzenden, Autors ſich fügen müſſen. Die peinliche Erwartung, womit ich der gefürchteten Stelle entgegenharrte, wurde bis zur Unerträglichkeit geſteigert durch die Gegenwart einer großen Künſtlerin, — vielleicht einer der ausgezeichnetſten und in jedem Sinne bedeutendſten, denen ſolch' Epitheton gebührt — welche nichts Böſes ahnend in ihrer Loge dicht an der Bühne ſaß, und aus deren edlem Antlitz eben kein freudiger Antheil am Treiben ihres Landsmannes ſtrahlte. Vielleicht war ich der einzige Menſch im ganzen, überfüllten, tumultuariſch belebten Hauſe, der ſich bewußt war, wie furchtbar der bevorſtehende ſchauderhafte Schlag das menſchenfreundliche, ſanfte Herz eines wehrloſen

Weibes treffen müſſe. Gern hätt' ich meine Nachbarn veranlaßt, irgend einen Scandal zu unterſtützen, durch den die gefahrdrohende Scene geſtört und der Bosheit ihre Spitze abgebrochen werde . . . aber die jungen Herren ſchienen noch mit Leib und Seele bei der Sache — ich fand mich allein „unter Larven die einzige fühlende Bruſt!" Schon fiel das Stichwort aus Herrn Neſtroy's Munde, auf welches Heſſe's Frage erfolgen ſollte. Ich hielt den Athem an, um, auf jedwede Gefahr hin, mit einem lauten Schrei dazwiſchen zu fahren .... es war nicht nöthig. Heſſe brachte weder die ihm vorgeſchriebenen Worte noch weniger den Namen des Herzogs heraus, murmelte nur etwas, verſchluckte die Silben und vernichtete ſo entſchieden die beabſichtigte Wirkung, daß niemand ahnen konnte, worauf ſich Frage und Antwort bezögen. —

Von jenem Abende rührt eine Abneigung her wider Herrn Neſtroy's „Dichtungen" und gegen ihn, die ich mit mir herumtrage, und die mich wahrſcheinlich unfähig macht, ſeine Verdienſte um die Volksbühne Wien's parteilos zu würdigen. Deſſen hätt' es übrigens nicht erſt bedurft, um Raimund in ſeiner vollen Genialität zu würdigen, und ihn hoch über Jenen zu ſtellen.

Wie niederſchlagend müßte für edlere Naturen der faſt immer ſteigende Erfolg jener Lokalpoſſen ſein, die ſich offenkundig das Ziel ſteckten, Wien's ſchwache

Seiten hervorzuheben und anrüchige Vertreter ſeiner Bevölkerung cyniſchem Spotte Preis zu geben. Nicht um zu beſſern, nicht um durch Beiſpiele abzuſchrecken, ſondern ſichtbarlich um zu ergötzen. Es klang aus dieſen mitunter allzu naturgetreuen Schilderungen das unverkennbare Behagen daran. Was von zarteren Empfindungen nur irgend zu verhöhnen war, auch das wurde, allerdings recht witzig, mit Füßen getreten. Mir fiel dabei oftmals der Vers aus dem alten Fibelbuche ein, wo der Buchſtabe S beſungen wird:

„Die Sau im Koth ſich wälzet ſehr,
Das Scepter bringet Ruhm und Ehr'."

Das Scepter trug Herr Neſtroy als langjähriger Alleinherrſcher, gegen den ſeine Nachahmer nicht aufkamen.

Und wie geſagt: höchſt niederſchlagend müßten dieſe unbeſtreitbaren Erfolge ſein, dürften ihnen diejenigen nicht entgegengeſtellt werden, welche Raimund errang, mit ganz entgegengeſetztem Streben. Wo Herr Neſtroy herabzog, da erhob Raimund. Aus dem ſcheinbar Niedrigſten, Geringſten fand ſeine Dichterſeele den Funken des Göttlichen heraus, wußte mit anſpruchloſen Scherzen, mit allegoriſchen Spielen tief-pſychologiſche Wahrheiten zu verbinden; verwob alltägliche Vorgänge, einfache Begebenheiten des gewöhnlichen Lebens in märchenhafte Träume ſeiner

bunt gestaltenden Phantasie, die stets mehr als Träume, mehr als Märchen waren; die einen gediegenen Kern ewiger Wahrheit in sich bargen. Ohne breite, ruhmredige Auseinandersetzung; ohne schönrednerische Symbolik und Moral-Sermone sprach er ächt drastisch durch Thatsachen zum Gemüth, zum praktischen Verstande, und zwar in Tönen und Farben wie kein Andrer vor oder nach ihm. Die „Mariandl'n" im „Diamant des Geisterkönigs" — das „So leb' nun wohl du stilles Haus" im „Menschenfeind" — das „Brüderlein fein" im „Bauer als Millionär" — das Tischlerlied im „Verschwender" — . . . wer, der jemals diese und ähnliche erhabene Mahnungen an Höchstes im Menschenherzen aus seinem Munde vernahm . . . wer, frag' ich, fühlt sich jetzt nicht noch gleich mir (bald ein halb Jahrhundert liegt dazwischen) wie von heiligem Schauer angeweht, bei der Erinnerung an jene „Schwänke im ehemaligen Kasperl-Theater?" Darin bestand das Wunder, daß dieser Zauberer mit seinen Zauberpossen auch die Edelsten, Besten, Klügsten zu erobern, für sich zu gewinnen wußte, um sich schaaren konnte, ohne abzustoßen, was für gewöhnlich auf der Jagd nach rohen Genüssen, vor poetischen Bestrebungen entflieht. In Raimund's Stücken waren die „oberen Stöcke" eben so überfüllt, als die theuren Logen und Sperrsitze. Er entzückte alle Stände, befriedigte

Aller Anſprüche, regte jedes Publikum zu jubelndem Frohſinn auf, zwang auch den kälteſten Zuhörern Thränen der Rührung ab. Er zeigte den Wienern ihr Wien und ſie ſelbſt darin, wie in magiſchen Spiegeln, aus denen ſie ſich allegoriſch verkleidet, aber wohl erkennbar entgegenſchaueten, um Freude zu finden an ihren beſten Eigenſchaften, die niemand ſo kindlich-treu in heimathlichen Tönen wieder zu geben verſtand wie Er. Aus Herrn Neſtroy's Munde klang das Wiener Idiom, welches er in Wort und Lied als wirklicher Meiſter beherrſchte und handhabte, rauh, ſcharf, gleich einer Säge verletzend. Wenn Raimund ſprach und ſang, ſchmeichelte ſich, auch dem Ausländer, die Muſik des Jargon's förmlich durch's Gehör in's Herz. Die Seele, das beſſere Ich des Wieners, redete aus ihm und verlieh den flüchtigſten Aeußerungen bleibenden Werth.

„Ich hab' all' ſeine Dramen und ihn in allen geſehen. Bis mir das Gedächtniß völlig abſtirbt, werd' ich in der Erinnerung an ihn ſchwelgen. Aber als das Herrlichſte von ſo viel Herrlichem, was dieſer Gott-begnadete Naturaliſt im Gebiete der Dichtkunſt geſchaffen, leuchtet mir ein Zauberſpiel vor, dem keins gleich kommt, obwohl es im Allgemeinen nicht ſo viel Beifall gefunden, wie ſeine andern allbekannten Werke. Ich meine „die gefeſſelte Phantaſie."

Das iſt und bleibt für mich der Inbegriff des

Schönſten und Größeſten nicht allein von dieſ[er] Gattung, ſondern überhaupt von den meiſten Bühne[n]ſtücken die ich kenne. Idee und Ausführung dur[ch]dringen ſich auf's Innigſte. Hochpoetiſche Anla[ge] antike Simplicität, künſtlich und dennoch natürli[ch] verbunden mit hexenhaft-mittelalterlichem Zauber-ſpuke, ragen auf eine ſo naive ungezwungene Weiſe in's Leben des heutigen Wieneriſchen Bierhaus- und „Harpfeniſten"-Treibens hinein, daß von der Son-derung ſo widerſpänſtiger Elemente keine Spur be-merklich wird; daß ein Ganzes wie aus einem Guſſe vor uns ſteht; daß ſogar die realſte poſſenhafteſte Figur im Rahmen des reinen Bildes ſich veredelt und gar nicht ſtört.

Das Stück hat freilich einen großen Fehler; leider einen unverbeſſerlichen. Eben jener „Harpfeniſt," den ſich der Dichter auf den Leib geſchrieben; deſſen Darſtellung auf der Bühne wohl ſeine gewaltigſte Schöpfung war, . . . der iſt mit ihm geſtorben. In verſchiedenen ſeiner Rollen haben Andere nach ihm ſich zu behaupten gewußt. Für dieſe giebt es keinen Nachahmer; dieſe konnte nur Er geben, und Ferdinand Raimund liegt im Grabe.

Druck von Robert Niſchkowsky in Breslau.

THE QUEEN'S COLLEGE LIBRARY
PRESENTED BY
THE TRUSTEES OF THE
BRITISH MUSEUM

Digitized by Google

Simmelsammelsurium.

Zweiter Band.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Brachvogel, A. E., Neue Novellen. 2 Bände. 8. . . . . 1½ Thlr.
— — Hamlet. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.
— — Der blaue Cavalier. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 3½ Thlr.
Habicht, Ludwig, Kriminal-Novellen. 8. . . . . ⅔ Thlr.
— — Der Stadtschreiber von Liegnitz. Histor. Roman. 3 Bände. 8. 1½ Thlr.
— — Irrwege. Erzählungen und Novellen. 2 Bände. 8. . . 1⅙ Thlr.
— — Zwei Höfe. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 5 Thlr.
Hoefer, Edmund, Neue Geschichten. 2 Bände. 8. . . . . 1⅓ Thlr.
— — Die gute alte Zeit. Erzählungen und Geschichten. 3 Bände. 8. 2 Thlr.
— — Zwei Familien. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
— — Aus Kriegs- und Friedenszeiten. 2 Bände. . . . . 3½ Thlr.
— — Land und See. Novellen. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.
— — Unter fliegenden Fahnen. 2 Bände. . . . . 3 Thlr.
Holtei, Karl von, Charpie. 2 Bände. 16. . . . . ⅔ Thlr.
— — Erlebnisse eines Livreedieners. Roman. 3 Bände. 8. . . 5 Thlr.
— — Kleine Erzählungen. 5 Bände. 16. . . . . 1⅔ Thlr.
— — Die Eselsfresser. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — Haus Treustein. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 2½ Thlr.
— — Vierzig Jahre. 6 Bände. 16. . . . . 4 Thlr.
— — Noch ein Jahr in Schlesien. Anh. zu „Vierzig Jahre." 2 Bde. 16. ⅔ Thlr.
— — Eine alte Jungfer. . . . . 1½ Thlr.
— — Der letzte Komödiant. Roman. 3 Theile in einem Bande. 16. 1 Thlr.
— — Kriminalgeschichten. 6 Bände. 16. . . . . 2 Thlr.
— — Christian Lammfell. Roman. 5 Bände. 16. . . . . 1¼ Thlr.
— — Nachlese. Erzählungen und Plaudereien. 3 Bände. 8. . . 4½ Thlr.
— — Noblesse oblige. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — Ein Schneider. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
— — Die Vagabunden. Roman. 3 Bände. 16. . . . . 1 Thlr.
Illustrirte Ausgabe. 3 Theile in einem Bande. 8. . 1½ Thlr.
Krane, Fr. von, Reiter und Jäger. 2 Bände. 8. . . . . 3 Thlr.
Mügge, Theodor, Romane. Dritte (letzte) Folge. 10 Bände. 8. . . 15 Thlr.
— — Romane. Gesammt-Ausgabe. 33 Bände. 8. . . . . 16½ Thlr.
Parameny, Lebenswege. Roman. 3 Bände. 8. Eleg. brosch. . . 4½ Thlr.
Sigmund Schott, Ansichten vom Leben. Ein Versuch. 8. Eleg. brosch. 1½ Thlr.
See, Gustav vom, Arnstein. Roman. 3 Bände. 8. . . . . 5 Thlr.
— — Ost und West. (Gräfin u. Marquise 2. Abth.) Roman. 4 Bde. 8. 2 Thlr.
— — Heimathlos. Roman. 4 Bände. 8. . . . . 6 Thlr.
— — Vor fünfzig Jahren. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . 2 Thlr.
— — Die Egoisten. Roman. 2. Aufl. 4 Bände. 8. . . . . 2⅔ Thlr.
— — Herz und Welt. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.
— — Rancé. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . . . 2 Thlr.
— — Zwei gnädige Frauen. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. . . 2 Thlr.
— — Die Belagerung von Rheinfels. Roman. 2. Aufl. 2 Bände. 8. 1⅓ Thlr.
— — Valerie. Roman. 4 Bände. 8. . . . . 6 Thlr.
— — Von Rhein und Rhône. Novellen. 8. . . . . 1 Thlr.

Simmelsammelsurium

aus

Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm ſelbſt

von

Karl von Holtei.

Zweiter Band.

„Ich liebe mir einen heitern Mann
Am meiſten unter meinen Gäſten:
Wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann,
Der iſt gewiß nicht von den Beſten!“

Goethe.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1872.

48594.12. (2)

Inhaltsverzeichniß.

		Seite.
101.	Von Aufwieglern	1
102.	Ariſtophanes und Sokrates	3
103.	Hamlets Wahnſinn	5
104.	„Vive und à bas!“	10
105.	Wilibald Alexis	17
106.	Adolf Gad	30
107.	Zunahme der Theaterwirthſchaften	40
108.	Meißners Dichtungskitt	42
109.	Scharfrichter Sanſon und Louis XVI.	43
110.	Ein Enkel als Kritiker	45
111.	Die ſchöne Vicenzia	47
112.	Emil Naumann über Mozart	48
113.	Der Name Holtey	52
114.	Grabmäler	58
115.	An die alten und jungen Freunde in Riga	61
116.	Xavier Marmier	61
117.	Eduard von Bauernfeld	67
118.	Bei Grillparzers Tode	85
119.	Zwei Komödiantinnen	87

Seite.

120. Atteſte 90
121. Mediziniſche Pfuſcherei 92
122. Holteiſtraße 93
123. Goethe und Rückert 95
124. „Adelaide" 96
125. Schlitten-Peitſchenknall 96
126. Erckmann-Chatrian 97
127. Meine Todten 101
128. Der Titel: „Schriftſteller" 104
129. Johannes Schulze bei Herrn Varnhagen von Enſe 108
130. Nachkommen Tell's 111
131. Bodenſtedt's „Mönchsliebe" und Pater R. 112
132. Laboulaye als Ueberſetzer 116
133. Ypſilon im Traume 120
134. Ein Feſtlied 123
135. Klageſchrift in Reimen 126
136. Keine Büſte 129
137. Leichte Lectüre 133
138. Knöpfe 138
139. Juden und Jeſuiten 139
140. Dummheiten kluger Leute 144
141. Dunkelſtunde 148
142. Noch einmal von Eiſenbahnen 161
143. Theure Cigarren 165
144. Thorverſtopfung 173
145. Der Müllerburſch 177
146. Wohnzimmer 181
147. Ein dankbarer Schuldner 184
148. Von Theologen 189
149. Meine Religion 194

Seite.

150. Ein Albumblatt 195
151. Knaack und Galilei 198
152. Lenore 1866 230
153. Es war doch nicht Alles da geweſen 234
154. Sittlichkeits-Schwindel 237
155. Mildernde Umſtände 245
156. Preußenhaß 249
157. Uniformen und Fahnen 252
158. Blumige Schönheiten 253
159. Cenſoren 257
160. Meine Grabſchrift 266

— Antoine de Latour: „Man muß den Muth faſſen, es auszuſprechen: Ein Volk kann ſich nur dann glücklich und vortheilhaft entwickeln, wenn es aus ſich ſelbſt, aus ſeinem Inſtinkt, ſeinem Karakter, ſeinen alten Gewohnheiten, mit einem Worte aus all dem ſich entwickelt, was ihm ſeit Jahrhunderten, wie einem einzelnen Menſchen, die phyſiſche und moraliſche Eigenthümlichkeit gab. Die Revolutionen, mit ihrer Anmaßung eine ganze Vergangenheit vernichten zu wollen, bringen nichts zu Stande als einen Zwieſpalt wildaufgeregter Leidenſchaften. Wer bei dieſen Kämpfen zunächſt leidet, ja bisweilen darin zu Grunde geht, das iſt der Kampfplatz ſelbſt; das iſt das Vaterland. In Spanien, wo man hätte reformieren, erneuern — aber auch erhalten ſollen, haben Geſetzgeber, von halbverſtandenen unheimathlichen Ideen und Begriffen verführt, nur ausgeriſſen, entwurzelt, zerſtört. Damit der materielle Wohlſtand des Landes in höchſter Eile wachſe, haben ſie ſeinen

intellektuellen moraliſchen Reichthum preisgegeben; haben Schätze aufgeopfert, welche die Induſtrie niemals erſetzen noch vergüten kann. Das Eiſen hat Spaniens Seelenleben in ſeinen Wurzeln verwundet, und hat es unfruchtbar gemacht. Indem die Neuerer den Anblick des Landes veränderten, verſtümmelten ſie ſeine Geſchichte."

Die Klage des franzöſiſchen Schriftſtellers läßt ſich auch auf andere Länder und Nationen anwenden. Es war, und iſt, und wird ein großes, ein trauriges Zeichen der Jetztzeit, daß auch unſere vielgeprieſenen Revolutionen in Deutſchland faſt überall durch Fremde, durch Polen, Franzoſen, Italiener, Amerikaner, Engländer, ja ſogar Ruſſen, durch förmliche Geſchäftsreiſende in Aufruhr-Artikeln, angeregt und unterſtützt worden ſind. Man ſah das bei'm Barrikaden-Bau in Berlin, Breslau, Wien, wo nicht ſonſt noch? Ueberall tauchten unbekannte unheimliche Geſtalten auf, die das Commando übernahmen. Man begegnete ihnen dann hier wie dort. Ich habe dieſelben wüſten Figuren in Wien, wie ſpäter in Hamburg beim Werke geſehn. Die noch Lebenden unter ihnen werden, wenn's günſtige Gelegenheit giebt, nicht ermangeln ſich wieder einzuſtellen.

102.

— Wunderliche Heilige ſind ſie doch wirklich die meiſten geiſtreichen Franzoſen, in der zuverſichtlichen Kühnheit, womit ſie mancherlei ſeltſamſte Behauptungen ausſprechen, welche der unvorbereitete Leſer, eben ihres unerſchütterlichen Applombs halber für wohlberechtigte, auf tiefe Studien geſtützte Wahrheit halten möchte, welche aber wiſſenſchaftlich zu begründen ihnen ſchwer fallen dürfte. Vor Jahren ſchrieb ich mir aus einem Buche, deſſen Titel und Verfaſſer ich leider anzumerken unterließ, nachſtehende Legende ab:

„Ariſtophanes war der Nebenbuhler des Sokrates. Er hegte eine unglückliche Leidenſchaft für des Philoſophen Geliebte, die den Beinamen „„Theodota"" trug. Dieſe göttliche Hetaire war Schülerin des Sokrates, der ſich ſelbſt den weiſen Rathgeber in Liebeshändeln nannte. Sie ſchwärmte für ihn und hatte ihn angefleht, ſie unter ſeine Günſtlinge und Schüler aufzunehmen. Für dieſer Bitte Erfüllung hatte ſie grade einen günſtigen Zeitpunkt getroffen, wo ihr Angebeteter Muße für ſie fand. Er ſetzte ſeinen Unterricht fort, um ihren Lebenslauf als Courtiſane zu regeln, und ſie zu lehren, wie ſie ſich verhalten müſſe, um ihre Liebhaber dauernd an ſich zu feſſeln. Dadurch hatte er ſich die Feindſchaft des Ariſtophanes zugezogen,

der ſich vom Gegenſtand ſeiner Verehrung zurückgewieſen ſah. Der gefährliche Poet beargwohnte den Sokrates die leichtgläubige Theodota wider ihn eingenommen zu haben, und anſtatt ſeine Rache an ihr zu üben, ſchrieb er jene Komödie „„Die Wolken,““ worin er ſich an dem Philoſophen rächte. Aus dieſem bitter ſatyriſchen Angriff entwickelte ſich der Prozeß, welcher endlich den Angeſchuldigten zum Giftbecher verurtheilte.

„„Deine Freunde ſind Dein Reichthum,““ hatte Sokrates die Theodota gelehrt. In die Zahl ihrer Freunde wollte ſie niemals aufnehmen den Feind, den Ankläger, den Henker ihres unvergeßlichen Sokrates.“

Weil ich es für unwahrſcheinlich hielt, daß ein Autor ſo frech ſein könne, dergleichen Seltſamkeiten drucken zu laſſen, ohne genügende Belege; und weil mir die erforderlichen Kenntniſſe fehlen, den Quellen, aus denen Jener geſchöpft haben könnte, nachzuſpüren, fragte ich hin und her. In Sagan gerieth ich (1861) an einen gelehrten Philologen, deſſen Sokrates-Kultus ſprichwörtlich geworden. Nun glaubt' ich auf der Spur zu ſein? Mit nichten. Auch dieſer vortreffliche, allſeitig gebildete Kenner des Alterthumes zuckte die

Achſeln und erklärte aufrichtig, er finde nicht den geringſten Anhaltspunkt. Wo ich ſeitdem noch zu forſchen verſuchte, ward mir dieſelbe Antwort.

Da wird denn meinem unbekannten Franzoſen der Verdacht abſichtlicher Flunkerei anhaften .... bis vielleicht dieſes mein Simmelſammelſurium irgend welchem Gelehrten Gelegenheit giebt, die Wahrheit zu entdecken? Doch das iſt eine gar ſchwache Hoffnung: Wie käme ſolches Büchlein in ſolche Hände?

Und ſo trage denn, kecker Autor, meinen gegen Dich entſtandenen Argwohn, als Erfinder des Mährchens! Du wirſt ja nicht der Einzige Deiner Landsleute ſein, den ein ähnlicher trifft!

103.

— In dem Romane „Haus Treuſtein" habe ich einem reichen Börſenmanne nachſtehende Aeußerung in den Mund gelegt:

„Die Königliche Familie Dänemarks war gut katholiſch; Hamlet iſt als Katholik erzogen. Weshalb hat laſſen der Dichter den Thronerben von Dänemark gerade in Wittenberg ſtudieren? In Wittenberg, dem Sitze des Proteſtantismus, hat er ſeinen Glauben eingebüßt und iſt nach und nach ein Freigeiſt geworden, ein Rationaliſt, ein Zweifler, was

man einen Skeptiker nennt. Er will Alles mit dem Verſtande erklären, er grübelt, zerlegt, ſpaltet Haare. Nun tritt ihm auf einmal ein Wunder entgegen; eine ächt katholiſche Geiſter-Botſchaft; eine Erſcheinung, die direkt aus dem Fegefeuer kommt. Er möchte ſie ableugnen, weil ſie ihn irre macht. Er zweifelt an ſeinen Zweifeln. Daher ſeine Unſchlüſſigkeit. Er glaubt und er glaubt nicht. Die Gelehrten haben tauſend Bände, wird verſichert, geſchrieben, um dieſen Karakter zu definieren, und ſind immer noch nicht in's Reine gekommen? Sie konnten ſich die Mühe ſparen! In den zwei Worten: Glaube und Zweifel, oder wenn Sie lieber wollen: Katholizismus und Wittenberg liegt die ganze Definition." —

Als ich dieſe Stelle einem geiſtreichen Kirchen-Fürſten aus dem Correcturbogen vorlas, warnte mich der wohlwollende Gönner: „Streichen Sie dieſe Zeilen; Sie werden ſich dadurch Verdruß zuziehen!"

Was wär's denn weiter? fragte ich.

Nun, 's war auch wirklich nichts weiter. Meine kurz hingeworfene Behauptung iſt gedruckt worden, wahrſcheinlich doch auch geleſen; und kein Hahn hat danach gekräht. Keine Seele hat es nur der Mühe werth gefunden, mich deshalb anzugreifen. Niemand hat verſuchen wollen mich ad absurdum zu führen. Das hat mich, aufrichtig geſagt, mehr verdroſſen, als

der größte Verdruß, der daraus hätte entſtehen können. Entweder, (ſchloß ich) meine Anſicht leuchtet den Leſern ein . . .? dann hätte man mich loben; oder ſie ſcheint ihnen unbegründet, dann hätte man mich widerlegen ſollen?! Aber dazu bin ich den Herren, welche in derlei Dingen das große Wort haben, wahrſcheinlich zu unbedeutend. Das hat mich dieſe Zeit über öfters geärgert, wenn ich gerade daran dachte. Indeſſen es liegen zwei furchtbare Kriege dazwiſchen, und dieſe lähmten den Vorſatz, mich des Weiteren und Breiteren mit meiner Anſicht herauszuwagen. Mittlerweile hab' ich zwei Bücher geleſen, deren eines unumſtößlich darthun will, Shakſpeare ſei durch und durch proteſtantiſch; deren anderes unfehlbar darthun will, er ſei durch und durch katholiſch. Mich konnte keins von beiden, weder das unumſtößliche, noch das unfehlbare für ſich gewinnen. Ich halte den Dichter (mit Berufung auf Goethe's Ausſpruch) für einen Naturfrommen, dem kirchliche Parteiungen fern liegen; der aber, eben weil er ein Dichter iſt, ſich trotz Königin Eliſabeth und anglikaniſchem Puritanismus mit ſeinem Gemüthe dem verpönten katholiſchen Kultus zuwendet. Dafür ſprechen viele Zeugniſſe in ſeinen Werken. Ich redete einmal mit Ludwig Tieck darüber, ob es ihm nicht auffiele, daß Anſpielungen auf akatholiſche Geiſtliche

(z. B. in den „luſtigen Weibern" — in „Was ihr wollt" — „Wie es Euch gefällt" ꝛc.) immer ironiſch-bitter klängen, während Vertreter der katholiſchen Kirche („Romeo und Julie" — „Viel Lärmen um Nichts" „Irrungen" ꝛc.) ſtets würdig gehalten wären? Tieck erklärte das ſehr boshaft aus dem Umſtande, daß Shakſpeare nur Gelegenheit gehabt hätte, die Erſteren in perſönlichem Verkehr kennen zu lernen. Aber zugleich ſtimmte er mit mir überein, daß die in „König Johann" enthaltenen ſtarken Ausfälle wider die Einmiſchung des Papſtthums in weltliche Händel und wider Rom's Herrſchſucht nichts beweiſen gegen des Dichters innern Hang zu rein-poetiſchem Glauben. — Beides kann gewiß neben einander beſtehen. Davon bin ich ſo feſt überzeugt, wie ich feſt überzeugt bin, daß es heut zu Tage recht gläubige Katholiken geben mag, welche jüngſt erſonnene Dogmen für heilloſen Uebermuth erklären.

Iſt es etwa bedeutungslos, daß der Dichter Ophelien dreimal hintereinander durch den ehemaligen Geliebten dringend auffordert, in's Kloſter zu gehn? — Hamlet bildet in ſofern (nach meiner Empfindung) eine Ausnahme von vielleicht allen Shakeſpear'ſchen Schöpfungen, weil der große Karakteriſtiker den ſchwankenden Träger gerade dieſer Schöpfung gleichſam gebraucht zu haben ſcheint, um

ſich ſelbſt=eigenſte ſchwankende Stimmungen, räthſel=hafte Widerſprüche, quälendes Grollen vom Herzen zu wälzen. Von den tiefſinnigſten Grübeleien über „Sein oder Nichtſein“ bis zu den praktiſchen Lehren über Darſtellungskunſt, ja bis zum kleinlichen Neid über den Succeß der Concurrenz=machenden Kinder=Komödie. . . . . Alles kam in den Hamlet! Mögen die Ausleger bewundern und beweiſen wie ſie wollen den ſceniſchen Auf= und Ausbau des Werkes. . . . Mir galt es, beſonders bei öffentlichem Vortrage, ſo lange als eine muſiviſche, mit den groß=artigſten Schönheiten geſchmückte, aber innerlicher Ein=heit entbehrende, durch ſubjektive Einflüſſe unter=brochene, mehrfach umgeänderte Conception . . . ſo lange, bis mir das wichtige „ohne Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Oelung“ auf die Sprünge half. Seitdem ich glaube, daß der von Haus aus katholiſch aufgezogene Hamlet nicht mehr glaubt; daß er in Wittenberg nicht allein den Papſt und Rom aufgegeben, daß er weiter gegangen im pro=teſtieren als die Reformatoren . . . und daß folglich mit dem Beſuche aus vollem Fegefeuer der furcht=barſte Rückſchlag ihn treffen muß . . . . ſeitdem fang' ich erſt an, mich in das Werk zu finden. Ophelia's Begräbniß, Laertes' Fragen, der Prieſter ſtrenge Weigerung ſind Ausrufungszeichen zu meinen

Vermuthungen. Hätte ich (was Gott mir nicht auferlegen wird) einem jüngeren Akteur den Hamlet einzupauken, er müßte mir bei der ersten Erscheinung des Geistes ein regelrechtes Kreuz schlagen, und zugleich über diesen Rückfall in Jugendgewohnheiten erschrecken, nicht weniger als über das Gespenst.

104.

— Ein französischer Beamter und geschätzter Autor, Herr Boucher de Perthes, hat sich angelegen sein lassen, all' die verschiedenen Ausbrüche der öffentlichen Meinung, der holden vox populi, gewissenhaft niederzuschreiben, welche er während seiner langen Dienstzeit, in Paris sowie in andern Städten Frankreichs, auf Straßen und aus Gassenwinkeln vernommen. Die Zusammenstellung ist lehrreich; sie giebt Anlaß zu mannigfaltigen Betrachtungen:

1788. Es lebe Ludwig der Sechszehnte! — Hoch die Generalstaaten! — Hoch Ludwig der Gute! — Hoch die Königin! — Hoch die Notabeln!

1789. Nieder die Notabeln! — Hoch die Generalstaaten!

1790. Nieder die Generalstaaten! — Hoch die National-Versammlung! — Hoch Necker! — Hoch

die patriotiſchen Notabeln! — Hoch Necker! — Hoch Orleans! — Hoch die Geiſtlichen!

1791. Nieder mit dem Adel! — Nieder mit dem Klerus! — Nieder mit Necker! — Es lebe die Conſtitution! — Hoch Lafayette! — Hoch Bailly! — Es lebe der conſtitutionelle König!

1792. Nieder mit dem König Veto! — Nieder mit Lafayette! — Nieder mit Bailly!

1792. (Juni.) Nieder mit der National-Verſammlung! — Es lebe die geſetzgebende Verſammlung! — Es lebe Petion! — Es lebe Santerre! — Es lebe Briſſot! — Hoch Dümouriez! — Hoch die Laterne!

1792. (Auguſt.) Nieder mit dem Königthum! — Nieder mit der Verfaſſung! — Nieder die Briſſotiner! — Nieder mit Dümouriez! — Nieder die geſetzgebende Verſammlung! — Hoch die Verfaſſung! — Hoch die Republik! — Hoch Lanjuinais! — Hoch Vergniaud! — Hoch Guadet!

1793. Nieder mit den Ariſtokraten! — Nieder mit den Reichen! — Nieder mit den Prieſtern! — Nieder mit dem lieben Gott! — Es lebe Robespierre! — Es lebe Marat! — Hoch die Jakobiner! — Hoch die Schreckenswirthſchaft!

1794. Nieder mit Vergniaud! — Nieder die Gironde! — Nieder die Verſchwörer! — Nieder die

Gemäßigten! — Nieder die Aufkäufer! (accapareurs.) — Nieder mit dem Gelde! — Es leben die Ohnehosen! — Hoch die Bergpartei! — Hoch der Wohlfahrtsausschuß! — Es lebe Robespierre! — Es lebe Barrère! — Es lebe die Guillotine! — Es lebe der Tod! — Es lebe das höchste Wesen! — Hoch Couthon! — Es lebe der Scharfrichter!

1795. Nieder mit der Bergpartei! — Nieder mit Robespierre! — Nieder mit Barrère! — Nieder mit dem Wohlfahrtsausschuß! — Nieder mit den Terroristen! — Nieder mit den Sectionen! — Nieder mit den Emigranten! — Hoch Tallien! — Hoch die Gemäßigten! — Hoch die Menschlichkeit — die Freiheit — die Gleichheit! — Hoch der 21. Januar! — Hoch Quiberon! — Hoch die Theophilantropen! — Hoch die Brüderlichkeit! — Brodt oder Tod!

1796. Hoch die Constitution von 95! — Hoch der 13. Vendemiaire! — Hoch Barras! — Es lebe Bonaparte! — Es lebe das Direktorium! — Hoch die Fünfhundert! — Hoch die Alten! — Hoch der 18. Brümaire! — Es leben die Consuln der Republik! — Es lebe der erste Consul! — Hoch das Consulat auf Lebenszeit! — Es lebe das Brodt!

1798 bis 1808. Nieder mit der Republik! — Nieder mit dem Consulat! — Nieder das Tribunat! — Fort mit dem Frieden! — Hoch der Kaiser! —

Hoch die Armee! — Es lebe der Senat! — Es lebe die Conſcription! — Es lebe die Ehrenlegion! — Hoch die Titel! — Es lebe Joſephine!

1809 bis **1813.** Nieder mit Oeſterreich! — Nieder mit Spanien! — Nieder mit dem Papſte! — Fort mit Joſephine! — Hoch Marie-Louiſe! — Hoch Oeſterreich! — Es lebe der König von Rom! — Es lebe Joſeph! — Es lebe Jérome! — Es lebe Murat! — Hoch die Schnurbärte! — Hoch das Fleiſch als Kanonenfutter! — Hoch Napoleon der Große!

1814. Nieder mit dem Tyrannen! — Nieder mit dem König von Rom! — Nieder mit Murat, mit Joſeph, mit Jérome! — Nieder mit dem Senat! — Fort mit der Conſcription! — Nieder mit dem Kaiſerlichen Adler! — Nieder mit Napoleon! — Es lebe der geſetzgebende (législateur) König! — Hoch die Alliirten! — Es lebe die Charte! — Es lebe die weiße Fahne! — Es lebe Monſieur! — Hoch die Freiheit! — Hoch der Friede!

1815. (März.) Nieder mit den Bourbons! — Nieder mit den Royaliſten! — Fort mit den Alliirten! — Fort mit dem Frieden! — Es lebe Bonaparte! — Hoch die Braven! — Hoch die alten Krieger! (les grognards.) — Es leben die Volks-Repräſentanten! — Hoch das Maifeld! — Hoch die

Föderirten! — Es lebe Benjamin Conſtant! — Es lebe Düpin! — Es lebe die Revolution!

1815. (Juli.) Nieder mit dem Corſen! — Nieder mit den Repräſentanten! — Nieder die Armee! — Nieder die Föderirten! — Nieder die Revolution! — Es lebe Louis der Erſehnte! — Hoch Kaiſer Alexander! — Es lebe der Kaiſer von Oeſterreich! — Es lebe der König von Preußen! — Hoch die Emigrirten von Gand! — Es lebe die Reſtauration! — Es lebe der Friede! — Es lebe die Religion! — Hoch die Royaliſten!

1816 bis **1830.** Es lebe die unauffindbare Kammer! — Nieder mit der unauffindbaren (introuvable) Kammer! — Es lebe Decazes! — Nieder mit Decazes! — Es lebe die Religion! — Nieder mit den Miſſionairen! — Es lebe die Freiheit! — Fort mit den Jeſuiten! — Es lebe die Königliche Garde! — Es lebe Villèle! — Hoch die Zweihundert-einundzwanzig! — Nieder mit den Miniſterium! — Es lebe die Legitimität!

1830. (Juli.) Nieder mit Charles X! — Nieder mit dem Dauphin! — Nieder mit dem Herzog von Bordeaux! — Nieder mit der Legitimität! — Nieder mit der Königlichen Garde! — Es lebe die Kammer! — Es lebe Louis Philipp! — Es lebe die Volks-ſouveränetät! — Es lebe Laffitte! — Es lebe Düpin!

1830. (Dezember.) Nieder mit Lafitte! — Nieder mit Düpin! — Nieder mit Mauguin! — Es lebe Lafitte! — Es lebe Mauguin! — Hoch die Polen! — Hoch die Aufrührer aller Länder! — Es lebe der Krieg! — Hoch die Republikaner!

1831. Es lebe Caſimir Perrier! — Es lebe Lobau! — Es lebe Soult! — Es lebe der Friede! — Nieder mit den Republikanern!

1832. Es lebe die Republik! — Nieder mit der Republik!

1839. Es lebe die Republik! — Nieder mit der Republik!

1848 bis **1850**. Es lebe die Reform! — Es lebe Odilon Barrot! — Nieder mit Guizot! — Nieder das Syſtem! — Nieder mit Louis Philipp! — Es lebe die Republik! — Es lebe die proviſoriſche Regierung! — Es lebe Lamartine! — Nieder mit Lamartine! — Es lebe Ledru Rollin! — „Des lampions!“ — Nieder mit den Communiſten! — Tod für Cabet, für Blanqui! — Es lebe die National-Verſammlung! — Es lebe Barbes! — Es lebe die Republik! — Es lebe die demokratiſche und ſociale Republik! — Es lebe Cavaignac! — Nieder mit Cavaignac! — Es lebe Louis Napoleon! — Es lebe der Kaiſer! — Nieder mit Louis Napoleon! — Es lebe die Guillotine! . . . . . .

So weit reichen die Aufzeichnungen des gewiſſenhaften Boucher de Perthes. Hier ſcheint ihm der Tod die Feder aus der Hand gewunden zu haben. Schade daß er nicht mehr leben konnte, ſeine chronologiſche Tabelle von der conſequenten Ausdauer und zuverläſſigen Weisheit franzöſiſchen Volkswillens fortzuführen über alle Wechſelfälle hinaus bis zum Jahre 1872 und weiter. „Wir fänden noch gar mancherlei „Vive“ und „à bas“ zu verzeichnen. Wie oft würden die Namen Leboeuf, Bazaine, Jules Favre, Rochefort, Gambetta, Girardin, Victor Hugo, Trochu, Thiers, Aumale, wer weiß welche noch, auf- und niedertauchen! Wie oft würden wir die Vertreter der großen Nation in den Himmel gehoben, oder als Verräther mit Koth beworfen erblicken?

Es liegt eine tiefe Lehre in dieſem Ringen und Kämpfen nach innerer Einigkeit, nach feſtem Zuſammenhalt, nach gemeinſamem Wollen und Streben, um einen dauernden, gläubig verehrten Mittelpunkt. Möchten auch wir Deutſche das beherzigen und es uns als Beiſpiel zu Gemüthe führen! Doch wer achtet hienieden auf Lehren, auf Beiſpiele aus der Geſchichte? Die Völker ſind und bleiben wie die Kinder. Ihrer Väter Erfahrungen helfen ihnen zu nichts. Jedes will ſich erſt eigene Weisheit kaufen und muß ſie theuer bezahlen.

Wohl Denen, die noch beſitzen, die noch zu ſchätzen und zu ehren wiſſen, was Jene hingeopfert haben und ſchwerlich wiederfinden werden:

Anhänglichkeit und Treue für ihr angeſtammtes edles Königshaus!

— „Wilibald Alexis (W. Haering) iſt am 16. Dezember 1871 in Arnſtadt, dreiundſiebzig Jahre alt, ſeinen langen Leiden erlegen."

Dieſe Zeitungsnachricht hat in mir eine Fülle heller Bilder aus der Vergangenheit aufgeweckt. — Während der Herbſtferien 1818 unternahm ich mit noch drei Commilitonen eine Fußwanderung durch's ſchleſiſche (ſogenannte Rieſen-) Gebirge. Um ein Stückchen Weges zu ſparen, paſſierten wir eines Vormittags, unterhalb des weiter hinaufgelegenen Steges, den Zackenfluß, der damals zwar nicht, wie 1810 und jetzt 1871 wieder, gänzlich ausgeblieben, der jedoch auch ſehr waſſerarm war, ſo daß man ihn beinahe trocknen Fußes, von Stein zu Stein ſpringend, durchſchreiten konnte. Vom jenſeitigen Ufer herüber kamen uns drei andere Studenten entgegen, deren ich zwei wohl oberflächlich kannte, mit denen ich aber kaum einige Worte gewechſelt hatte. Die Begegnung mitten im Fluſſe machte ſich ſo ſeltſam, daß wir nicht ohne

Begrüßung und Geſpräch an einander vorüber gehen konnten. Sie ſtellten mir in ihrem Begleiter den „Juriſten" Haering vor, dieſer gab ſich mir ſogleich als angehenden Dichter kund, welcher bereits ein humoriſtiſches Epos „die Treibjagd" unter der Feder habe. Daß wir uns nach der Rückkehr in Breslau aufſuchen würden, verſtand ſich von ſelbſt, und brauchte nicht erſt verabredet zu werden. Ich war ja ſchon ein gedruckter Menſch: Theaterreden, ein Feſtſpiel, Beiträge zur „Abendzeitung," zu Aug. Lewald's Breslauer „Geſellſchafter," zu Gubitzens Berliner „Geſellſchafter" u. ſ. w.

Haering und ich ſchloſſen bald Freundſchaft. Und dieſes Bündniß hat, ungetrübt, ausgedauert in liebevoller gegenſeitiger Treue, bis an's Ende. Noch zwei Jahre vor dem Tode hat er mir einige Briefe zu ſchreiben . . . verſucht. Traurige Zeugen herzlichen Gefühls im vergeblichen Kampfe wider die Unfähigkeit ſeine Gedanken zu ſammeln und feſtzuhalten. Das letzte Schreiben, welches noch Zuſammenhang hat, datiert ſchon vom 24. März 1857.

„Invalidus invalido!

Du ſammelſt für einen evangeliſchen Friedhof. Holtei für die Umfriedung einer Mauer, wo die Gebeine und Schatten von Proteſtanten, wenn noch nicht gehetzten, doch geſcheueten und gemeideten,

vor den wilden Thieren, Hunden, oder ſonſt biſſigen Anfällen in Friede ruhen können. Als Du Dein „Schier dreißig Jahre biſt Du alt" ſangeſt, haſt Du daran gedacht, daß Du dreißig Jahre nachher dafür ſingen und collectiren würdeſt? —

Das obige ſoll weder ein Brief, noch ſonſt ein Aufſatz ꝛc. ſein, ſondern nur ein Teſtimonium, daß ich 3 Monate beinahe an Dich dachte, und für Dich etwas ſchreiben wollte, aber damit nicht zu Stande kam. Mehr kann ein Menſch nicht, als beweiſen, daß er etwas Löbliches thun wollte, aber damit nicht zu Stande kam, weil er einer vis major unterlag. Raumer, der in einiger Zeit bei Dir perſönlich erſcheinen wird[1]), wird Dir mündlich über mich etwas ſagen, wie er mir ſoeben bemerkt, und unſre liebe Frau von Putlitz hat mir geſtern viel Herzliches über Dich mitgetheilt. Meine herzlichen Wünſche, alter Freund, mehr kann ich Dir leider auch nicht ſchreiben! — Wenn ich auch mit einem hübſchen Brette auf dem Fahrwaſſer meiner kühnen Hoffnungen geblieben bin, ſo werde ich doch wahrſcheinlich meinen Hafen nur in Arnſtadt erreichen können. Auch ich muß jetzt für Andere denken, nicht für mich. Ach Gott,

[1]) Auf einer Reiſe nach Italien, die ihn durch Graez führte.

ich wollte doch mancherlei wenigstens Dir ſagen, aber das Schreiben wird mir noch ſehr ſchwer, und ſo reich ich an Gedanken bin — hochkühnen Flügen der Phantaſie ſogar — ſo mühſam geht es, wenn die Worte zu Papiere werden; noch mühſamer, wenn ich Phraſen im Sprechen bilden ſoll, und was das Gehen zu Fuß gilt, ſo kann ich zwar trefflich, aber meiner Frau iſt ſo Angſt (ſeit meinem letzten Schwindel, und den ewigen Blutegeln, Schröpfen ꝛc.), daß ſie mich kaum allein über die Straße gehen läßt. Aber Muth, Muth, wenn's auch in dem Jahre von dem Sechsziger — wer weiß welchem letzten entgegen geht. Meine Frau, eine faſt zu redliche Krankenpflegerin, grüßt und ſo grüße ich Deine treffliche Tochter, Kindeskinder, Schwiegerſohn recht herzlichſt. Wie geſagt nur ein Zeichen Deines treuen W. Haering."

Später aus Arnſtadt an mich gerichtete Schreiben thaten immer nur den mißlungenen Verſuch dar, mit Buchſtaben zu bezeichnen, was der alte Freund im Herzen für mich aufbewahrt hielt. Gemeinſchaftliche Genoſſen früherer Tage, die durch Arnſtadt reiſend ihn geſehen, beſtättigten wie die Nennung meines Namens ihn jedesmal erregt, und den zerrütteten Seelenzuſtand belebt habe. Wir ſind uns treu geweſen und geblieben. Ich hab' ihn auf ſeiner, mit-

unter beſchwerlichen Bahn zum wohlverdienten Ruhme eines märkiſchen Walter Scott redlich begleitet, mit ihm durchgemacht in Freud und Leid, was ihm und ſeinen Schöpfungen von „Walladmor" an, über „Schloß Avalon" — „der Geächtete" — „die Schlacht bei Torgau" — viele Novellen — „Haus Düſterweg" — Reiſeſkizzen — „Zwölf Nächte" — „Urban Grandier" — u. ſ. w. bis zum „Cabanis" — „Roland von Berlin" — „der falſche Waldemar" — „die Hoſen des Herrn von Bredow" — u. ſ. w. widerfahren. Aus dem etwas verzagten, ſehr um ſeine Arbeiten beſorgten Autor, der die anfänglichen Verſuche an meinem Theetiſch in Berlin mir und einigen Freunden vorzuleſen liebte (den Bleiſtift für etwaige Notizen in der Hand), war im Laufe der Jahre ein berühmter Wilibald Alexis geworden, dem oftmals, wo er ſich auf der Straße zeigte, ſein „Friedrich Rex, unſer König und Herr" fröhlich nachgeſungen wurde. Er hatte ſich zum Hausbeſitzer und Häuſerbauer, zum Gründer einer großartigen Leſeverein-Buchhandlung hinaufgearbeitet, (wohl auch Geld dabei verſpekuliert) doch kein Wechſel weder in ſeiner litterariſchen noch geſelligen Stellung ſtörte ihn in ſeiner unveränderlichen Anhänglichkeit für den ſchleſiſchen Freund aus des Zackens ſteinigtem Flußbett, und er ſtand mir immer wie ein Bruder zur Seite, wo es galt, manche

meinerſeits verübte Dummheit, Thorheit, Unvorſichtigkeit ausgleichen zu helfen, mocht' es nun durch die Feder, mocht' es durch die That ſein. Im Allgemeinen hätte ſich auf ihn jenes ſpäter in Brauch gekommene geflügelte Wort: vom „Aufhören der Gemüthlichkeit bei Geldſachen" anwenden laſſen. Deſto tiefer bleibt es in mein Gedächtniß geſchrieben, daß er auch in dieſem Punkte für mich eine wahrhaft rührende Ausnahme machte. Ich unternahm ſammt meiner Familie, da die Liebenswürdigkeit des unvergleichlichen Herrn Commiſſionsrathes Cerf uns von Berlin verſcheuchte, eine Reiſe nach ſehr unſichern Zielen, deren Ausgang in Nebel verhüllt ſchien. Als ſtets gewiſſenhafter (das darf ich mir nachrühmen) Erfüller meiner Verpflichtungen, hatte ich, wie man zu ſagen pflegt, reinen Tiſch gemacht, und hinterließ keine Schulden. Aber ich war, was die Reiſekaſſe anlangte, nun auf den pekuniairen Ertrag unſrer erſten Gaſtſpiele angewieſen, der bekanntlich — ſogar bei künſtleriſch günſtigem Erfolge (und wer verbürgte mir letzteren?) — oft von Zufälligkeiten abhängt. Ich fragte ſchriftlich bei Wilibald Alexis an, ob W. Haering ein paar hundert Thaler liegen habe, die er mir auf einige Monate vorſchießen könne? Er beantwortete die Frage mit bedauerndem Nein, und ich wunderte mich darüber nicht im Geringſten.

Saß er doch mitten in ſeinen Bauten und Specu=lationen! Kurz vor unſerer Abreiſe, wie ich Abſchied in der Litteraria ſagte, zeigte er ſich, obwohl freund=lich, doch verlegen, wie wenn er etwas mit mir ſprechen wolle, was ihn bedrücke. Ich fand das be=greiflich, tadelte mich ſelbſt, ihm dieſe Verlegenheit bereitet zu haben und wich einem Zweigeſpräche mög=lichſt aus. So trennte ſich die Geſellſchaft mit allge=meinem Lebewohl, welches wir ſämmtlich abkürzten, um nicht in Rührung zu gerathen. Ich, tief betrübt über die Trennung von Berlin und vielen Freunden, wendete mich meiner abgelegenen Holzmarktſtraße zu. Da plötzlich hörte ich's hinter mir durch ſpät=abend=liche Einſamkeit trippeln . . . . das war Haering's Gang. Ich wende mich nach ihm um. . . .

„Dir hab' ich noch etwas abzugeben!" ruft Er, und entflieht.

Ich trage das in ein altes Zeitungsblatt gewickelte Packetchen heim, (H. war ein Geizhals, was Schreib=papier betraf) mache Licht, enthülle . . . und finde den erbetenen Vorſchuß!

Das gute Glück erwies mir die Gunſt, ſehr bald den Betrag dieſer Schuld zurückerſtatten zu können; doch iſt dadurch die Schuld der Dankbarkeit nicht getilgt worden. Und ſie dauert fort über's Grab hinaus. Denn was von jedem andern Freunde ein

Akt vertrauender Gefälligkeit gewesen wäre, wurde bei H's. eigenthümlichem Charakter zum rührendsten Beweise wahrhaft beschämenden Wohlwollens. Mit ihm ist der letzte, der getreueste meiner Altersgenossen aus diesem Leben geschieden. Und mag ich ihn seit zehn Jahren seiner nur noch vegetierenden Existenz schon zu den Todten gezählt haben . . . der Gedanke an den nun wirklich eingesargten, in den Erdboden versenkten Leichnam des alten Freundes durchschauert mich wie winterlichster Frost; wahrlich nicht weil ich weiß, wie bald ich ebenfalls begraben werde, nur weil mit ihm ein Restchen eigener matter Lust am Dasein mir weggestorben. Gleichwohl ist's fast, als machte die Nachricht vom Tode entfernter theurer Menschen ihr Gedächtniß erst wieder ganz lebendig; man wähnt noch einmal mit ihnen zu durchleben, was schier vergessen war. So umschwärmen mich jetzt auf's Neue Erinnerungen an Wilibald's Liebesleiden, zu deren Vertrautem ich einst geworden bin. Ich besinne mich auf das Erscheinen seiner, mit dem Portrait der Sontag (als Donna del Lago) geschmückten metrischen Uebersetzung der Walter Scott'schen „Jungfrau vom See," welche mich durch zufällig hingeworfene Aeußerung Wilhelm Schadow's über eine tiefergehende Passion unseres Freundes verleitete, letztere in Zusammenhang mit Henriette zu

bringen. Schadow lachte mich aus und es ergab ſich, daß keine Henriette, ſondern eine Anna gemeint war, welche dieſer ihrem väterlichen Hauſe befreundete große Künſtler als „Mignon" zu einem berühmten Gemälde verklärt hatte. Aus dieſer Neigung für die anmuthige, vielbewunderte, von jungen Herren in „zweierlei Tuch" umworbene Schönheit erwuchs dem enttäuſchten Haering ſein Drama „Aennchen von Tharau," dem allerdings weniger der Simon Dach'ſche Urſprung, als vielmehr der Wilibald Alexis'ſche Unmuth abzumerken iſt, mit welchem er ſich doch glücklich genug die hoffnungsloſe Liebe aus der Bruſt geſchrieben. Damit mußte er ſich endlich auch begnügen, denn auf der Bühne ging das „Aennchen" ziemlich ſpurlos vorüber. Wie er überhaupt mit ſeinen theatraliſchen Anläufen wenig Glück hatte, wodurch ſich ſein unermüdlicher Eifer für erneuerte Verſuche nicht abſchrecken ließ. Um eines der von ihm auf der Königſtädter Bühne dargeſtellten Schauſpiele war es Schade. Die ſehr beſchränkte Conceſſion erforderte, daß Alles, was wir in ernſterem, gar in tragiſchem Gewande einſchwärzen wollten, die Bezeichnung: „Melodrama" als Maske vornehmen mußte. Dazu gehörte denn natürlicherweiſe auch muſikaliſche Begleitung, und dieſe übertrug Haering's feſtes Vertrauen dem, als Theoretiker ſpäterhin zu

großem Rufe gelangenden Herrn B. A. Marx. Ich kann nicht beurtheilen, was dieſer geiſtreiche Mann als Compoſitionslehrer geleiſtet; was ich von ſeinen muſikaliſchen Schöpfungen kennen lernte, hab' ich nicht begriffen, denn ſie klangen mir nicht wie Muſik. Damals war die Zukunftsmuſik noch nicht erfunden; wäre ſie uns aber ſchon beſchieden geweſen, ſie müßte ſich an Melodieenfülle und Naturwahrheit zu der Marx'ſchen Muſik verhalten haben, wie ſich Mozart und Haydn zu ihr verhalten. So viel dröhnendes Blech, . . . ſo viele ohrzerreißende Uebergänge . . . ſo viele lange Kunſtpauſen . . . ſo viel Gewudel und Gemudel im Gewirre der Streichinſtrumente ſchien in jener Zeit, wo die Sonne der wahren dramatiſchen Tonbildung noch nicht aufgegangen war, und die Welt noch nicht erleuchtet hatte, ein dem Tollhauſe entlaufenes Charivari. Es verdarb die Wirkung des Drama's: „Die Rache wartet," welches einen tiefen tragiſchen Kern in ſich barg und an vortrefflich ausgearbeiteten Scenen reich iſt. Eine Erzählung des franzöſiſchen Offiziers, der ſeinen treuen Rappen auf dem Rückzuge aus Rußland ſchlachten mußte, gehört zu dem Ergreifendſten, was man auf den Brettern vernommen. Einzelnes griff auch durch — aber dann fing das Orcheſter wieder mitzureden an und zerſtörte die dem Dichter günſtige Aufmerkſamkeit.

Mochten ſich des Letzteren Anhänger noch ſo ſchwer ärgern, mitlachen mußten ſie dennoch. Es war zu toll . . . für uns nämlich, die wir damals noch an heut zu Tage längſt überwundenem Standpunkte klebten. Jetzt würde in ähnlichem Falle auf uns anwendbar ſein, was jene Berliner Köchin von den in kaltem Waſſer an's Feuer geſchobenen Krebſen tröſtend ſprach: „Das ſind die Thierchens ſchonſt jewohne!"

Einige kleine Stücke, als z. B. „Die ſieben Briten," ſo wie ein gegen die feindlichen Taſchenſpieler Bosco und Habitt gerichteter ſatyriſcher Gelegenheitsſchwank (unter dem Titel „Vosculo aus Barcellona und Greif aus Kaſan"), machten mehr Glück.

Aber einen nachhaltigen Erfolg errang ſein Beſtreben erſt mit dem Luſtſpiel: „der verwunſchene Schneidergeſelle," welches theils durch einwohnendes komiſches Talent, theils durch draſtiſche Darſtellung des in ſolchen Scherzen unvergleichlichen Schmelka ſehr viel Beifall fand und oftmals aufgeführt wurde, was dem Autor unglaubliches Vergnügen gewährte.

Das war dem Guten doppelt zu gönnen. Denn in jene Epoche war die Auflöſung ſeines ſchon geſchloſſenen Brautſtandes gefallen. Er hatte ſich verlobt mit einer durch Geiſt, Karakter, beſten Ruf,

und bedeutendes Talent hervorragenden Schauſpielerin. Eine Verbindung, die ſich in Dresden vorbereitet, dann während eines Gaſtſpiels in Berlin, unbegreiflich (für mich wenigſtens) raſch geſchloſſen hatte. Nach meinem Gefühle gab es nie zwei hochachtungswerthere, ſo wenig für einander paſſende Perſönlichkeiten; niemals ſchärfer getrennte Verhältniſſe, Beſtrebungen, Lebenszwecke. Ich hab' ihm das ehrlich eingeſtanden, ward zurückgeſchlagen durch das allmächtige Wort: „Aber wir lieben uns!" wogegen ſich nichts mehr einwenden läßt. Ich ſaß bei ihm in ſeinem jüngſt erbauten Arbeitszimmer des umgeſchaffenen Hauſes, am Morgen jenes Tages, deſſen Abend für die Brautfahrt nach Wien beſtimmt war. Seine Sehnſucht, die Geliebte wieder zu ſehn, mit der er ſich ein halbes Jahr hindurch ſchriftlich ausſprechen müſſen, erfüllte ihn. Er machte die lachendſten Pläne für ihre Zukunft. —

In kürzeſter Friſt befand er ſich wieder in Berlin. „Wir haben uns freundſchaftlich getrennt." Weiter wünſchte er nicht ſich zu äußern; doch geſtand er mir willig ein, daß er einen Nebenbuhler gefunden und dieſem das Feld geräumt habe, nachdem Julie Gl., ihrem edlen Weſen entſprechend, geradezu erklärt hatte: ſie ziehe Jenen ihm vor, . . . doch wolle ſie das einmal gegebene Wort nicht brechen, wenn Er

es nicht zurück gebe. Das ist denn geschehen, zu beider größtem Glücke! Sie ist die Frau eines vortrefflichen Mannes geworden, der sie geachtet, verehrt, auf Händen getragen hat, bis zu ihrem, nach qualvollen Leiden erfolgtem Tode. Und Wilibald Alexis hat später eine Ehe geschlossen wie sie für ihn im Himmel nicht passender hätte können ausgesonnen werden. Seine Frau hat ihn mit aufopfernder, hingebender Liebe gepflegt in seinen, wenn auch nicht so schmerzhaften, doch zehnmal langwierigeren Leiden. Beide sind, behütet von heiliger Treue, sanft friedlich hinüber gegangen, Julie wie Wilibald.

Wär's nicht ein furchtbares Geschick gewesen, wenn sie, die in unsäglichen Schmerzen hinsterbende Dulderin, des langsam Ablebenden einzige Stütze; wenn er nach ihrem Tode völlig hilflos zurückgeblieben wäre? Der liebe Gott hat besser für sie gesorgt, als Er sie von einander schied. Ihr hat ein erprobter Lebensgefährte die brechenden Augen zugedrückt; ihm hat eine, sich selbst vergessende, nur in strenger Pflichterfüllung aufgehende, Ehegattin die Dunkelheit der letzten Jahre liebevoll erhellt.

Es ist wunderlich, daß sich zwischen die Särge, die ich vor mir erblicke, unabweislich eine Hammelkeule schiebt. Ich kann das Ding nicht wegdrängen. Haering versicherte oftmals, er vertrage keinen Schöpsen-

braten und erkranke jedesmal, wenn er welchen unvorsichtig genossen. Meine Frau behauptete, das sei Einbildung. Um ihn zu überführen, ward eine besonders ausgestattete Keule kochkünstlerisch veredelt und ihm bei frohem Male vorgesetzt. Er ließ sich's, als Rehkeule, die wir aus Lampersdorf sammt übrigem dazu gehörigem Rehbock von Thielaus empfangen hätten, bestens schmecken. Acht Tage nachher sagten wir ihm die Wahrheit. Nun fiel ihm ein, er hätte sich wirklich unwohl gefühlt auf jenen verbotenen Genuß . . . wurde schrecklich verlacht und wurde ausgiebig verspottet. —

O lieber Alexis, wie viele Hammelkeulen, und nicht einmal künstlich umgewandelte, haben wir, du und ich, im Leben für Rehbraten verschluckt! Und haben's auch nicht gemerkt . . . aber unwohl ist uns oft danach geworden, und das nicht blos in der Einbildung. — Es giebt gar zähe unverdauliche Hammel!

106.

— „Daß dem nun verstummten ich mit einem
„Lied bezeugte, was er mir gewesen,
„Daß er dess' sich rühmt' und Ehre fände
„Drüben unter Paradiesesvögeln ꝛc." —

So ruft Friedrich Rückert dem Kanarienvogel nach; dem „vorausgeflognen Kunstgenossen, der im

bunten Wechſelgang des Lebens ihn durch Geſang zum Geſang ermunterte.“

Ich bin kein Friedrich Rückert, und das Lied, durch welches ich bezeugen möchte, was ein vorausgezogener Sanggenoſſe mir geweſen, wird dem Verſtorbenen keine Ehren einbringen; ich weiß das wohl. Dennoch will ich ſeiner mit herzlichen Worten gedenken, mir zur Ehre, nicht ihm; denn er bedarf deſſen nicht mehr.

Auf meiner Rundreiſe durch Schleſien (1861), der letzten Sängerfahrt, die ich noch unternommen, fand ich in Sagan zu mehreren neuen, jüngeren Freunden auch den Dr. med. Martin Beerel, und durch dieſen den Kreisrichter Dr. jur. Adolf Gad. Dieſer neue wurde in ſo fern mir gleichſam zum alten Freunde, als ich in der Jünglingszeit zu Breslau von ſeinem Großvater ſtets gütig und theilnehmend behandelt worden, und ſpäter in den Jahren von 1832 bis 36, ſeinem Vater, dem Ober-Gerichtsrath zu Frankfurt a/O. näher getreten war, in jenen geiſtvollen geſelligen Zirkeln, die ſich um die Präſidenten von Reck, von Wißmann, von Redtel, um Frau von Zielinska u. ſ. w. gebildet hatten; ſo recht eigentlich gebildet, weil wirkliche humane Bildung darin vorherrſchte. Dieſelbe Richtung belebte auch den kleineren Kreis, der mich in Sagan umgab, und unter ihren Auſpizien wuchs die gegenſeitige Zuneigung zwiſchen Gad und

mir gedeihlich auf. Einige Jahre nachher fanden wir uns in Breslau wieder, wo ich meinen Wohnsitz aufschlug (1865) und wohin Gad sich als Rechtsanwalt versetzen ließ. Aus dem Feldzuge heimgekehrt ließ er, im Vereine mit mir, Preußische Kriegs- und Gelegenheits-Lieder drucken, die in vielen kleinen Heftchen verbreitet, das von ihm gedichtete schöne Schlußwort enthielten:

„Ade Kamerad, der Krieg ist aus,
Die Feinde sind bezwungen,
Nimm Deinem Vater mit nach Hauf'
Die Lieder, die wir gesungen."

„Die Alten, die das Vaterland
Verjüngten im Freiheitskriege,
Sie gaben uns Leyer und Schwert in die Hand
Für neue Preußensiege."

„Dem Alten sag', und gieb nur Acht,
Es schwillt das Herz ihm voller,
Als Preuße hat's der Sohn vollbracht,
Und der König als Hohenzoller."

„Der Jungen Werk ist der Alten Saat.
Wir bringen sie dankbar wieder.
Es ist die alte Preußische That,
Und die alten Preußischen Lieder."

Gad machte in Breslau was man so sagt: „ein Haus." Er gab gern Gesellschaft und bewirthete recht aus dem Vollen. Wer wie ich nicht mehr an solchen Genüssen Theil nehmen darf, ohne Furcht

für seine Gesundheit, der zieht ein stilles Zusammensein in traulichem Gespräche vor. Gar manche liebe heitere Stunde hab' ich bei ihm und seiner sanften liebenswürdigen Gemahlin durchplaudert, und der Stoff ist uns niemals ausgegangen. Er war ein anregender und zugleich bald angeregter, vielseitig unterrichteter, wohlwollender Mensch, gab sich herzlich als solchen kund, erweckte jedoch bisweilen die Besorgniß, daß er mitunter beunruhigenden Anfällen überreizter Heftigkeit unterworfen sei, die nur schwer zu bekämpfen waren; eine Bemerkung, die sich mir mehrfach aufdrängte, ohne daß ich gerade viel darauf geachtet hätte. Daß aber die in ihm waltende Unruhe mächtiger wurde, zeigte sich deutlich in dem Ueberdruß, welcher ihn, nach kurzer Frist schon, die selbstgewählte Stellung als Advokat aufzugeben veranlaßte Wir wurden plötzlich überrascht, er habe sich um einen Platz am Berliner Stadtgericht beworben und denselben erhalten.

Darauf nun beziehen sich die Verse, in denen ich ihm und seinem Hause Lebewohl sagte:

„Von Sagan fortgesehnet hat
Sich stets nach einer großen Stadt
Der rechtsgelehrte Doktor Gad."

„Und stand der häuslich zarte Sinn
Der lieblichen Berlinerin
Auch nicht nach lautem Treiben hin,"

„So war ſie doch ſehr froh bereit,
Aus trauter eigner Häuslichkeit,
In weitere Geſelligkeit"

„Bisweilen einen Blick zu thun.
Den Doktor läßt es niemals ruh'n,
Er trieb — er trieb — da war er nun!"

„Da war er nun in Breslau hier,
Bezog das räumlichſte Quartier,
Gab ſeinen Gäſten viel Plaiſier,"

„Und ſpeiſete und tränkte baß,
Aus vollem Topfe, vollem Faß,
Die Freunde ſonder Unterlaß."

„Auch fehlt' es ihm an Praxis nicht,
Er trabte eifrig auf's Gericht,
Den Arm voll Akten von Gewicht."

„Da ſcholl es dröhnend: Auf zum Krieg!
Das Echo wiederklang: Zum Sieg!
Jedwede andre Stimme ſchwieg."

„Der treue Preuße rückt' in's Feld,
Schlagfert'ger Landwehr zugeſellt;
Dem Himmel ward anheimgeſtellt"

„Die Sorge ſo für Amt, als Haus,
Für Weib und Kind. Es ging hinaus
Vom Wortkampf in den Waffenſtrauß."

„Als Hauptmann kam der Lieutnant heim,
Kocht' allſogleich den beſten Leim,
Zu kitten patriot'ſchen Reim,"

„Und that, nach Volkes Geiſt und Mund,
Vieltönend Preußenlieder kund,
D'rin Scherz mit Ernſt ſich eint zum Bund."

„So ſtand es gut um uns, um ihn.
Jetzt aber will er weiter zieh'n?
Es drängt ihn plötzlich gen Berlin."

„Was ſucht er dort? Den äußern Schein?
Die Reſidenz? Ich ſage Nein,
Und Frau Helene ſtimmet ein."

„Die Eltern ſind's, in deren Kreis
Dies Paar die rechte Heimath weiß;
Dafür zu theuer gilt kein Preis."

„Er iſt vom Prozeſſieren matt,
Iſt des Plaidierens überſatt,
Er hat genug, der gute Gad."

„Ein Richter will er wieder ſein,
Der Wiſſenſchaft ſich wieder weih'n,
In Ruh' an Seel' und Leib gedeih'n."

„Drum weg mit Aerger und Verdruß,
Was ein Rechtsanwalt ſchlucken muß!
So lautete der Schluß-Entſchluß!"

„Das iſt die Henkersmahlzeit heut,
Die Eure Gaſtlichkeit mir beut,
Und wenn der Freund ſich innig freut,"

„Daß Ihr der Wünſche Ziel erreicht . . . .
Das Scheiden wird ihm doch nicht leicht,
Das Herz von Rührung doch erweicht."

„Raſch mag die Jugend weiter gehn,
Der Alte bleibt am Grabe ſtehn,
Er ſagt nicht mehr: auf Wiederſeh'n!"

„Geſcheh' wie's Gott in Gnaden lenkt;
Doch wenn der Schleſing Ihr gedenkt,
Sei ein Gedank' auch mir geſchenkt!"

In Berlin wußten wir, seine hiesigen Freunde, die lieben Leute zweifach heimisch, und vernahmen von ihnen und über sie das Beste. Ich wechselte einige Briefe mit ihm. Am 31. Januar 1870 empfing ich nachstehende Zuschrift:

„Berlin, vom 30. Es erscheint mir durchaus praktischer, Ihnen meine herzliche Gratulation zum Geburtstage nicht gerade am 24. — wie der Gebrauch es wohl mit sich bringt — zu übersenden, denn in der Fülle von Briefen, welche Sie an solchem Tage erhalten, haben Sie meinen nicht vermißt, und würden ihn, wäre er pünktlich eingetroffen, nur nach der Nummer gezählt haben. Heute aber lesen Sie ihn von Anfang bis zu Ende durch, und steht auch nicht gar vieles, oder irgend etwas von Bedeutung darin, so lesen Sie doch das mit wahrer herzlicher Zuneigung ergebene Gemüth heraus. Wenn man einem Dichter Glück wünscht, muß man ihm neue Geburten wünschen, Geburten solcher Sprößlinge, welche erwachsen auf die Welt kommen und bei aller Anmuth der Gestalt doch auch die Alimentationspflicht gegen ihren Vater nicht vergessen. Gerade die Anmuth, mit der sie leicht und beweglich durch die Welt ziehen, besorgt diese Pflicht am Besten. Es ist vielleicht unpoetisch aber praktisch, dieser Pflicht überhaupt

zu gedenken. Ich habe mich, wie ich abermals vielleicht unpoetisch bekenne, sehr gefreut zu hören, daß die Schillerstiftung mit dem alten — Sie nennen sich ja selbst immer so — Schlesischen Sänger in geeignete freundschaftliche Beziehung getreten ist. —

Ich arbeite natürlich auch hier, aber doch bequemer als im Anwaltsamte zu Breslau; hauptsächlich im juristischen Fach. Doch habe ich auch wieder einmal in Ihr Gebiet gestreift, und ein Lied zum Angedenken des Divisions-Generals Freiherrn von Hiller gemacht, der am 3. Juli auf der Höhe von Chlum geblieben ist. Dies kleine Opus wird wohl in einigen Monaten einmal im „Soldatenfreund" stehen. Soldat bin ich hier wieder mehr; ich bin hier Compagnie-Führer; auch giebt es allerlei Veranlassungen der militärischen Pflicht zu genügen. So war ich am Donnerstag bei der Cour. Zum ersten Mal sah ich das Schloß, insbesondere den weißen Saal in seiner wahrhaft königlichen Pracht. Es hatte, wie Sie verstehen, für meine Seele etwas wahrhaft Erhebendes, diese Königsfamilie mit ihren in ferne Jahrtausende reichenden Heldengestalten: König Wilhelm, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Friedrich Karl zu sehen und sprechen zu hören.

Alle Drei ſahen wohl aus, der Kronprinz iſt von der großen Reiſe ſichtlich erfriſcht zurückgekehrt. Und dieſer doch nun bejahrte König bewegt ſich mit einer Rüſtigkeit und Ausdauer bei einer ſo großen Cour, überall freundliche Worte und Grüße ſpendend, daß es eine Luſt iſt mit anzuſehen. Um meiner Frau ein ähnliches Vergnügen zu machen, war ich mit ihr am Freitag auf dem Subſkriptions-Ball im Opernhauſe. Dort ſah ich unter Andern Ihren Freund, den Landrath Friedenthal nebſt Gattin, beide doch immer noch voll Kummer über den Verluſt des einzigen Sohnes. Es iſt auch traurig!

Mit den beſten Grüßen, denen meine Frau ſich anſchließt, Ihr getreuer Adolph Gad."

Wenige Tage nachher verkündeten die Zeitungen mit geheimnißvollen Andeutungen den „plötzlichen" Tod des Freundes. — Da war's wohl an der Zeit, ſein obiges Wort zu wiederholen: „Es iſt auch traurig!"

Ach, warum durfte die düſtere Wolke nicht vorüberziehen, die ſein Haupt mit Krankheit umzogen, und ihn zu raſcher unabwendbarer That getrieben!? Warum durfte er nicht erleben, daß einige Monate

ſpäter der Kriegsruf auch ihm erſchollen wäre, und ihn in's Feld der Waffen geführt hätte, deſſen Kämpfe und Siege die melancholiſchen Anfechtungen bald verſcheucht haben würden? Warum durfte er ſein ſchönes Lied nicht anſtimmen, an der Spitze ſeiner Compagnie:

Vorwärts, Preußen, der Feind rückt an,
Vorwärts, preußiſcher Landwehrmann!
Soll der Franzoſe Dein Weib entehren,
Dein Haus verbrennen, Dein Brot verzehren?
Vorwärts, Landwehr, Gewehr in die Hand,
Mit Gott für König und Vaterland!

Preußens Weiber, nicht lange geweint
Bleibt uns treu und haßt den Feind!
Haltet die Kinder in Gottes Wegen,
Lehrt ſie beten um Sieg und Seegen.
Vorwärts, Landwehr ꝛc.

Heimwärts jagte der Väter Schwert
Einſt die Franzoſen von Preußens Heerd.
Sind wir ſchwächer als unſere Väter,
Sind wir feige und Landesverräther?
Vorwärts, Landwehr ꝛc.

Fröhlich die alten Fahnen wehn,
Heldenſöhne als Helden zu ſehn.
Gott im Himmel iſt unſer Hüter,
Heilig der Krieg für Gottes Güter.
Vorwärts, Landwehr, Gewehr in die Hand,
Mit Gott für König und Vaterland!

Warum durfte der brave Mann den Ehrentod im großen Kampfe nicht ſuchen und finden???

Müßige Fragen! Sie werden ſich löſen, wenn Gellert's frommer Wunſch dereinſt zur Wahrheit wird:

„Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel ſah."

Ja, dunkel. Sehr dunkel! Die Dunkelheit des Grabes.

107.

— Die Vertheidiger und Lobredner gegenwärtig immer weiter um ſich greifender und wahrhaft ſchrecklich einreißender Benützung der Theaterfreiheit führen unter andern vorgeſchützten Gründen auch den im Munde, daß durch die concurrierende Unzahl täglich neu auftauchender Bühnen, bei niedrigſten Eintrittspreiſen, dem „Volke" Gelegenheit geboten werde, Dichtungen kennen zu lernen, die ihm ſonſt fremd blieben. Dieſe Anſtalten ſollen bilden und veredeln! In wie fern das auf ſolchem Wege gelingen möchte, begreife ich nicht. Aber was ſich gewiß vorausſagen läßt, iſt der völlige Untergang deſſen, was etwa bisher noch dramatiſche, d. h. Darſtellungs-Kunſt, was Anerkennung, warme Empfänglichkeit für dieſelbe genannt werden durfte. Da geht denn Eins mit dem Andern verloren. Aufführungen würdiger Dramen werden niemals günſtig wirken, können unmöglich

erhebend bilden, wenn sie nicht in sich selbst eine gewisse Würde behaupten. Wo soll diese herkommen auf Bühnen, die der Zufall, das Spekulationsgelüst eines Kneipenbesitzers, eines Wucherers, Mädchenjägers oder Kupplers über Nacht errichtete, ohne die geringste Kenntniß der Sache, ohne Freude daran, ohne Aussicht auf Dauer, nur als Versuch, den man aufgiebt, sobald er nicht „rentiert?“ Auf Bühnen, die durch gewissenlose, unverständige Agenten bevölkert, eine Horde zusammen gewürfelter, unvorbereiteter, gänzlich roher Anfänger beherbergen? Durch solche Vermittelung soll die Poesie Eingang finden bei Menschen, denen sie bis dahin fremd geblieben? Bei Menschen, die sich zur Befriedigung oberflächlicher Schaulust nur deshalb hier einstellen, weil es nicht mehr als drei Silbergroschen kostet und nebenbei das im Hause verzapfte Bier einen passablen Ruf hat?

Nun, mit demselben Rechte ließe sich behaupten, daß litterarisch-poetische Bedürfnisse angeregt würden bei Handlangerjungen und kohlensauren Jungfrauen durch die Lectüre der von ihnen so gern verschlungenen Gänsehäute erzeugenden, Ritter-, Räuber- und Spuk-Geschichten.

Die Zuschauer dieser Gattung bleiben was sie sind: Schauer! Von hören, von in sich aufnehmen ist kaum die Rede. Der Geist der Dichtung müßte

ihnen ſehr eindringlich beigebracht werden, ſollte ihr Verſtändniß dafür ſich eröffnen. Das erfordert gute, ſinnige Redner, die überhaupt ſelten ſind. Es wird ihnen jedoch nur geboten was Stümper bieten können: Wildes Gebrüll plumper Kuliſſenreißer und Ziererei gemeinſter Koketterie! Das ſoll veredlen? — Schiller's Ausſpruch: „Zu jeder Zeit, wo die Kunſt verfiel, iſt ſie durch die Künſtler verfallen," klang mir von jeher verdächtig. Jetzt hab' ich mir ihn, das heutige Theaterleben betrachtend, dahin abgeändert: „Die Schauſpielkunſt iſt vollends verfallen durch die Beſchlüſſe des hohen Parlamentes." Denn ohne dieſe fände das unberufenſte Geſindel keine Gelegenheit „zum Theater zu laufen."

108.

— Die Beilage zu Nr. 399 der Schleſiſchen Zeitung (1871) enthielt geſtern eine Anzeige von Meißner's Dichtungs-Kitt. Ich hatte beim raſchen Ueberfliegen anfänglich nur die großgedruckte Aufſchrift geleſen, ohne darauf zu achten. Am Abende beſchäftigte mich das Buch, in welchem Alfred Meißner, der Dichter, intereſſante Erinnerungen an ſeinen Großvater mittheilt, deſſen Werke mir dereinſt zur Jugendzeit große Freude bereitet haben. „Meißner's Skizzen"

ꝛc. ſind mir unvergeßlich geblieben. Plötzlich ſtanden nun jene des Morgens gar nicht erwogene Worte: „Meißner's Dichtungs-Kitt" in meinem Gedächtniſſe wieder auf, und gewannen eine mich im Leſen ſtörende Bedeutung durch dieſes ſeltſame Zuſammentreffen. „Sollte in der Familie ein Kitt für Dichtungen erblich ſein?" Solch' verwünſchter Gedanke drängte ſich zwiſchen die Zeilen. Es ließ mir keine Ruhe; ich mußte die Zeitung wieder hervorſuchen, die zum Glücke noch unverletzt vorhanden war, und da zeigte ſich denn, daß Herrn Wilhelm Meißner's Pommeriſche Aſphalt- und Steinpappen-Fabrik in Stargard ihren Kitt für Dach-Verdichtung, keineswegs für Dich-tung anpries.

Erſt nachdem ich darüber beruhigt war, vermochte ich mich wieder dem Vergnügen hinzugeben, welches mir Alfred Meißner durch die litterariſchen Reliquien ſeines Großvaters Auguſt Gottlieb bereitete.

109.

— Herr K. H. Sanſon, der reſpektable Stamm-halter einer ſo thätigen Scharfrichter-Familie, ſoll, wie verſichert wird, auch bei ermüdendſter Ausübung ſeiner Amtspflichten unbeugſam geblieben ſein, und dieſelben „Ehrenpflichten ſeines Amtes" genannt

haben. Erſt das Blut Ludwig's des Sechszehnten machte ihn ſtutzig. Da wurde ihm bange um die Exiſtenz des Staates. Er fragte ſich, was es denn jetzt noch Geſichertes, Dauerndes, Geachtetes auf Erden gebe? Ob es noch erlaubt ſei, an's Schaffot zu glauben, nachdem (durch ſeine Hand) der Thron umgeſtürzt worden? Ob in einer menſchlichen Geſellſchaft, in welcher ſich nach und nach Alle, Einer den Andern, ermorden, die Vernichtung des Königthumes nicht auch die Berechtigung des Scharfrichterthumes vernichte? Ob endlich ſeine Miſſion noch ein Amt göttlicher Vorſehung bleibe, ſeit dem Tage, wo ſie angewendet ward, dem Geſalbten des Herrn das Haupt abzuſchlagen? u. ſ. w.

Kindiſche, alberne Bedenklichkeiten! Dergleichen ſtörten nicht den Volksrepräſentanten (Departement Doubs) Herrn Lejeune! Dieſer vorzügliche Vertreter unanfechtbarer Volksherrſchaft, hatte ſich eine niedliche allerliebſte Modell-Guillotine anfertigen laſſen, womit er ſämmtlichem für ſeine Tafel beſtimmtem Geflügel die Köpfe abſchlug. Bei'm Deſſert ging dann, zum Ergötzen der Verſammlung, das liebe Maſchienchen von Hand zu Hand, um Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit recht anſchaulich zu machen.

Das iſt erhaben; der einen und untheilbaren Republik würdig, die nur darin Theilbarkeit duldete,

daß ſie den Leuten das Eigenthum raubte und ihr mißfällige Köpfe vom Rumpfe abtheilen ließ.

110.

— Ich habe nicht viele Kritiken über meine Romane geleſen. Keine von allen, welche mir etwa zu Geſichte kamen, hat mich, auch wenn ſie nachſichtig ſchonten, ſo in tiefſter Seele befriediget, für manchen herben Tadel (gerechten oder ungerechten) entſchädigt; hat mich mit meiner Autorſchaft ſo troſtreich ausgeſöhnt, als die wenigen Worte, die mir neulich mein älteſter Enkel ſchrieb. Sie verlieren allerdings an Gewicht, eben weil ſie an einen Großvater gerichtet ſind. Doch nur für Andere. Nicht für mich, der den Schreiber genugſam kennt, um überzeugt zu ſein, daß er nichts ausſprechen wollte, als ſeine aufrichtige Meinung; und dieß aus völlig eigenem Antrieb, ohne irgend welche Anregung von meiner Seite.

„Die mir ziemlich karg zugemeſſene freie Zeit verwende ich faſt ausſchließlich auf Deine Schriften. Je älter ich werde, deſto mehr werde ich mir ihres Werthes und ihrer Bedeutung bewußt. Worin der eine und die andere liege? In dem ſelbſtbewußten Genügen an der wahren und vollſtändigen Darſtellung des rein Menſchlichen und Natürlichen

mit allen Mängeln, ſo wie mit allen Vorzügen, welche dem Irdiſchen ankleben — oder ihm erreichbar ſind! — Es thut nicht Noth zu erfahren wie und warum Götter, Halbgötter, oder Ideale in irgend welcher Lage handeln würden und ſollten; wohl aber iſt es lehrreich zu ſehen, aus welchen Gründen, mit welcher Berechtigung wahrhafte Menſchen von Fleiſch und Bein, ſo oder ſo, wirklich geweſen ſind, und derjenige Schriftſteller, welcher uns auch nur einen einzigen menſchlichen Karakter der Wahrheit getreu geſchildert, und die pſychologiſche Entwickelung deſſelben anſchaulich verſtändlich gemacht hatte, hat nach meinem Dafürhalten des Poeten Aufgabe vollkommener gelöſet, hat ein höheres Ziel der Dichtkunſt erreicht, als Jene, die uns Menſchen nach der Idee (nota bene ihrer eigenen) hinſtellen, deren Weſen wohl ihren Idealen entſpricht, die uns aber unmöglich zu Wegweiſern dienen können."

Wie wohl mir das Urtheil eines gut geſinnten, geiſtig-begabten, unterrichteten, vorwurfsfreien jungen Mannes gethan — ſei er zehnmal mein Enkelſohn — wird Jeder begreifen, der ſich die Mühe nicht verdrüßen ließ, von mir verfaßte Romane unbefangen zu durchleſen. Was ich erſtrebt habe, iſt in den ſchlichten Worten, die er mir gönnte, klar ausgeſprochen.

Was ich damit erreichte ... das ſteht auf andern Blättern. Für mich wiegt jenes eine gar viele auf.

111.

— Jeremias und die ſchöne Vicenzia iſt eine kleine Erzählung von Maria von Olfers überſchrieben, die ich heute Nacht geleſen. Ich kann mich nicht auf's Lager werfen, ohne, durch Thränen, einige Worte zu kritzeln, die meine Empfindungen auszuſprechen verſuchen. Mir ſind im Allgemeinen weibliche Autoren nicht angenehm; bleiben ſie in ihrer Sphäre, dann feſſeln ſie mich ſelten, und ſchreiten ſie darüber hinaus, dann hören ſie auf weiblich zu ſein. Hier iſt einmal eine Geſchichte, wie ſie nur aus Frauenhänden, aus einem edlen Frauenherzen hervorgehen kann, wie ſie kein Mann, auch der größte Dichter nicht, zu erſinnen, durchzuführen vermöchte. Was ſonſt dem Leſer nicht ſelten den Genuß verbittert: die naheliegenden Rückſchlüſſe auf der Schriftſtellerinnen Perſönlichkeit, das wird zum höchſten Vorzuge. Denn aus jeder Zeile tritt die Ueberzeugung hervor: Nur die eigne Seele thut ſich in dieſen ſeelenvollen Schilderungen kund; was ſie künſtleriſch erſchuf, hat ſie innerlich durchlebt, wenn auch

nicht äußerlich erlebt. Der heilige wunderbar wirkſame Friede, den ſie ſpendet, waltet in ihr. Wem recht weh' um's Herz iſt; wer im Zwieſpalt mit ſich und der Welt ſeinem Geſchicke grollt, der verſenke ſich in dieſe Erzählung. Eine beſſere Arzenei wüßt' ich ihm nicht zu empfehlen. Und hilft ſie auch nicht auf die Dauer, ſo lindert ſie doch gewiß verſöhnend manche düſtere Stunde.

„Autant de prix sur l'ennemi" ſagt unſer Erbfeind, dem wir nicht abſtreiten wollen, daß er Vieles außerordentlich treffend und hübſch zu ſagen verſteht

---

112.

— Mit innerſter Befriedigung habe ich vergangene Nacht das Buch geleſen: „Deutſche Tondichter" von Dr. Emil Naumann. Hätte der Verfaſſer nicht gar ſo viele Umſtände mit einem ruhmredigen, aufgeblaſenen Götzen der Neuzeit gemacht, den er allzu ſchonend behandelt, während der Leſer doch fühlt, daß nur das vorwaltende Beſtreben nicht ungerecht oder einſeitig zu erſcheinen weit ſchärfere Urtheile umhüllt . . . wahrlich, mein Genuß an dieſen ſchönen Vorträgen wäre ein völlig ungetrübter geweſen. Was über Gluck, Hayd'n, Mozart geſagt, aus tiefſter Seele dringt, erfüllt, rührt, entzückt

Jeden, deſſen Seele daſſelbe empfindet, wenn's ihr auch unmöglich war, das Nämliche ſo gründlich zu beweiſen und auszuſprechen. Eine Stelle über Mozart iſt von der tiefſten pſychologiſchen Bedeutung. Sie hat mir eine ganz neue Welt aufgeſchloſſen. Ich beſinne mich durchaus nicht, jemals eine belehrendere, ich möchte ſagen: erleuchtendere Erklärung meiner eigenen, mir dunklen Gefühle empfangen zu haben. Herr Naumann erwähnt, wie ihn, als er ein Kind war, der himmliſche Reiz Mozartſcher Melodie ſo verführeriſch gefeſſelt habe, daß der Meiſter ſofort ſein Liebling wurde. Das änderte ſich, als er in's Jünglingsalter trat. Die Jugend (ſagt er), die ſelbſt kämpft und ringt, fordert auch in der Kunſt Sturm, Drang und Leidenſchaft. Darum iſt ſie auch beſonders empfänglich für das Pathetiſche, und bei ihrer Wärme für den Sieg des Guten und Göttlichen über das Niedere und Dämoniſche dem Dichter am Dankbarſten, welcher im Kampfe beider ihre Ideale am feurigſten verherrlicht, das aber, was ſie haßt, am ſtrengſten verurtheilt und von ſeiner angemaßten Höhe hinabſtürzt. Solchen inneren Forderungen trägt in der Poeſie am entſchiedenſten ein Dichter von der hohen Idealität und dem Pathos unſeres Schiller, in der Tonkunſt dagegen ein Genius von der Erhabenheit und leidenſchaftlichen

Gluth unſeres Beethoven Rechnung. Der große rheiniſche Tondichter ward daher damals auch ſo ſehr mein ausſchließlicher Abgott, daß mir Mozart neben ihm verblaßte und in manchen ſeiner Werke ſelbſt gewöhnlich, oberflächlich, oder, wenn auch im beſten Sinne, kindlich erſchien. Als nun ſpäter, wie dies jedem von uns geſchieht, das Leben mit ſeinen Prüfungen und ungeahnten Erfahrungen, mit ſeinen Täuſchungen und Ernüchterungen, oder auch mit den Errungenſchaften, die als unantaſtbarer Gewinn uns bleiben, an mir vorübergezogen war; als das Alter jener relativen Reife an mich herantrat, das jedem geiſtig Strebenden bis zu einem gewiſſen Grade ſich aufthut; veränderte ſich mein Verhältniß zu Mozart abermals. Zwar erhielt ſich mir Beethoven ꝛc. ꝛc. neben ihm aber wuchs Mozart ſo unaufhaltſam empor, daß er mir nicht nur Beethoven, ſondern auch ſeine Vorgänger zu überragen ſchien."

Dafür giebt nun Herr Naumann die geiſtvollſte Erklärung, indem er das Bedürfniß des von innern und äußern Kämpfen, von unerreichbarem Sehnen ermatteten Menſchen ſchildert, der nach Frieden begehrt. „Zu dieſem höchſten Abſchluß alles Kämpfens und Ringens gelangt Beethoven nur ſelten. In dieſen Sphären jedoch begegnet uns Mozart. Stellt er ſich nicht gleichſam als Bewohner jener idealen

Welt dar, nach deren Beſitz Beethoven ringt? Wir, die im Thale Wandernden hoffen höchſtens, ahnen vielleicht künftige Löſung der uns verwirrenden Widerſprüche. Ihm dagegen, der ſie als ein über ſie Emporgehobener erblickt, ſtellen ſie ſich in ihrer Entwirrung, Abklärung und Verſöhnung dar."

Zweierlei hat mich bei dieſer bewunderungswürdigen Darſtellung noch nebenbei, allerdings auf ſehr eitle, dennoch verzeihliche Weiſe entzückt. Erſtens daß Herr Naumann, wenn auch ohne den Namen zu nennen, doch deutlich ein ähnliches Verhältniß von Schiller zu Goethe durchblicken läßt; und daß mir folglich dadurch die Freude zu Theil wurde, ähnliche Empfindungen gehegt und niedergeſchrieben zu haben in jenem Gedichte für's „Schiller-Album," überſchrieben: „Fünf Paare,"[1]) worin ich Schiller mit Beethoven paarte, Mozart aber mit Goethe, und wo ich auf dieſe Zwei und ihren Segen ſpendenden Reichthum Alles ergoß, was meiner Armuth an Ausdruck höchſter Begeiſterung zu Gebote ſtand.

Ich will, um aufrichtig zu ſein, mir hierbei anmerken, daß ich ſpäterhin verſchiedentliche, höchſt ge-

---

[1]) Siehe Meine Gedichte, 5. Ausgabe, pag. 100.

ringschätzige Urtheile über dieses nämliche Buch vernommen habe, und wegen meiner Begeisterung für dasselbe von Fachmännern angefochten und verspottet worden bin. Mein Trost dabei bleibt, daß ich, als Laie, nicht verpflichtet werden kann, von Musik etwas Gründliches zu verstehen, daß ich mich lediglich von Gefühlen, nicht von kritischen Gründen bewegen ließ. Gefühle haben immer ein Recht sich kund zu machen, wenn sie erfreulicher Natur sind. Sie kränken niemanden und thun Demjenigen wohl, der sie hegt. Nebenbei will ich mir die Genugthuung nicht versagen, hier ein Sprüchlein beizufügen, welches ein Dichter, der sich Theodor Stamm nennt (Graf Heussenstamm ist sein wirklicher Name) in demselben Sinne auf Mozart anwendet. Er sagt:

„Denn wo And're uns ergreifen,
Mit der Quelle vollem Schwall,
Ließest Du ein Tröpflein träufen
Und es spiegelte das All!"

113.

— Im sechsten Bande der „Vierzig Jahre" (spätere Ausgaben pag. 245) habe ich erwähnt, daß mein Name, der in schlesischem Dialekte auch oftmals Hultei ausgesprochen wird, (wie man ebenfalls

Wulle — fullte — Guld ꝛc. vernimmt) auf Polniſch ſo viel als Holunke, Herumtreiber, lüderlicher Kerl bedeute; was einige etymologiſche Erläuterer auf die Vermuthung geführt, dieſer Hultei ſei als Familienname Holtei auf meine Vorfahren übergegangen. Schon damals wußte ich, daß wir nicht aus Polen, ſondern aus Weſtfalen ſtammen. Aber ich befand mich in ſo fern auf unrichtiger Spur, als ich unſere Abkunft von den Holte's herleitete. Darüber hat mich die zuvorkommende Güte eines in Hamm lebenden Gelehrten und Genealogen, des Herrn Dr. Ludwig Troſſ eines Beſſeren belehrt. Derſelbe ſchrieb mir vom Febr. 1860 u. A.

„Die Familie von Holtey hat ihren Urſprung allerdings, wie Sie wiſſen, in Weſtfalen gehabt, hat aber nie Holte, ſondern immer Holtey geheißen. Ihr Stammſitz war der Hof Holtey zu Eicklinghofen bei Dortmund. Noch im Jahre 1399 finde ich dort dieſe Ritterfamilie. Ihr ſpäteres Beſitzthum war das Gut Benninghoven in der Nähe von Hörde. Der vorletzte des weſtfäliſchen Stammes war Hermann von Holtey, deſſen zweiter Sohn nach Liefland ging und Comthur zu Aſcherod war. Der ältere Bruder des Liefländers, letzter der Hieſigen, Winold v. H., ſtarb in hohem Alter 1580 zu Benninghoven. Er iſt in

der Kirche zu Wellinghoven bei Hörde begraben, wo ſich von ihm folgende Grabſchrift findet:

Omnia transibunt, transibimus, ibimus, ibunt,
Si cupis exemplum moriens tibi nobilis Holtey
Esse potest, veteri qui clausit stemmate stemma.

Winolt Holtey der Ehrenvest,
Des edlen Stambs der letzt,
In Benninghoven auf dem Sitz
So erbet Christoffer Schele itz[1]).
Gar wohl betagt gestorben ist
Im festen Glauben an Jesum Christ
Im Jahr achtzig der Minderzahl
Nach Christi Geburt tausend fünfhundert mahl."

Von jenem Comthur in Aſcherod alſo ſtammen nun die Lief- und Kurländiſchen Holtey's ab, die ich perſönlich daſelbſt kennen zu lernen die Ehre gehabt; die ſich ſtets noch mit dem heimiſchen y unterſchreiben, welchem auch mein verſtorbener Vater bis zum Tode treu geblieben war; welches mir erſt im Laufe dieſer dem Ypſilon feindſeeligen Zeit abhanden gekommen iſt. Mein Großvater, noch in Kurland geboren, iſt als ſehr junger Menſch in Churſächſiſche, aus dieſen in Preußiſche Dienſte getreten. Ueber ihn, der als Obriſt und Kommandeur der „braunen Huſaren"

---

1) Chriſtoph von Schele hatte Winold's Schweſter geheirathet und dadurch das Gut geerbt.

ſtarb, verdanke ich dem Freiherrn von Wechmar auf Zedlitz einige Kunde aus früherer Zeit:

„Friedrich der Große hatte nach Beendigung des zweiten ſchleſiſchen Krieges dem braunen Huſaren-regimente meinen Großvater (ſo ſchreibt mir Herr v. Wechmar) zum Chef gegeben, um dieſes damals völlig verwilderte Regiment in Ordnung zu bringen, mit der Bewilligung ihm bis zum Jahre 1750 ganz freie Hand zu laſſen, wonach er ſich bei der erſten Specialrevüe überzeugen wollte von dem Erfolge dieſes auſſerordentlichen Vertrauens, der dann auch in der That anerkannt worden iſt. Mein Großvater führte das Regiment noch mit Ruhm bis in's zweite Jahr des ſiebenjährigen Krieges; ſchwere Verwundungen nöthigten ihn dann aber zurückzutreten, und das Kommando dem Obriſten Werner zu übergeben. Der Zuſtand des Reg. war bei Uebernahme des Befehls ein ſo ſchlechter geweſen, daß ein großer Theil der Offiziere beſeitiget werden mußte, und mein Großvater hatte die Macht, deren Stellen nach eigner Wahl zu beſetzen. Das geſchah mit mehreren bereits kriegserfahrenen Ausländern, die ſich bei ihm meldeten und die ſeinem Scharfblick gefielen. Er hatte im Jahre 1750 ſein Regiment (10 Schwadronen mit 36 Offi-zieren 80 Unteroffizieren und 1020 Huſaren) kom-

plettiert. In dieſer Weiſe hat denn auch Ihr aus Kurland ſtammender Herr Großvater als einer der jüngſten Offiziers ſeinen Eintritt in's braune Huſarenregiment gefunden, und der Name Holtey hat ſich dem Rufe der Treue für Thron und Land fortgeerbt . . . ꝛc.

Mein Großvater hatte den ſchönen Gedanken, den größeren Theil der Offiziere für ſich malen zu laſſen. Es ſind ſiebenundzwanzig gute lebensgroße Porträt's (Knieſtücke) und ſie tragen die Jahreszahlen 1749, 50. Petrus pinxit. Noch bezeichnender für ſeine Geſinnung iſt es aber, daß er teſtamentariſch beſtimmt hat, wie ſie als beſonderes Fideikommiß bei dem Wechmar'ſchen Familiengute bleiben müſſen, wo ſie den Speiſeſaal meines Schloſſes auf die würdigſte Weiſe ſchmücken, und ein hiſtoriſches Denkmal bilden, welchem große Theilnahme gezollt wird. Auf das Bild Ihres Großvaters zurückzukommen, muß ich Ihnen ſagen, daß ich es ſtets mit beſonderer Theilnahme und Vergnügen betrachte, daß ich ſeinen Beſitz hoch zu ſchätzen weiß, und wenn nun jemand, wer es ſei, in meinem Bilderſaale ſich umſieht, ſo nehme ich ihn an der Hand, führe ihn zu einem gewiſſen Bilde, und ſage: der da iſt der Großvater von unſerem . . . . ꝛc.

Aus dem Nachlaſſe meines Großvaters beſitze ich die Rang- und Stammrollen des br. Huſ.-Reg. von 1750. Beim Korps der Offiziere findet ſich: Nr. 33

Caract. . . . . Cornet (jüngſter Lieutnant.)
Name: Herbert Ernſt von Holtey.
Alter: 25 Jahre 5 Monate.
Maaß: 5 Fuß 7 Zoll 1 Strich.
Vaterland: Kurland. ꝛc."

— So weit der edle, wohlwollende Baron Wechmar, deſſen Schreiben noch manches gütige Wort für den alten Enkel des Obriſten Holtey enthält.

Auf dieſem Wege ſind die Holtey's Preußen und Schleſier geworden. Denn das braune Huſaren-Regiment iſt ſpezifiſch ſchleſiſch. Und mein Großvater führte eine Seidlitz aus Golau heim. Und meine Mutter war eine Keſſel.

Ich glaube dargelegt zu haben, daß unſer Familienname rein deutſch, keinesfalls aber aus Hultei entſtanden iſt. Denn es läßt ſich kaum annehmen, Winolds und Hermanns Vorfahren wären von ihren weſtfäliſchen Nachbarn mit polniſchen Schimpfnamen belegt worden.

114.

— Zu den wehmüthigen zwar, doch nicht selten innigsten Freuden der Menschheit, gehört ohne Zweifel die Pietät, welche Zurückgebliebene auffordert, ihrer Vorangegangenen Gräber zu schmücken. Gleichviel ob sich ein prachtvolles Denkmal über dem Begrabenen erhebt? ob ein hölzernes Kreuz den Hügel bezeichnet, der sich über ihm wölbt? Gleichviel! Ja, vielleicht haben die Thränen, welche auf ein dürftiges, um's hölzerne Kreuz gewundenes Kränzlein fielen, dem Herzen der Opferspender oftmals wohler gethan, als der kostbare Schmuck herrlichster Blumen und Gewächse, die den Garten des Monumentes umblühn. Die Tage, an welchen alljährlich die Todtenfeier begangen wird, sind zugleich Festtage für die Familie. Sie ziehen hinaus und gedenken lebendig des Todten, je nach ihren eigenthümlichen Beziehungen zu ihm, in andächtiger Weihe. Bisweilen mag Prunksucht, auch Heuchelei dabei mitspielen. Oefter noch bleibt's doch der Drang herzlicher Gefühle. Und dann wird die wehmüthige Freude eine heilige, eine heiligende.

Traurig für Den, welcher sie entbehren muß. Nicht etwa weil es ihm an Sinn dafür fehlte. Auch nicht weil ihm noch Niemand wegstarb. Nein, im Gegentheil: weil er so viele Gräber zu pflegen

hätte, und weil dieſe ſo zerſtreut in der Welt umherliegen, daß er ſie gar nicht mehr erreichen könnte, ſelbſt wenn er die Mittel zu erſchwingen vermöchte, durch welche ſie würdiger Weiſe in gutem Stande erhalten blieben. Von Freunden des Herzens und der Seele, von naheſtehenden Lebens-Genoſſen, von unvergeßlichen Wohlthätern gar nicht zu reden, befinde ich mich, nur was blutsverwandte Angehörige betrifft, nicht in der Lage, mich ihrer Grabſtätten gebührend anzunehmen. Großeltern, Eltern, Geſchwiſter, Oheime, deren Nachkommen, Neffen, Nichten, müßte ich an den verſchiedenſten Orten aufſuchen, wollt' ich ihnen eine Blume auf's Grab legen. Eigene Kinder modern hunderte von Meilen weit auseinander. Meine erſte Frau ward in Berlin, die zweite in Liefland begraben. Enkel ſind mir Gottlob noch nicht durch den Tod geraubt worden, (zwei ungekannte in früheſten Lebenstagen ausgenommen, denen ſich jüngſt auch ein Urenkel anſchloß). Breslau, Glauche, Oels, Obernigk, Ratibor, Grafenort, Saatz, Berlin, Cziensкowitz, Lampersdorf, Riga . . . .

Riga! Dort hat großmüthige Geſinnung meiner zweiten Frau ein ſchönes Grabmal geſtiftet, und heute (Oktober 1871) dreißig und mehr Jahre nach ihrem Tode empfange ich folgendes Schreiben:

„ꝛc. Wir haben das Grab Ihrer Julie, welches

nicht unberührt geblieben war vom Zahne der Zeit, in Pflege genommen. Wir erlauben uns Ihnen im Beifolgenden eine Ansicht desselben zu bieten und bitten Sie darin auf's Neue, den Ausdruck warmer Theilnahme für Sie, und was zu Ihnen gehört, erkennen zu wollen. Die Photographie giebt sehr treu den lieben Hügel und seine Umgebung wieder; den Farbenschmuck der Blumen und Blätter mag Ihre Phantasie hinzuthun. Der jetzige Aufseher des Jacobi-Friedhofes, Herr Rohl, pflegt seinen Gottesacker mit seltner Liebe und großem Geschmack. Er bewährte dies auch an diesem Grabmal. Das Monument wurde nach Ihrer Abreise erst errichtet. Es trägt auf der Rückseite die Inschrift:

„„An Geist und Gemüth, für Leben
und Buehne gleich rein, reich,
unvergesslich, unersetzlich.““

Ein Exemplar der Ansicht legen wir für Ihre Tochter bei ꝛc.“ — — —

Nicht all' meinen Todten wurd' es so gut. Solche großmüthige Bewahrung freundschaftlicher Treue lebt und waltet nur in Riga.

115.

— An die alten und jungen Freunde in Riga.

Breslau im Februar 1871.

Für ſchlichte Reime in's Lied gefügt,
Empfing ich großmüthige Gaben,
Die reichlich auf mehrere Tage genügt,
Wohl Hunderte hilfreich zu laben.

Wo ſtummer Schmerz aus Wunden ſpricht,
Verſöhnen wir uns mit dem Feinde,
Das Mitleid mahnet an Menſchenpflicht,
Es erblickt nur eine Gemeinde.

Der Sieger Stolz, der Beſiegten Gram,
Sind bedeckt mit blutigen Roſen,
Und Eure Spende zu Gute kam
Wie den Deutſchen auch den Franzoſen.

Das bleibt mein altes Riga! die Stadt,
Der ich dankbare Treue bewahre;
Eine Treu', die mich nimmer verlaſſen hat,
Die ich hegen will bis zur Bahre.

116.

— Von allen Franzoſen, die mir perſönlich bekannt wurden (oder auch nur durch ihre Schriften), hat Keiner ſich ſo tief in deutſches Weſen zu verſenken gewußt, und während jahrelang wiederholtem Aufent-

halt ſich heimiſcher bei uns gemacht, als Xavier Marmier, der mir durch ein Empfehlungsbriefchen von Herrn Heinrich Heine bekannt worden war. Das wiſſen Alle bei und mit denen er in Leipzig, in Berlin, und in andern deutſchen Städten gelebt. Die Erinnerung an ihn knüpft ſich an ein Bild voll jugendlicher Anmuth. Davon wird an ſeiner Perſon jetzt nichts mehr zu ſpüren ſein. Der in's Leben, in die weite Welt rüſtig hinein ſtürmende Reiſende iſt auch ein alter Mann geworden, gleich Denen die mit ihm jung waren, und von Denen ich wahrlich nicht der Jüngſte geweſen, da wir uns 1833 zuerſt begegneten und uns herzlich lieb gewannen. Er hat ſeitdem vielerlei Bücher geſchrieben, meiſt Reiſeberichte, die mir nur bruchſtückweiſe vor Augen kamen. Um deſto freudiger griff ich (ein Jahr etwa vor Ausbruch des großen Krieges) nach einem Romane: „le roman d'un héritier“ der ſeinen Namen an der Stirn trug. Nachdem ich dieſes Buch geleſen, ſchrieb ich dem Verfaſſer. Er anwortete freudig. Er hatte nichts vergeſſen, hatte den deutſchen Freunden die alte Treue bewahrt. Wir machten uns gegenſeitige Sendungen unſerer litterariſchen Erzeugniſſe .... da ſchnitt das ſcharfe Schwerdt die wieder aufgenommenen Beziehungen entzwei. Ob auch ihn der

blinde blutige Haſſ von ſeiner Vorliebe für Deutſchland losgeriſſen? . . . ich wage nicht, mich darnach zu erkundigen; wenn es wäre, würd' es mir weh' thun. Wozu daran rühren? Man hat ohnehin genug Schmerzen zu tragen[1]). Ich denke oft an ihn. Heute wieder ſehr lebhaft, als ich einen mir beſonders zuſagenden Satz, den ich aus jenem Romane abgeſchrieben, in unſerer Sprache nachzubilden verſuchte. Er ſpricht von der ehemaligen Ariſtokratie Frankreichs, von „dieſer Race des achtzehnten Jahrhunderts, ſo lebhaft, ſo glänzend in den Tagen ihres Wohlergehens, ſo leichtſinnig im Glück, ſo muthig im Unglück, ſo erhaben im Tode! Sie bildete den Uebergang vom goldnen Zeitalter der Monarchie zum eiſernen Zeitalter der Demokratie. Unter frivolen Flittern bewahrte dieſe vornehme Geſellſchaft des vorigen Jahrhunderts gediegene Traditionen aus früheren Epochen, welche ſie in unglückſeliger Verblendung aufopferte, ſammt den ihr angeborenen Empfindungen der Pietät, um ſich vom abtheuerlichen Hange der Neubegier auf Irrwege verlocken zu laſſen.

---

[1]) Marmier iſt, wie Zeitungen melden, am 7. Dezember 1871 in die Franzöſ. Akademie als jüngſt erwähltes Mitglied derſelben eingeführt worden.

Sie haſchte nach Allem, was ihr für geiſtreich galt, ohne Rückſicht auf Form und Geſinnung. Sie beluſtigte ſich an Satiren und Epigrammen, welche gegen ſie ſelbſt geſchärft waren; an Theaterſtücken, welche ihrer Würde Hohn ſprachen; an Sophismen, die ihren religiöſen Glauben beleidigten. Sie zollte Beifall dem Werke der Zerſtörung, der Unterwühlung des Bodens, auf dem ſie wandelte. Darin lag ihr Unrecht, ihre Thorheit; eine vernichtende, allzuſpät anerkannte Thorheit! So erſcheint uns die eine Hälfte ihrer Exiſtenz wie eine Bezauberung, die andere wie ein feierliches Sühnopfer. Luſtig und leichtſinnig rannte ſie lachend in's Verderben. Urplötzlich enthüllte ſich bei'm unheilvollen Leuchten des Blitzes der gähnende Abgrund. Da regte ſich, mit einemmale erwachend, Alles was von Ehrgefühl, Glauben, Treue, Liebe, Hingebung in ihr wohnte, und ſie erhob ſich herrlich und ſtolz vor ihren Henkern. Sie war eine Zierde der Welt geweſen durch Anmuth und Reize; ſie rührte die Welt durch ihre Entſagung; ſie ward bewundert um ihres Heldenmuthes Willen! Sie iſt ausgeſtorben, dieſe in ihrer Art einzige Race; ausgeſtorben für immer. Schon die heutige Generation hat nur noch dunkle Reminiscenzen von dem Untergegangenen, und kann ſich keinen klaren Begriff mehr davon machen. Sie iſt

ausgestorben sammt ihren Lastern und ihren Tugenden. Sie liegt begraben unter den Trümmern ihrer Zeit, deren zierlichster Schmuck sie gewesen."

Hierher passen einige Auszüge, die ich anderen Schriftstellern entnommen, leider ohne deren Namen dabei zu bemerken, was man bei Excerpten schon aus Dankbarkeit niemals unterlassen sollte.

a) „Der Herzog von Bellville hatte an seinen Versailler Gewohnheiten nichts geändert. Er übertrug sie ehrlich, und ohne Ahnung, daß sie dort unpassend wären, auf den verwüsteten Grund und Boden der Vendée. Er war Offizier gewesen in den „Gardes du Corps de Monsieur" und hatte von dort die hergebrachte Bravour und die Kunst „elegant zu sterben," mitgenommen. Er hätte es für entehrend gehalten, sich vor einer Kartätschenladung zu ducken; der würdige Nachkomme jener edlen „Fanfarons," die bei Fontenoi die Engländischen Offiziere salutierten und aufforderten: „gefälligst die ersten Schüsse zu thun!" — Später haben die Scharfrichter sich gar sehr verwundert über die Grazie, womit die jungen Herren sich köpfen ließen. Das war eine Entschädigung für die häßlichen Gesichter,

welche die Männer vom Bürgerſtande dabei ſchnitten, weil dieſe die Sache ernſthaft nahmen.

---

b) „Laßt uns unſere Väter nicht verachten; dazu haben wir kein Recht. Wollte Gott, wir wären im Stande, ſammt ihren Vorurtheilen und Fehlern nur ein Bischen von ihrer Größe wieder zu erlangen."

c) „Es bleibt ewig beklagenswerth, daß man jenen hohen Adel, anſtatt ihn unter die Macht des Geſetzes zu beugen, zerbrach und mordete. Dadurch iſt der Nation ein unentbehrlicher Beſtandtheil entzogen und der Freiheit eine unheilbare Wunde beigebracht worden. Eine Menſchenklaſſe, welche Jahrhunderte hindurch voranſchritt als die erſte, muß in dieſer langen unbeſtrittenen Ausübung der Macht und Größe einen ſichern Stolz des Herzens, ein natürliches Vertrauen in ihre Kraft, eine Berechtigung Aller Augen auf ſich zu ziehen, erreicht haben, wodurch ſie zum ſtärkſten Theile des Staatskörpers ward. Sie beſitzt Bräuche und Tugenden der Mannheit, ſie vermehrt durch ihr Vorbild auch die Mannheit der übrigen Klaſſen. Durch ihre Vernichtung haben ihre Gegner ſich ſelbſt entnervt. Sie kann durch nichts genügend erſetzt werden. Sie vermag nicht mehr ſich aus ſich neu zu erzeugen. Sie kann ihre Titel

wieder erwerben, ihre Beſitzthümer, doch nie den Geiſt und die Seele ihrer Ahnen.“

117.

— „Unſer armer Grillparzer kann leider nicht mehr aus dem Zimmer, ſieht und hört ſchlecht. Ich vertheidige mich nach Kräften!“ —

So ſchließt Bauernfeld ein Schreiben vom 19. Januar 1872.

Bald nachher ſchloß Grillparzer ſeine Augen für immer. Dieſe beiden Namen gehören in meinen Erinnerungen zuſammen. Ich habe niemals vermocht ſie von einander zu trennen und wenn ich des Einen lebhaft gedachte, ſtand jedesmal des Andern Bild daneben mir vor der Seele. Beiden Freunden war ich gemeinſam zuerſt begegnet, als ich im Herbſt des Jahres 1834 nach Wien kam. Beide waren mir herzlich und liebevoll entgegen getreten, mir, dem fremden, unbedeutenden Liederſpielmanne, der ſein Glück in einem Vorſtadttheater wagen wollte. Keiner hatte mich ſein Uebergewicht empfinden laſſen, und beide zeigten ſich mir und meinen ſchüchternen Verſuchen gewogen; Jeder in ſeiner ihm eigenthümlichen Art und Weiſe, die allerdings gänzlich unterſchiedene ſein mochten.

Vom Direktor des Brünner Theaters, dem auch als Schriftsteller bekannten Heinrich Schmidt, brachte ich ein Empfehlungsschreiben an Bauernfeld. Er empfing mich kameradschaftlich, zutraulich, Zutrauen erweckend, dabei aber doch mit einigem Rückhalt, welcher, wie ich bald entdeckte, wohl weniger dem Menschen, als dem Bühnenschriftsteller galt. Darüber sollt' ich schnell in's Klare kommen. Nach unsern ersten Debut's zeigte er sich unbefangner, doch immer noch, wenn ich so sagen darf, vorsichtig. Erst nach der günstig aufgenommenen Darstellung des Schauspiels „Lorbeerbaum und Bettelstab" ging er offen mit der Sprache heraus: „Es ist mir ein Stein vom Herzen gefallen; Schwind, der das Stück in München mit angesehen, hatte mir gesagt, es wäre „„dummes Zeug,"" und da war mir bange. Nun ist's schon gut!" — Schwind, Moriz Schwind, der hochberühmte, vielbetrauerte Künstler, Bauernfelds intimster Freund! Bauernfeld sagte ihm in meiner Gegenwart auf den Kopf zu, solches Urtheil ausgesprochen zu haben, und wir lachten herzlich darüber zu Dreien. Ich konnte mir's leicht gefallen lassen, weil das Stück in Wien wirklich Glück machte; und wenn Bauernfeld des großen Malers Ansicht getheilt haben sollte, so hat er's doch nur im Stillen gethan. Das Verschweigen strenger Meinungen war übrigens seine

Sache ſonſt nicht. Er konnte paſſabel grob ſein, (wahrſcheinlich kann er's noch!) machte ſogar manchmal fait davon und ſchüttete ſich mit gewaltiger Aufrichtigkeit aus, wobei er wohl bisweilen das Kind mit dem Bade verſchüttet haben mag. In der erſten Periode unſeres Verkehrs bin ich nicht müde geworden mich zu fragen: wie geht es zu, daß Derjenige, welcher ſo derb ſich im Leben ausdrückt, den ſinnigſten, geiſtvollſten Dialog ſo zart und fein für ſeine Luſtſpiele zuſpitzt? Im vornehmſten Salon kann man's nicht zierlicher vernehmen wie Er's mit der Feder vorſchreibt . . . aber läßt er ſich beim Sprechen los . . . Donnerwetter, da kracht's! — Er war der damalige ächte Wiener im edelſten Sinne des Wortes, was Patriotismus, redliche Geſinnung, Anhänglichkeit und Treue für ſeine Kaiſerſtadt anlangte, . . . aber auch eingeboren und auferzogen in jenem Kultus für dieſe ſchöne Heimath, den ich eine großſtädtiſche Kleinſtädterei nennen möchte, weil es ihm nur dort möglich dünkt, Altäre aufzuſchlagen. Daß jenes grandioſe Reſidenz-Spießbürgerthum ſammt ſeinen oft philiſtröſen Kaffeehaus- und Beiſel-Exiſtenzen ſich durch freies Mundwerk für Beſchränkungen der Cenſur bei Druckſachen hinreichend zu entſchädigen wußte, hat Jeder bemerkt, der damals dort weilte. Freund Bauernfeld machte von dieſer ſtillſchweigend

tolerierten Sprechfreiheit einen bisweilen gar zu ſtarken Gebrauch. Ich habe eigentlich niemals begreifen gelernt, was im Auslande immer und immer wieder von Spionen und „Spitzeln" geredet und geſchrieben worden iſt. Fremde mögen wohl von aufhorchenden Beobachtern umgeben geweſen ſein; Einheimiſchen war, ſo ſchien es mir wenn ich Bauernfeld an öffentlichen Orten loslegen hörte, Alles geſtattet. Denn Er hat niemals ein Blatt vor den Mund genommen, hat Keinen, auch die gewaltmächtigſten Staatsmänner niemals geſchont, und dennoch entſinn' ich mich nicht vernommen zu haben, daß er irgend welchen „Verdruß" ſich zugezogen, oder, wie man's dort nennt, „an'n Anſtand" gehabt hätte; wiewohl der Polizeibehörde nicht unbekannt bleiben konnte, daß er auch in auswärtigen Journalen tapfer für nothwendige Reformen wirkte. Ob ſeine Bedeutung als dramatiſcher Dichter, die ſich hauptſächlich beim Hofburgtheater geltend gemacht und dieſem eine Reihe geiſtvoller eigenthümlicher Originalſtücke lieferte, dazu beigetragen, daß man abſichtlich Augen und Ohren verſchloß, wenn er noch ſo ſcharf drauf ging, darüber ſteht mir kein Urtheil zu. Wer ihn ſeine ſonore Stimme erheben hörte ohne Rückſicht auf lauſchende Umgebungen, der mußte annehmen, er genieße ein Privilegium ſagen zu dürfen was er denke. Bisweilen

iſt mir jenes (allerdings nicht ihm allein verliehene, wenn ſchon von Andern nicht gleich ihm ſo energiſch ausgebeutete) Privilegium vorgekommen wie ein Ventil, welches Graf Sedlnitzky am großen Dampfkeſſel ſeiner Hofſtelle für Ueberwachung gefährlicher Aeußerungen angebracht, damit beſagter Keſſel nicht berſte. Und ich möchte nicht gut ſtehen dafür, daß die förmliche Schließung jenes Ventils erſt dann erfolgt iſt, als der vieljährige Schlepppträger des Fürſten Staatskanzlers einen Kitzel verſpürte, ſich andern Mächten anzuſchließen, die da wähnten, ein Bischen Aufruhr könne nicht ſchaden, wenn nur der unbequeme Machthaber dadurch beſeitigt werde und ſie an deſſen Stelle kämen! Da platzte der Keſſel; aber ſie hatten ſich verrechnet. Der Riß wurde zu groß, und ließ ſich nicht ſogleich wieder flicken. Davon, ſo wie von ſeiner thätigen Theilnahme an einer politiſchen Bewegung, die er mit Feder und Mund erregen helfen, nachher. Doch ſei vorläufig ſchon angedeutet, daß ſein ſpäteres allegoriſches Luſtſpiel „Großjährig," welches beim erſten Erſcheinen nur eben der Cenſur ſo zwiſchen den Füßen durchſchlüpfen konnte, dereinſt Fleiſch und Blut annehmen, und in unverkennbaren Masken auf öſterreichiſchen Bühnen verkörpern ſollte, was bisher kaum angedeutet werden durfte. Wie geſagt, davon nachher. Im Jahre

Fünfunddreißig dachte kein Wiener an ein Jahr Achtundvierzig. Und lange nachher auch noch nicht.

Bauernfeld gehört zu den fleißigen Autoren, die mit ihrem Fleiße nicht kokettieren; sie sind selten. Wie viele geben sich den Anschein, als könnten sie ihre Arbeit nicht bewältigen, müßten sich aus dem Leben zurückziehen, von geselligen Freuden fern halten, um nur ja ihren Plänen eifrig obzuliegen. Und dabei bringen die Wenigsten etwas zu Stande. Er war niemals ein Spielverderber, machte Alles mit, jammerte niemals über Störung, hatte immer Zeit und förderte dabei die prächtigsten Sachen. Er ist nebenbei auch ein gediegener Mitarbeiter gewesen an der großen Sollinger'schen Shakspeareübersetzung[1]), von der freilich zu rügen bleibt, daß sie vielerlei Nachdrücke enthielt, die aber durch ihre Reichhaltigkeit, was neue eigene Verdeutschungen betraf, großes Lob verdiente. Durch die Anerkennung aufgemuntert, die er sich dabei erworben, wandelte ihn plötzlich der Trieb an, dem Großmeister Charles Dickens, genannt Boz, gebührende Ehren zu beweisen. Er war entzückt von des Engländers Talent und setzte sich die Aufgabe, eine desselben würdige Verdeutschung zu liefern. Mehrmals

---

1) In Einem Bande, der wie ich glaube jetzt völlig vergriffen ist.

hab' ich ihn darüber gefunden, wie er die ihm doch in jeder Weiſe näher liegenden eigenen Dramatica bei Seite ſchiebend, mit Aufgebot beſter Kräfte und ſchärfſter Kritik die großen Schwierigkeiten einer getreuen deutſchen Reproduction des humoriſtiſchen Briten zu beſiegen ſtrebte. Nur zu bald ſollte ihm klar werden, daß die Opfer an Fleiß und Zeit keine Entſchädigung erwarten dürften von Seiten eines oberflächlich verſchlingenden Leſepublikums, welches längſt gewöhnt iſt mit den roheſten Fabrikaten von dieſer Gattung vorlieb zu nehmen.

In dieſelbe Epoche fällt die Aufführung ſeines romantiſchen Drama's „Fortunat," worüber in ſeinem Schreiben an Tieck [1]) und den von mir beigefügten Anmerkungen Näheres zu finden iſt. Er hatte dieſes wahrhaft poetiſche Werk für's Burgtheater beſtimmt, auf welchem er ja einheimiſch und welches ihm vielen Dank ſchuldig war. Ob der damalige Direktor desſelben, der (gelinde beurtheilt) zweizüngige Deinhardſtein, die redliche Abſicht gehabt des Dichters Abſichten zu unterſtützen? Oder ob der gewandte Mann auch hier auf zwei Achſeln getragen? Darauf kommt's nicht an. Gewiß bleibt, daß Se. Excellenz der Oberſt-

---

[1]) „Briefe an Ludwig Tieck, herausgegeben von Holtei." I. Band.

kämmerer, Graf Czernin, dem „Zauberspiel" als zu märchenhaft und für eine kaiserliche Hofbühne unpassend, die Annahme versagte. Das ging dem Freunde tiefer zu Herzen, als er selbst den Anschein haben wollte. Er verhüllte den Aerger wegen getäuschter Hoffnung in brüske Scherze und erklärte sich bereit, den „Fortunat" uns für unser Vorstadttheater anzuvertrauen. Eine Erklärung, die uns, meine Frau und mich, einerseits mit Freude, andrerseits mit gerechter Besorgniß erfüllte, weil ich am Besten wußte, wie schwach es bestellt war mit den Kräften da draußen, und wie ich mit meinen eigenen schwachen Versuchen mich hatte winden und drehen müssen, um manche Rollen nur halbweges entsprechend zu besetzen. Nun gar ein hochpoetisches Drama!

Bevor jedoch diese seine Absicht zur That wurde, wollte er noch das Aeußerste wagen und eine Privat-Audienz bei Kaiser Franz nachsuchen, der sich ja gern und oft an seinen Lustspielen ergötzt hatte. Wer Bauernfeld kennt, konnte daraus ermessen, wie lieb ihm sein Schmerzenskind sei. Denn solche Audienz mußte gerade ihm zehnfach hart ankommen. Meine Erwartungen vom Erfolg waren sehr gering. Ich rief ihm beim Eintritt in die Burg theilnehmend nach: „Mönchlein, Du gehst einen schweren Gang!" Bei'm Ausgang, wo ich ihn erwartete, braucht' ich

nicht erſt zu fragen wie's abgelaufen? Es ſtand in ſeinem Antlitz geſchrieben. Doch gewann das Komiſche der jüngſt erlebten Scene beim Luſtſpieldichter bald die Oberhand. Wir begaben uns durch's Burgthor hinunter in den (jetzt auch nur noch der Sage angehörigen) Stadtgraben, einen für ungeſtörte Geſpräche beſonders geeigneten Raum. Se. Majeſtät hatte ſich, wie ich nun erfuhr, in des Dichters Berechtigung, dem neueſten Erzeugniſſe ſeiner Muſe Raum zu verſchaffen auf den Brettern, die für ſeine Arena gelten durften, gar nicht weiter eingelaſſen, und wollte weder die abweiſenden Gründe des Oberſtkämmereramtes noch die Gegengründe des Autor's hören. Nur ſeinen Unwillen gab der Kaiſer kund, daß man ihm mit dergleichen Details läſtig falle. „Wofür," ſprach Er, „hab' ich denn meine Beamten? Denen liegt die Pflicht und das Recht ob nach ihrer Einſicht zu verfügen. Laſſen Sie mich aus; da hätt' ich viel zu thun. Auf die Letzt' ſoll ich den Bettelvogt machen auch noch?" — Ueber dieſen Trumpf mußten wir, der Erzähler und ich der Hörer wider Willen lachen. Bauernfeld fügte bald beruhigt hinzu: Eigentlich hat Er Recht! — Der Verdruß war geſchwunden und wir überließen uns nun, nachdem keine Ausſicht weiter blieb, den Berathungen über die relativ beſte Rollenvertheilung.

Wie vorherzusehen gewesen, paßte das Bild nicht in den Rahmen, in den es gezwängt wurde. Der Dichter zog es, ernstlich verstimmt, zurück und meines Wissens ist es nirgends mehr hervorgetreten, was ich, um vieler darin vorhandenen Schönheiten willen, stets beklagt habe. Ein Monolog des vom traurigen Geschick in Einsamkeit getriebenen Fortunat, der mit den Worten schloß: „der wahre Mensch, das ist der Mensch allein" wäre nach meinem Gefühl genügend gewesen dem Stücke dauernden Werth zu verleihen, hätte dem Darsteller die geistige Kraft eingewohnt, ihn zur Geltung zu bringen.

In Folge jener mißlungenen Darstellung, deren Mißlingen der nachsichtige Freund uns in die Schuhe zu schieben weit entfernt war, bot sich mir unerwartete Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft einer Familie zu machen, welche in naher Beziehung mit ihm stand, aus den Tagen frühester Jugend, und für welche seine dankbare Anhänglichkeit viel, fast zuviel für seine Kräfte und Mittel gethan. Wie denn dergleichen — Entdeckungen muß man's nennen, stets wieder zu andern Entdeckungen führen, ergab sich nun auch für mich erst eine tiefere Einsicht in des Mannes eigenthümlichen Karakter. Seitdem ich durch Personen, die ihn lange und genau kannten, Aufschlüsse erhalten über sein Thun und Treiben im

Stillen, über ſeinen oft abſichtlich in ſchroffe Formen verhüllten menſchenfreundlichen Edelmuth, da legt' ich ihm (nur für mich) den Beinamen zu „le bourru bienfaisant,“[1]) und erinnerte mich des hübſchen Liedchens aus dem jetzt vergeſſenen, damals durch Sophie Loewe noch einmal aus langem Schlummer aufgeweckten Singſpiele „Fanchon,“ wo es bei ähnlicher Gelegenheit heißt: „Das ſind einmal wieder von Deinen Streichen; man kennt ſie ſchon!“ Seitdem hab' ich, neben der anerkennenden Achtung für Bauernfeld's Talent und Geiſt, die innigſte Verehrung für ſein Herz in meinem Herzen getragen; ſie mitgenommen da ich von Wien ſchied, und ſie ihm bewahrt bis zum Wiederſehn.

Ich entſinne mich noch eines Geſpräches nach der Darſtellung des Luſtſpiels „Bürgerlich und Romantiſch,“ welches bei Eröffnung des Theaters in Riga den zweiten Abend füllte und lebhafteſten Beifall erndtete. Es wurden meiner Frau Artigkeiten geſagt über ihren Antheil am Gelingen der Aufführung, die ſie beſcheiden von ſich ablehnte und auf den

---

[1]) Nach Goldoni's Original auf deutſchen Bühnen vor länger als 60—80 Jahren unter dem Titel: „der gutherzige Murrkopf“ (von Stephanie) oder auch: „der gutherzige Polterer“ (von Iffland), oft gegeben. Hätte billig heißen müſſen: „der wohlthätige.“

Dichter übertrug. Solche Rollen zu ſchreiben, äußerte ſie, verſteht nur Bauernfeld, und wir Alle, die wir dieſes Fach bekleiden, die wir ihm ſo viel verdanken, müßten eigentlich zuſammentreten und ihm eine Tantième aus unſern Spielhonoraren ſichern . . . Und das würde, ſetzte ich hinzu, denen am Beſten anſchlagen, die er heimlich unterſtützt; denn ſeine Bedürfniſſe ſind ſehr gering. — Während eines zweiten längeren Aufenthaltes (1841—42) trug ſich etwas recht Poſſierliches zu, wodurch mein Reſpekt für die Großſtädtigkeit Wieneriſchen Daſeins bedeutend geſteigert wurde. Weil ich diesmal, als Wittwer lebend, bei mir keinen Gaſt bewirthen konnte, ſondern genöthigt war gleich andern unbeweibten Freunden als da waren Witthauer, Grillparzer, Bauernfeld u. ſ. w. ein Junggeſellentreiben mitzumachen, ſahen wir uns gewöhnlich nur im Gaſthauſe, wo allenfalls ein Zuſammentreffen für beſtimmte Zwecke verabredet wurde. So geſchah es eines Tages nach der erſten Aufführung eines neuen Luſtſpiels (der Titel iſt mir entfallen), mit deſſen letztem Akte der Verfaſſer unzufrieden war, denn er hatte, worin ich ihm beipflichten mußte, bemerkt, daß der Antheil des Auditoriums abgenommen hatte. Nie und nimmer iſt mir ein Bühnendichter begegnet, der ſo geneigt geweſen wäre, umzuarbeiten, wovon er meinte, daß es nicht

genügt hätte! Ich möchte behaupten, daß er den Scenenbau mancher von ſeinen Stücken drei- bis viermal umgeſtürzt und geändert habe. Darüber ſtritt er gern mit Andern, hörte auf ihre Einwendungen, machte — ohne jemals empfindlich dabei zu werden — Gegeneinwendungen und brachte ſo friſches Leben in die Sache. Vielleicht hat er ſich bisweilen gar zu willig und nachgiebig gezeigt, ſo daß der geſchickten Hand mitunter die Fäden entſchlüpften, die das Ganze zuſammenhalten ſollten. An jenem Tage, auf den ich mich hier beziehe, waren wir ſchon im Kaffeehauſe an einander gerathen und führten das Geſpräch auf der Straße fort. Das Wetter war nicht geeignet, peripatetiſche Kritik zu treiben; wir beſchloſſen in's Zimmer zu flüchten. „Kommſt Du mit zu mir? oder wollen wir bei Dir? . . . .“

— Gleichviel! komm' nur!

In der Meinung ihn zu mir zu geleiten, ging ich, eifrig discutierend, neben ihm her.

Ich bewohnte einige Stübchen in dem Rieſengebäude, „Bürgerſpital“ geheißen, welches, wie man verſicherte, zehntauſend lebendige Inquilinen in ſeinen verſchiedenen Höfen beherbergte. Nach dem Hofe Nummer 13, Stiege ſo und ſo viel ꝛc. wendete ich mich und mir fiel auf, daß mein Begleiter, ſchon eh' ich ihm das enge Gäßchen bezeichnete, welches nach

genanntem Hofe führt, von ſelbſt den richtigen Weg einſchlug. Er war doch, ſeitdem ich dort hauſete, noch nicht bei mir geweſen? Wir klimmten bis zum dritten Stock empor. Auf der offenen Gallerie droben angelangt, zog ich den Schlüſſel zur Thüre des Vorgemachs aus der Taſche. Bauernfeld that desgleichen. Ich öffnete meine Thüre, Bauernfeld ſteckte ſeinen Schlüſſel in die nächſte gleich daneben. Ja, was machſt Du denn da? fragten wir beide zugleich und ſtarrten uns verwundert an. Jeder hatte geglaubt, er geleitete den Andern zu ſich! Länger als ein Jahr hatten wir alſo auf demſelben Gange, Thür an Thüre, gewohnt und entdeckten es erſt heute. Wenn das nicht großſtädtiſch iſt! —

Die Abend-Geſelligkeit unter Denjenigen, welche noch aus dem Gaſthauſe zum „Stern" einigen Zuſammenhalt gepflogen, hatte ſeit fünf Jahren andere Stätten der Vereinigung geſucht, ſo wie ſie auch andere Genoſſen gefunden. Von den harmloſen, wenn auch häufig über die Schnur hauenden Nachklängen altwieneriſchen Treibens war nicht viel übrig geblieben. Die Elemente des mittlerweile in Wirkſamkeit getretenen juridiſch-politiſchen Leſevereins reichten in unſere Kreiſe hinein, hatten in ihnen Wurzel geſchlagen, waren zum Theil ſogar unverſehends aus ihnen aufgeſchoſſen. Ich, in meiner politiſch-blinden

Naivetät fing wohl hin und wieder ein verlorenes Schlagwort auf, zerbrach mir jedoch nicht viel den Kopf darüber. Nur so viel merkte ich, daß Freund B. seinen Umarbeitungstrieb nicht mehr auf die Grenzen vierter Akte beschränkte. Auch ging er jetzt schärfer denn je mit der Rede heraus, und ich hatte oft und viel zu leiden von den Sarkasmen, mit denen er mich verfolgte, weil ich als Shakspear-Vorleser in der vornehmsten Welt Aufnahme gefunden. Etliche Male trieb er es so arg mit diesen Neckereien, wie ich's von einem Anderen kaum ertragen hätte. Aber wer konnte dem Treuherzigen zürnen, aus dessen sprudelnsten Grobheiten immer das beste edelste Herz mitredete? Er blieb mir halt „der gutherzige Polterer." Als solchen verließ ich ihn 1842 und war, alles Vorherbeobachtete wohlerwogen, keineswegs verwundert, ihn im Frühling 1848 als einen Hauptführer (einen geistigen wohlverstanden) jener gewaltigen Bewegung wiederzufinden. Schon war auch ihm die Sache über den Kopf gewachsen. Seine Exaltation rührte bereits nicht mehr von dem Bedürfnisse aufzuregen, und das Eisen zu schmieden, dieweil es noch warm sei, her. Sie wurde zugleich hervorgebracht von der gerechten Besorgniß eines redlich gesinnten Patrioten, ob auf dem eingeschlagenen Wege nicht große Gefahren drohten? Eines

Patrioten, der aber für den Augenblick nicht zurücktreten durfte, wollte er sich nicht boshaften Verkennungen aussetzen. Sein Zustand flößte Bedenken ein; die Aerzte unter seinen Freunden bestanden auf einer „Erholungsreise," wobei sie nichts weiter im Sinne hatten, als baldige Entfernung aus dem Parteien-Geschrei, welches von früh bis in die Nacht um ihn herum tobte und seine Behausung zu einem Versammlungsort für alle müßige Schwätzer machte. Sie hätten ihn zum Wahnsinn gebracht, das fühlte er selbst und brach auf gen Steiermark, wo ich bald mit ihm zusammentraf. Es gab dort, in dem sonst so ruhigen Graez, zwar Spektakel und unnützes Freiheitsgebrüll im Ueberflusse, aber mit dem Wiener Toben verglichen, schien es ganz erträglich. Verfehlte auch nicht günstige Wirkung zu üben auf den Zustand des Kranken, der nur noch ruckweise aufloderte. Mir sind zwei Erinnerungen in der Seele geblieben an jene Tage und zwar in frischesten Farben. Die Erste an den Abend, wo Er bei meinem Schwiegersohne, im Beisein der geistreichen Freunde: Josef und Moriz von Kaisersfeld, uns ein, mitten im Sturm des Märzen gedichtetes dramatisiertes Thiermärchen vorlas, voll von satyrischen, polemischen, leicht verständlichen, galligen Witz ausströmenden Anspielungen. Ich weiß nicht was aus dieser Dichtung geworden, ob sie gedruckt sein mag, oder ob er sie vernichtet

hat? Das aber weiß ich, daß mir während des Zuhörens der Gedanke: Eduard von Bauernfeld künftig einmal mit dem Komthurkreuze des Franz-Joſef-Ordens geſchmückt zu ſehen, nicht eingekommen wäre.

Die Zweite an dem Morgen, wo der Gouverneur Steiermarks vom Balkone des Rathhauſes die neugeſchaffene Conſtitutionsakte verkündete. Es war ein merkwürdiger, ſchöner, ſonniger, unheimlicher Morgen. Aus den zu Tauſenden verſammelten Maſſen ſchauete jeden unbefangenen Beobachter eben ſo viel Schreck und Angſt an, über unberechnenbare Folgen einer viel zu weit ausgedehnten, unvorbereiteten, ſich überſtürzenden Freiheit, — wie andrerſeits Grimm und Wuth über Nichtbefriedigung noch viel weiter gehender wilder Anſprüche. Einzelne Paragraphen wurden mit Beifall, einzelne kalt, noch andere mit Geziſch aufgenommen. Einen recht durchgreifenden zufriedenſtellenden Total-Eindruck konnt' ich nicht ſpüren. Wie geſagt: Die Begeiſterung klang wie im Rauſche und es blieb ein unheimlicher Morgen.

Ich ſtand neben Bauernfeld. All' die angedeuteten wechſelnden Stimmungen der Menge ſpiegelten ſich in ſeinen Geſichtszügen wieder. Als die Verleſung vorüber war, ſprach er zu mir: Na, für's Erſte denk' ich, könnten wir zufrieden ſein!"

Seitdem iſt nun bald ein Vierteljahrhundert vergangen und Er waltet und ſchafft noch unermüdet,

unverdroſſen, ſich und der Welt zur Freude. Sie haben ſeine ſiebzigjährige Geburtsfeier feſtlich begangen. Er iſt der Alte geblieben, in rüſtiger Jugendkraft; er „vertheidigt ſich nach Kräften!" Er bleibt auch den Freunden treu, die es gut mit ihm meinen. Die furchtbaren Lücken um ihn her, vom Tode geriſſen, mag er nicht minder empfinden wie die Freuden, die das Leben ihm noch gönnte. „'s iſt halt Welt," und Eins muß im Andern aufgeh'n.

Aber dabei gedenk' ich eines jüngeren, vor uns Verſtorbenen; des muntern luſtigen unerſchöpflich-fruchtbaren Sängers Alexander Baumann, den er gar ſehr liebte, deſſen reiche Gaben ihn ſo oft ergötzten. Wir nannten ihn „Der Bu!" — Bauernfeld zeigte einſt ein Briefchen vor, in welchem eine Landbewohnerin ihren Verwandten ſchrieb: „Grüßt den Bum!" (für Bub'n, d. h. Sohn).

Dieſe orthographiſche Abkürzung fand ſeinen höchſten Beifall und trug ſich dann auf Alexander über, wenn gerufen wurde: „Grüß' den Bum!"

Wo iſt der Bu?? Wem darf der jetzt wohl ſeine koſtbaren Schwänke vormachen? Sind ſie abgeſtorben mit ihm?

Daß ich doch, während ich dieſe Zeilen auf's Papier brachte, die Worte: „Grüß' den Bum!" unausgeſetzt im Sinne hatte.

Wer beſtellt ſolche Grüße in's unentdeckte Land?

118.

† Franz Grillparzer. †

Wir ſahn's voraus. Was willſt Du klagen? . . . .
Wenn ſie den Greis zu Grabe tragen,
Da tragen ſie ihn eben heim,
Von einer langen Erdenreiſe!
Das iſt der hergebrachte Reim
Im alten Lied. Man ſingt's jedwedem Greiſe.
Weil's nun auch ihm ertönt,
Was, Alter, willſt Du klagen?
Durft' Er, den ſie zu Grabe tragen,
Von Dank und Ruhm bekrönt,
Mit Kränzen voll belaubt,
Sein hohes Dichterhaupt
Nicht wie ein Sieger ſtolz erheben?
Was konnt' er Größ'res noch erleben,
Nach dem Triumph, den jüngſt ihm bot
Sein deutſches Volk? Kann's Beſſ'res geben
Für Sterbliche, als einen ſolchen Tod,
Gebettet noch im Sterben
Auf duft'ge Blumen blühend roth,
Die nur ein wahrer Dichter wird erwerben?
Auf ſeinem Grabe blüh'n ſie fröhlich weiter;
D'rum jammert nicht; begrabt ihn heiter!

Du haſt gut reden, junger Mann;
Wir Alte ſehn das anders an.
Nicht etwa weil wir ängſtlich grollen,
Daß Greiſe bald dem Greiſe folgen ſollen.
Das wär' ja feig und dumm zugleich.

Auch um den Dichter heg' ich keine Trauer,
Denn was Der ſchuf hat läng're Dauer
Als eines Menſchen Lebenszeit,
Und durch den Tod wird's erſt geweiht.

Nein, was ich weinend heiß beklage,
Das iſt (damit ich's ehrlich ſage,
Wie ich's empfind' in tiefſter Bruſt,)
Der unerſetzliche Verluſt
Des Freundes, den ich mir geneigt gewußt;
Den lange Trennung, weite Ferne
Mir nicht geraubt; nach dem ich ſah,
Wie wir nach einem feſten Sterne
Im Dunkel ſchau'n. Er blieb mir nah,
Wenn ich ihn dachte war er da,
Sammt all' den ſchönen Stunden,
Die ich durch ihn, bei ihm, mit ihm gefunden.
Selbſtſüchtig iſt mein Schmerz, doch wahr,
Und tief, und unheilbar.

So lange noch ein Herz, an dem wir hangen,
Lebendig ſchlägt, ſpricht man zu ſich:
Was willſt Du mehr verlangen?
Du weißt, es ſchlägt ja auch für Dich!
Und man empfindet wonniglich
Den Pulsſchlag, wie im eignen Blute,
Der uns beſeelt, der uns erfüllt mit Muthe
Und mit Vertraun. Entfernung iſt nicht hinderlich.

Doch wirſt Du gar zu alt,
Dann übt der Tod willkührliche Gewalt,
Macht warme Herzen leichenkalt,
Bricht ſie — und ach, Du mußt erleiden,
Daß Dir die liebſten Freunde ſcheiden.
Stets leerer wird's um Dich in weiter Welt.

So iſt es denn mit mir beſtellt
Das Herz, das auch für mich geſchlagen,
Zu Grabe haben ſie's getragen.
Darüber dürfte ich nicht klagen?

24. Jan. 1872.

119.

— Dankbar-getreue Anhänglichkeit, wir mögen ihr begegnen wann und wo es ſei, thut dem Herzen deſto wohler, je ſeltner ſie leider hienieden zu finden iſt, in dieſer Welt des Eigennutzes. Am rührendſten zeigt ſie ſich an Perſonen, deren Stellung und Beruf es gewiſſermaßen verzeihlich macht, wenn ſie, leichtſinnig dem Augenblicke lebend, die Gunſt, die ſie angewieſen ſind zu erſtreben, haſtig ergreifen wie ſie ihnen gerade geboten wird, ohne ängſtlich zu unterſuchen, wer ſie ſpendet. Niemand iſt mehr dem Erfolge der Gegenwart unterworfen als der Schauſpieler. Seine ganze Exiſtenz hängt von der Maſſe ab; wer kann es ihm übel nehmen, wenn er hin und her ſchwankt wie dieſe? wenn er ſich der öffentlichen Stimmung gehorſam fügt? Wenn er ſeine Anſichten, ſeine Forderungen, dem Machtgebot wechſelnder politiſcher Parteiungen momentan unterordnet? Soll Einer gegen Tauſende ſtreiten? Deshalb verzeihen wir dem Schauſpieler ſeine Inconſequenzen bei für und wider; tragen ihm nicht nach, daß er ſich heute hinreißen läßt, ſein geſtern zu verleugnen. Ach, und erſt die Schauſpielerin! Das wehrloſe Weib, das furchtſame Mädchen! Deshalb aber auch verdienen erhebende Ausnahmen ehrende Anerkennung. Ich denke hier zunächſt an Iffland, dem Feldmarſchall

Graf York jenen Orden, mit welchem der Königin Luiſe eigene Hand den Schauſpieler geſchmückt, nicht hätte mißgönnen ſollen, weil es ein „Komödiant" geweſen, der ihn empfing. Der Komödiant hatte in den Unglücksjahren feſter gehalten am Throne, an Preußen, an Deutſchland, an Pflicht und Ehre, als mancher General, als mancher hohe Beamte. Darüber ließe ſich viel reden und ſchreiben . . . Da ich aber nicht mehr ſchriftſtellern will, . . . wozu auch?

Ich habe von zwei franzöſiſchen Schauſpielerinnen geleſen, die glaub' ich nicht im beſten Rufe ſtanden, und denen ich dennoch große Achtung zolle. Demoiſelle Contat, eine ausgeſprochene Royaliſtin, hing beſonders an ihrer Königin Marie Antoinette. Als dieſe eines Tages den Wunſch laut werden ließ, das Schauſpiel „die Gouvernante" zu ſehen, aber nur wenn Dem. Contat die Hauptrolle übernähme, erlernte die gehorſame Schauſpielerin eine (durchaus nicht in ihr Fach gehörige) fünfhundert Verſe enthaltende Partie binnen zwei Tagen und führte dieſelbe mit allgemeinem Beifall durch. Sie ſchrieb über ſolches geiſtiges Rieſenwerk an einen Freund: „Ich habe jetzt erſt erfahren, wo das Gedächtniß eigentlich ſeine Stätte hat; es wohnt im Herzen." Dieſer Brief, mit Bewilligung der Königin veröffentlicht, hätte der Schreiberin bald das Leben gekoſtet,

als ſie mit beinahe der ganzen Truppe eingekerkert wurde. Nur wie durch ein Wunder entſchlüpfte ſie dem bereits über ihr ſchwebenden „National-Raſier-meſſer.“

Noch kühner zeigte ſich in liebender Anhänglich-keit Madame Dugazon. Man hatte, ſeitens derer, die es mit der königlichen Familie gut meinten, Marie Antoinetten den Rath ertheilt, ſich mit ihren Kindern bisweilen in verſchiedenen Theatern ſehen zu laſſen. Der 20. Juni 1792 war ſchon geweſen. Dennoch wagte ſich die Königin (zum Letztenmale) vor's Publikum und zwar in die ſogenannte „Comédie Italienne.“ Es wurde aufgeführt „les Evenements imprévus.“ Die Dugazon gab die Soubrette. In einem Duett, wo ſie zu ſingen hat:

„J'aime mon maitre tendrement,
„Ah! combien j'aime ma maitresse!“

legte ſie bei den letzten Worten die Hand auf's Herz und warf der königlichen Dulderin einen vielſagenden Blick zu. Allſogleich ſtürzten die im Saale anweſen-den Jakobiner auf die Bühne, um die Frevlerin zu züchtigen; und hätten deren Kollegen ſie nicht ſchützend umgeben und mit Gefahr für ſich ſelbſt ihr die Flucht ermöglicht, die Aermſte würde zuverläſſig erdroſſelt worden ſein. Nachdem ihnen ihr Opfer entzogen war, verjagten ſie die Königin nebſt Kindern und

Mad. Eliſabeth aus der Loge. Die Wache hatte große Mühe Frauen und Kinder unverletzt in die Kutſchen zu bringen. Eine neue Heldenthat war vollbracht.

Seit jenem Abend hat ſich die Dugazon, unter dem Vorwande fortwährender Kränklichkeit von der Bühne zurückgezogen; in Wahrheit aber, weil ſie's „nicht über ſich vermöge, in Stücken aufzutreten, die ihren Empfindungen und Geſinnungen zuwider wären."

O Komödiantin! welche Lehre bieteſt Du vielen Staatsmännern.

Auf ſolche Frauen läßt ſich wohl anwenden, was die Schrift ſagt: „Ihr ſind viel Sünden vergeben, denn ſie hat viel geliebet!"

120.

— In Zeitungs-Anzeigen wird ein verheiratheter Gärtner geſucht, „der die Jagd beſchießen kann, aber nur mit guten Zeugniſſen." Derſelbe darf ſich beim Dominio W. melden. Der Verfaſſer obiger Aufforderung iſt eben kein guter Styliſt. Er hat jedoch, gewiß ohne ſeine Abſicht, einen guten Witz gemacht, der ihm keinesfalls gerathen wäre, hätte er geſchrieben: Ein Gärtner mit guten Zeugniſſen, der die Jagd beſchießen kann u. ſ. w. Jetzt iſt's weit

hübſcher. Jedweder Leſer, eh' er ſich's logiſch zurecht rückt, muß vermuthen, der Mann ſoll mit „guten Zeugniſſen" auf Haſen und Hühner losplätzen, ſtatt mit Schroten. In dieſem Mißverſtändniſſe aber liegt gerade der verborgene Witz. Denn auf uns Alle, die wir dafür bekannt ſind, daß wir, wenn auch nur zur Noth, unſer leidlich Auskommen, und dabei kein hartes Herz haben, wird fortwährend geſchoſſen, und zwar ſtets mit „guten Zeugniſſen, welche Bettelbriefen beiliegen; mögen es nun Führungs-Atteſte, amtliche Beſtättigungen, mögen es testimonia paupertatis, d. h. unverſchuldeter (!) Armuth ſein. Beſagte Schüſſe erfolgen unausgeſetzt, ſie treffen jedesmal und haben noch die Unannehmlichkeit, daß der Schütze ſeine Munition zurückverlangt, (jene „guten Zeugniſſe" nämlich; manchmal ſogar den Bettelbrief,) um beides ferner zu verwenden! Darin ſind jedenfalls die Haſen beſſer d'ran. Von denen wird wenigſtens nicht verlangt, wenn ſie Wolle und Schweiß haben laſſen müſſen, daß ſie auch noch Pulver und Blei herausgeben ſollen.

Wehe Dir, wenn Du derlei „gute Zeugniſſe" verlegſt, verlierſt, wenn ſie Dir, morſch wie ſie längſt waren von vielem Gebrauch, unter den Fingern ſich vollends zerfaſern! Der Freiſchütze klagt auf Schadenerſatz gegen Dich!

Nimm Dich in Obacht vor dieſen Franktireurs mitten im Frieden. Größere Städte beherbergen dieß Geſindel in Schaaren. Sie arbeiten unter dem glorreichen Banner der „Freizügigkeit.“

121.

— Verſchiedene Zeitungen bringen buchſtäblich folgende Anzeige:

„Univerſal-Mittel gegen Schwächezuſtände junger und alter Männer ſind die Sampſons-Pillen, vom Apotheker F. gefertigt. Die Wirkung iſt überraſchend. Sechszig Stück im Etui 2 Thlr. ꝛc.“

So weit hätten wir's denn alſo glücklich in der lieben Freiheit gebracht, daß auch die letzte Schranke medizinal-polizeilicher Aufmerkſamkeit und Vorſicht danieder geworfen und ſämmtlichen Pfuſch- und Schwindel-Kuren das weiteſte Feld geöffnet iſt.

Polizeiliche Kontrole? Sklaviſche Bevormundung? Fort damit! Wir brauchen die Fürſorge der Regierungen nicht mehr, hinter der ſich oft Eingriffe in Volkes Rechte verbergen! Wir ſind keine Kinder mehr! Wir ſind reife Weltbürger. Zwar ſind wir bisher viel beneidet worden von Engländern, ſogar von Amerikanern, um unſere ſtrengen Geſetze gerade

auf dieſem Felde, durch welche die ungebildete, leichtgläubige Menge väterlich geſchützt wurde, vor dem gar nicht zu berechnenden Unheil durch betrügeriſche Arkana von gewiſſenloſen Speculanten angeprieſen. Aber es waren doch immer Geſetze; ſie beſchränkten doch immer! Fort damit, wie geſagt; wir wollen unbeſchränkte Freiheit, wir verlangen ſie in allen Gebieten: in der Preſſe, auf der Bühne, im Wucher, beim Schuldenmachen, bei ärztlicher Behandlung. Es ſoll jedwedem frei ſtehn, ſich vergiften zu laſſen, ſo wie vice versa zu vergiften. Vielleicht finden wir bald Anzeigen von Pillen, welche ausgeboten werden als Mittel für Erbſchleicher, Den und Jenen, ebenfalls mit „überraſchender Wirkung" um's Leben zu bringen. Der Unterſchied zwiſchen ſolchen und den bereits ausgebotenen wäre nicht groß. Mörderiſch, ruchlos ſind beide Sorten. Und habe ich die Wahl, ſo ziehe ich wahrhaftig den Scharfrichter Sanſon jenem Pillendreher Sampſon vor.

122.

— Magiſtrat und Verordnete meiner Vaterſtadt Breslau haben mir die unverdiente Ehre gegönnt, einer neu entſtehenden Straße meinen Namen beizulegen. Das erſte Gefühl bei dieſer Kunde iſt natür-

lich dankbare Erkenntlichkeit geweſen. Das nächſte war Beſchämung. Und letztere wurde ſo mächtig in mir, daß ich Jahre vergehen ließ, bis ich mich entſchließen mochte, mich ſelbſt, auf blaue Eckanſchläge geſchrieben, in Augenſchein zu nehmen. Die Holteiſtraße verbindet zwei andere, ſchon vollbebaute, während ſie ſelbſt ſich theilweiſe erſt im Werden befindet. Auf der einen Seite iſt ihre Ausdehnung noch kurz. Sie ſtößt da auf einen Gartenzaun, und die Welt iſt ihr dort (1871), wie man's zu nennen pflegt, mit Brettern vernagelt. Auf der andern Seite läuft ſie eine hübſche Strecke. Obwohl ihr Anfang und ihr Ende bereits recht große, ſtattliche Gebäude trägt, machte ſie mir doch, wie Alles was unfertig, zum Theile wüſt erſcheint, einen traurigen Eindruck. Die Häuſerreihen von weiten öden Bauplätzen unterbrochen; der ungepflaſterte, breite Fahrweg, aus deſſen unergründlichem Staube eine Schaar wilder Jungen verfinſternde Wolken aufwühlten, zur Feier meines erſten Beſuches; erſtaunte Geſichter vor Hausthüren und an offnen Fenſtern, die mich fragend muſterten, was ich da ſuche? . . . Es wurde mir unheimlich dabei. Und nur die Begleitung eines jungen Kriegers ſtählte mir den Muth, daß ich mich völlig durchwagte. An der Ecke beim Ausgange ſenkte ich verlegen den Blick vor der blauen Holtei-Tafel, und eilte aus dieſem Bereiche

zu entkommen, immer in der Furcht, es könnte in dem blühenden Nachwuchs Einer oder der Andere mich erkennen und mir ſpöttiſch nachſchreien. Kurz der Zug war kein Triumphzug, und ſo beſtrafte ſich die kindiſche Eitelkeit des alten Mannes, der auf den Genuß einiger Popularität ausgegangen, ſich begnügen mußte, etliche Handvoll Staub geſchluckt zu haben.

123.

— Dadurch, daß ich mich neuerdings in die Fülle Friedrich Rückert'ſcher Dichtungen vertieft, mich in ihrem Reichthum gleichſam gebadet und erquickt habe, iſt mir zu eigener Ueberraſchung klar geworden, weshalb ich, bei aller gebührenden Verehrung für Schiller, dieſem geliebteſten, im ganzen Volke wahrhaft angebeteten Poeten, meine innerſte wärmſte Begeiſterung niemals recht zuwenden konnte. Sein großer, hocherhabener Geiſt ſtrebte, dachte, dichtete im Abſtrakten, im Idealen, er philoſophierte. Er iſt ein Buch- ein Stuben-Dichter. Rückert lebte und webte mit und in der Natur; er iſt ein Natur- ein Leben-Dichter.

Goethe iſt ein Welt-Dichter; ihm ſteht Rückert näher als Schiller.

124.

Was man auf ſeine alten Tage noch lernt! Da leſ' ich eben im Konzertbericht einer Zeitung, der von Beethovens „Adelaide" ſagt: „Ewig ſchade bleibt es immer, daß der ſüße Liebesgeſang einen ſo komiſch-zopfigen und faſt albernen poetiſchen Text verewigen muß, wie Matthiſſon's „Einſam wandelt Dein Freund" und die „Purpurblättchen," welche der „Aſche" ſeines weichgeſchaffenen Herzens entwachſen!" — Und ich Unglücklicher habe bisher das Matthiſſon'ſche Gedicht für bezaubernd ſchön gehalten!? Da ſieht man denn zu ſeinem Schreck, wie dumm-naiv man geweſen iſt; wie „zopfig!" — Für ſchärferen kritiſchen Blick iſt mein Auge ſchon zu alt.

125.

— Mein alter Freund A., nachdem er etliche und zwanzig Jahre verbraucht, eh' es ihm einfiel den Roman „Chriſtian Lammfell" zu leſen, hat das Buch kaum in die Hand genommen, als er auch ſchon einen groben Schnitzer darin entdeckt, auf den ich wahrſcheinlich nie gekommen wäre und wär' ich hundert Jahre alt geworden. Er rief mich auf der Promenade an: „Höre, mein Lieber, wie ſoll ein

Menſch, der auf den Kuffen eines Schlittens ſteht, mit der Peitſche knallen, wenn ihm, wie Deinem Huſaren Lebrecht, der linke Arm fehlt? Um die große Schlittenpeitſche tüchtig zu ſchwingen, dazu gehört ein großer Aufwand von Kraft; den kann kein Menſch mit der Rechten entwickeln, wenn er keine Linke beſitzt, womit er ſich feſthält. Er muß nothwendig vom Stengel fallen, ohne ſolche Hilfe."

Dagegen wußt' ich nichts einzuwenden. Dunkle Erinnerungen an jugendliche Peitſchenknallverſuche beſtätigten lediglich des ſcharfſichtigen Juriſten ſcharfe Rüge. Leider bin ich nicht in der Lage, jene Stellen im Buche abzuändern; aber meine Ehrlichkeit macht mir's wünſchenswerth, die Beſitzer deſſelben eines Beſſern zu belehren.

126.

— Sehr geiſtvolle Männer hatten mir längſt geſprochen von einem am Himmel franzöſiſcher Litteratur emporſteigenden Doppelgeſtirn: Erckmann-Chatrian. Es ſollen zwei Freunde ſein, die gemeinſchaftlich arbeiten. Wie ſich das macht und machen läßt, konnt' ich niemals recht begreifen; wenigſtens bei Romanen nicht. Bei Theaterſtücken, wo Einer den Plan, der zweite den Dialog, der dritte die Couplet's liefert, iſt mir's eher verſtändlich.

Jedoch eine Erzählung, die aus einem Guſſe von Zweien zugleich geſchrieben wäre . . . ich dächte man müßte überall die Anſatznäthe ſpüren? und ich glaube, ſie laſſen ſich wohl entdecken.

Das erſte der ſo viel geprieſenen Bücher, deſſen ich habhaft wurde, hieß: „histoire d'un conscrit.“ Ich hab' es mit Anerkennung ſeines Werthes geleſen, aber von warmer Theilnahme hab' ich nichts empfunden. Ein innerliches Mißtrauen gegen den, oder die Verfaſſer erhob ſich in mir. Ich wüßte keine Gründe deſſelben näher zu bezeichnen; ich fühlte mich angezogen durch viele nicht wegzuleugnende Schönheiten; ich fühlte mich abgeſtoßen durch die Ahnung, daß die Herrn, trotz ihres zur Hälfte deutſchen Namens, enragierte Feinde, blinde Gegner deutſchen Weſens, daß ſie ſammt allen ihren friedfertigen, volks- und menſchenfreundlichen Lehren, im Grunde doch recht hochmüthige, einſeitige, Haſſ-erfüllte Franzoſen ſein könnten. Eine Ahnung, welche durch ſpätere Bekanntſchaft mit anderen ihrer Werke lediglich beſtätigt worden iſt. Dieſe immerwiederkehrenden Anpreiſungen der Revolutionswuth; dieſe begeiſterten Reminiscenzen an die erſte „Commune“; dieſe leeren Phraſen bei'm Sturze Louis Philipp's; dieſe Vergötterungen des Pariſer Volkes[1]),

[1]) Z. B. Auf dem hôtel de ville (1830). „Nous sommes ici chez nous! quand la France parle d'ici à L'Europe,

während es gerade im beſten Plündern, Rauben, Zerſtören begriffen iſt, verſcheuchen mir die Freude an jenen mit ſolch unverkennbarem, oft bezauberndem Talente geſchriebenen Schilderungen von lieblichen Naturſcenen, von ländlichem, oder kleinſtädtiſchem bürgerlichem Stillleben, und an mitunter meiſterhafter Karakteriſtik. Sollte ſich der in die Augen ſpringende Dualismus aus zwei total verſchiedenen Naturen, aus zwei ſcharfgeſonderten Individualitäten herſchreiben? — Was hat dieſe dann vermocht, ſich als Collaboratoren zuſammen zu ſchweißen? Räthſelhaft!

Was mich am meiſten befremdete in den ſich von Tage zu Tage ſteigernden, mündlichen wie gedruckten Verkündigungen des Evangeliums Erckmann-Chatrian, war die Bedeutſamkeit die dem deutſchen Element ihrer Erzählungen beigelegt wurde. Leſend fragte ich mich oft: biſt du denn allein ſo ſtumpf, dies nicht herauszufühlen? Und dieſe Frage hat meiner Gerechtigkeitsliebe förmliche Angſt gemacht, bis ich geſtern, in der histoire d'un sousmaître[1]) eine ent-

---

tous les Rois tremblent." — Hat Louis Napoleon damals nicht ſchon auf dem Sprunge geſtanden, die prahleriſchen Maulhelden klein zu kriegen, ſie zu unterjochen? — Und wie bald war's geſcheh'n. Es geht nichts über pomphafte Worte!

1) Wohl verſtanden, in einer ſpäteren, nach dem Kriege beſorgten Ausgabe! Die erſte, hör' ich, enthält dieſe Stelle nicht.

ſcheidende mich beſchwichtigende Antwort empfing. Sie lautet:

„Man kann ſehr unterrichtet ſein und ſehr dumm dabei, das zeigt ſich täglich. Sind nicht z. B. die Deutſchen, die ja ſämmtlich leſen und ſchreiben lernen, das tückiſcheſte brutalſte Volk Europa's? Haben ſie nicht wieder aufgeſtellt das Recht erobernder Gewaltthat, um ohne Gewiſſensbiſſe Beſiegte zu beſtehlen und zu plündern? Woher kommt das? Von dem Unterricht, der ihnen zu Theil wird im ſchlechten Sinne! Anſtatt ſie zu erziehen für die Liebe zur Menſchlichkeit, zur Freiheit, zur Gerechtigkeit, pfercht man ihnen Raub-, Rache- und Herrſchafts-Gelüſte in den Kopf. Der einfache geſunde Sinn müßte „dieſen Leuten" doch ſagen, daß ihre Art und Weiſe ſich als Freunde bei Nachbarvölkern einzuſchleichen, als Spione Abdrücke von deren Thürſchlöſſern zu nehmen, eine ſchandbare unredliche Sache iſt; daß Schinderhannes ſelbſt nicht anders verfuhr, und daß über kurz oder lang Europa ſie hetzen wird, wie ein Rudel Wölfe. Aber ſammt ihrem vielen „Wiſſen" ſind alle dieſe Deutſche ſehr borniert. Die Begierde, fremdes Eigenthum wegzuſchnappen, verwirrt ihnen das Gehirn. Daraus geht hervor, daß die Frage: was man lehren,

worin man die Kinder unterrichten ſoll, ungleich wichtiger ſei als ſonſt Alles. Ich behaupte folglich, man muß ſämmtliche monarchiſch abgefaßten Bücher beſeitigen, und ſie durch demokratiſche erſetzen."

Daß franzöſiſche Autoren frech genug ſind, ſolch' alberne Urtheile in die Welt zu ſchleudern, das iſt uns leider nichts Neues. Daß aber deutſche Männer in dergleichen Verleumdern „Stammgenoſſen" zu begrüßen geneigt ſcheinen, würde mir ganz unerklärlich bleiben, läge nicht vielleicht in den letzten Zeilen obigen Citates eine Erklärung dafür.

Ich habe vollkommen genug an dieſem einen Pröbchen und will gern jeglichen Genuß entbehren, den künftighin die Firma Erckmann-Chatrian uns darbieten möchte.

127.

— Ich war auf meine alten Tage in die ſchleſiſche Heimath zurückgekehrt, um in ihr zu ſterben, nicht aber um ſo viele Gönner, Verwandte, Freunde und Genoſſen aus früherer Zeit begraben zu helfen, oder ihnen nachzuweinen — derer hier gar nicht zu gedenken, die während dieſer letzteren Jahre außerhalb unſrer

Provinz hinüber gegangen ſind. Welch' eine Reihe von Namen, die da an mir vorüber zieht:

General von Sydow — v. Spiegel auf Dammern — Friedrich Graf Schweinitz — Kommand. General von Mutius — (ſämmtlich Mitſchüler aus der Bresl. Erziehungsanſtalt) Stadtrath Pulvermacher — Guſtav von Haugwitz auf Brieg bei Glogau — Erdmann von Gilgenheimb — Kammerrath Knoblauch — Geh. San.-R. Dr. Nagel, General von Chappuis — Karl von Waldow (Brieg) — Obriſt von Graurock nebſt Gemahlin und Sohn — Gottliebe von Taubadel (Oels) — Wilhelm von Taubadel auf Roſchkowitz — Meine Schweſter Konſtanze — Geheimeräthin Frieſner — Ulrike Frieſner — General von Bojanowski — Frau von Hauteville — deren Sohn, (Juſtizr. in Trebnitz) — Hofrath Dr. Schmieder (Liegnitz) — Obriſt von Lojewski nebſt Gemahlin — Frau Emilie Schaubert — Auguſt Siegert (Maler) — Frl. Antonie Gelinek — Dr. Adolf Gad — Ger.-Direktor Kretſchmer (Waldenburg) — Obriſt-Lieut. von Jordan (Ratibor) — Geheimerath Ernſt Freiherr von Koeller auf Köben — Moriz Rob. Landshutter — Eduard Trewendt — Albert Middeldorpf — Dr. Beinert (Charlottenbrunn) — Stadträthin Korn, geb. Freiin von Kospoth — Friedr. von Bequignolles Dr. G. G. Roeller (Glogau) — Dr. Aug. Kahlert

— Juſtizrath Robe nebſt Gemahlin (Hirſchberg) — Frau Leocadie von Nimptſch — Profeſſor Haaſe — Oberpräſ. Freiherr von Schleinitz — Gymnaſial-Direktor Schönborn — Baron Kittlitz (Liegnitz) — San.-Rath Dr. Kunze (Reinerz) — San.-Rath Dr. Kurſawa (Trachenberg) — Landrath Alex. Groſchke (Frankenſtein) — Karſch, Kunſthändler — San.-Rath Dr. Junge (Friedeberg a. O.) — San.-Rath Hermann Kalkſtein — Präſident von Viebahn (Oppeln) . . . . ach, wie Manche noch. Ich nenne hier nur die meinem Herzen, meiner Dankbarkeit die Nächſten mir, ohne Beobachtung der Zeitfolge, vor's Gedächtniß treten. Und erſt außerhalb Schleſien . . . Anſchütz und Frau — Friedr. Beckmann — Dr. Wilh. Loebell (Bonn) — Stavinsky — Dr. Waagen — Ladisl. Graf Oſtrowski — Prof. Dr. Unger (Gräz) — Wilhelmine von Müllenau, geb. Freiin von Erben (Gräz) — Schulrath Dr. Francke (Bernburg) — Joſef Wagner — F. W. Gubitz — Geh. R. Oswald Blumenthal — Dr. Rud. Koepke — Advokat Bienemann (Riga) — Schulrath Dr. Heiland — Friedr. Hebbel — Forſtrath Schmiedlein (Steiermark) — Adolf von Treskow — Frau Senator Hartlaub (Bremen) — Jean Jacques Ampère (Paris) — Wilh. Wackernagel — F.-Marſchall-Lieutn. Wilhelm von Marſano (Görz) — Heinrich Marr — Franz

Grillparzer — Wilibald Alexis . . . . . eine Todespost jagt die andere.

Von allen hier Genannten wüßt' ich viel und vielerlei zu erzählen. Von meiner Anhänglichkeit für sie, von ihrer Güte, Großmuth, Treue für mich. Das könnte ein langes, ewig langes Buch werden. Deshalb soll's der Ewigkeit vorbehalten bleiben. Aber in dieser, hoff' ich, werden wir Besseres zu thun haben, als Bücher zu machen? Barmherziger Gott, es wäre ja fürchterlich, ginge der Erdenjammer wieder von vorne los.

128.

— Es ist mir stets zuwider, wenn an mich gerichtete Briefe die Aufschrift tragen: „dem Schriftsteller" ꝛc. (Litterat klingt gar entsetzlich.) Weshalb denn überhaupt eine solche Bezeichnung? Muß denn jeder Mensch einen Titel haben, oder einen Stand? Genügt nicht der Name? Und darf die Schriftstellerei für einen Stand gelten? Kann nicht jemand ein Amt bekleiden, dessen Bezeichnung auf die Adresse geschrieben wird, und kann er nicht nebenbei auch schriftstellern? Wem ist es eingefallen, an E. T. A. Hoffmann, oder an Ed. Hitzig zu adressieren, an den

Schriftſteller ſo und ſo. Man ſchrieb: An den Kammergerichtsrath, an den Kriminaldirektor ꝛc. Warum ſoll man nicht ganz einfach ſchreiben, an Leute, die in der großen Maſchienerie, Staat genannt, keine, durchaus keine Stellung haben: An die Herrn X. Y. Z.? „Schriftſteller" iſt obendrein noch eine durchaus unbeſtimmte Betitelung. Sie läßt ſich anwenden auf den Philoſophen, den Naturforſcher, den Philologen, den Theologen, den Hiſtoriker ꝛc., in ſo fern dieſe Bücher edieren, wie auf den käuflichſten Pamphletiſten. Sie iſt ſo allgemein gehalten, daß ſie eben weil ſie jeglicher Auslegung fähig iſt, gar nichts mehr bedeutet, und ſchon deshalb weg bleiben ſollte. Aber der Deutſche, wie er ſein unſeeliges Wohl- und Hochwohlgeboren nicht aufgeben will, will ſich auch nicht entſchließen, ſeinen Nebenmenſchen ſonder Titel anzuerkennen. Er fürchtet, wenn er ihn kurzweg bei Namen nennt, ohne Zuthat, die gebührende Achtung zu verletzen, und will auch unſer Einen, wo er ſonſt keine Hilfe findet, wenigſtens durch den „Schriftſteller" ehren. Verwünſcht zweifelhafte Ehre, zur Zeit. Ein Schriftſteller .... ein Bücherſchreiber — ein Romanmacher .... Trauriges Métier! Ich hab' mir, als niederſchlagendes Pulver, nachſtehende Worte aus einem Romane des Ernſt Feydeau abgeſchrieben. Der Mann ſagt, von lüder-

lichen Frauenzimmern redend: „Dieſe ſpekulieren, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, wenigſtens nur mit ihrem Körper. Wir (die Schriftſteller) wir treiben Schacher mit unſrer Seele. Unſere Hoffnungen, unſere Schmerzen, unſere Reue, unſre geiſtigen Beſtrebungen überliefern wir dem Publikum, das ſich entweder wenig darum bekümmert, oder (im beſten Falle) ſich daran „„amüſiert."" Den ſtupiden Gladiatoren des alten Roms vergleichbar, welche lüſtern nach Beifall einer überſättigten Maſſe bis zum Sterben danach rangen, warten wir mit unſern Seelen- und Todeskämpfen der Leſewelt auf!" —

Soll ſich Einer nicht ärgern, wenn er auf dem Briefcouverte leſen muß: „Dem Schriftſteller ꝛc."?

Ein in Breslau (um das Jahr 1820) lebender Dr. Hermann, der nach langem fruchtloſen Dichten, Tichten und Trachten halb-wahnſinnig geſtorben iſt, war ſo titelſüchtig, daß er ſich mit dem Doctortitel — wie er zu dieſem gelangt ſein dürfte, mag der liebe Gott wiſſen, und etwa die Quäſtur jener Univerſität, welche ihm Quittung ertheilt hatte über richtigen Empfang der ſtipulierten Summe für's Diplom! — daß er ſich, wollt' ich ſagen, nicht damit zufrieden ſtellte, ſondern nach allen möglichen zu erhaſchenden andern Titeln griff. So unterzeichnete der gute Mann dereinſt ein ſeiner Feder entfloſſenes Streitſchriftchen:

„Dr. Hermann, Mitglied der Streit'ſchen Leihbiblio=thek.“ Allerdings war er Abonnent dieſes gemein=nützigen, damals für Breslau einzigen Inſtitutes, bezahlte folglich ſein Anrecht auf beſagten Titel Monat für Monat. Dennoch theilte er dieſes Anrecht mit ſämmtlichen übrigen unzählbaren Abonnenten, deren Jeder, ohne Unterſchied, ſich eben ſo hätte unterzeichnen dürfen.

Sind wir, ſogenannte Schriftſteller, was die Maſſe der unüberſehlichen, etwas gemiſchten „Standes=genoſſen“ betrifft, nicht in gleichem Falle? Jedesmal wenn ich ein Schreiben erhalte: „An den Schrift=ſteller“ muß ich jenes armen Narren denken, lache jedoch nicht mehr über ihn.

Einige Abwechslung tritt bisweilen ein. Ich empfange von Zeit zu Zeit Zuſchriften eines Mannes, der ſich durch mich gekränkt glaubt, weil ich (ohne ihn zu nennen) etliche Späße aus ſeinem Leben in einem Journal mittheilte; und der nun in ſeinen mir gewidmeten Zuſchriften die abſcheulichſten Schmä=hungen mit gröbſten Ausdrücken zu Papiere bringt, ſo daß man ſich wirklich ärgern könnte. Doch ich ärgere mich nicht darüber, denn mich erheitert die feſtſtehende Adreſſe: „An den ehemaligen Komödianten H.“ Mir klingt das immer noch hübſcher wie „Schriftſteller.“

129.

— Pikante Anekdoten, wenn sie hübsch erzählt, berühmte Persönlichkeiten betreffen, sind recht unterhaltend, und man verzeiht ihnen auch gern einen Anstrich von Bosheit. Nur müssen sie den Stempel der Wahrheit tragen. Wenigstens dürfen sie nicht aus dem Reiche der Möglichkeit hinaus, sich in offenkundige Lügen verlieren. Welch' ein Leichtsinn Seitens der Herren Erzähler in diesem Gebiete herrscht, davon kann sich ein aufrichtiger ehrlicher Mensch gar keinen Begriff machen. So enthalten u. a. „Biographische Skizzen über Heinr. Heine," worin dessen witzige Freimüthigkeit gepriesen wird, folgenden Passus:

„Sagte doch **Heine** einst dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, als dieser an Rahel erzählte, er habe mit Goethe gesprochen: „„Jetzt sind Sie ihr unter Brüdern um 4000 Thaler mehr werth!""

Wie alt mag Herr Heine gewesen sein, da Louis Ferdinand den Heldentod bei Saalfeld suchte und fand? Sechs Jahre, sollte ich denken. Und mit sechs Jahren schon so witzig und spitzig! Na, da ist's hernach kein Wunder . . . .

Fast noch komischer wirkt aber in jenen Skizzen

ein Ausfall gegen einen allverehrten, um preußiſches Unterrichtsweſen verdienſtvollſten Mann. Es heißt:

„Ihren Gipfel hat wohl die abgöttiſche Goetheverehrung in dem Toaſte erreicht, den der kürzlichverſtorbene Johannes Schulze einſt bei Varnhagens an einem Goethefeſte ausbrachte:

„„Ach wär' ich doch ein Fiſch,
So wohlig und friſch,
Und ganz ohne Gräten,
So wär' ich für Goethen
Gebraten auf'm Tiſch
Ein herrlicher Fiſch.““ —

Abgeſehen davon, daß der Scherz, dem obige Stelle entlehnt iſt, und aus dem jedweder nur einigermaßen mit Goethe's Dichtungen Vertrauter die Parodie eines Goetheſchen Gedichtes auf den erſten Blick erkennt — daß dieſer Scherz ein durchaus gelungener, beluſtigender, ſeine Wirkung vollſtändig erreichender war; abgeſehen davon iſt Alles Uebrige Lüge.

Das Feſt fand nicht bei Hrn. Geheimerath von Varnhagen ſtatt, (der hütete ſich wohl dergleichen zu veranſtalten,) ſondern es war ganz einfach die alljährige Feier des 28. Auguſt in der litterariſchen Mittwochsgeſellſchaft. Zweitens aber war Johannes Schulze nicht der Verfaſſer und Sprecher beſagten Schwankes, ſondern der als Theater-Kritikus in der

Spener'ſchen Zeitung lange Zeit hindurch thätige, von Goethe lobend anerkannte, ehemalige Referendarius Friedrich Schulz, vulgo Theaterſchulz und noch vulgoer als ächte Berliner Stadtfigur kurzweg: „Spuckſchulz" genannt; welchem Staegemann halb ſpöttelnd, halb ernſthaft gemeint, den Titel „Mein Hauspoet" zu ertheilen liebte.

Johannes Schulze ſtand zwar in den intimſten Beziehungen zu Weimar und zu Goethe, wußte jedoch gut genug, was er ſeiner Stellung und Würde als Staatsmann ſchuldig war, um in einer großen Geſellſchaft (deren Mitglied er überdies nie geweſen, und die er ſelten als Gaſt beſuchte) dergleichen Späße zu treiben.

Herr von Varnhagen, obgleich er ſeit Gründung des Vereines, den er mit geſtiftet, Theilnehmer desſelben war und blieb, und ſich faſt regelmäßig vor den Leſeſtunden einſtellte, ſetzte ſich doch niemals mit zur Abendtafel. Ich erinnere mich kaum, ihn an unſerm Tiſche bei'm frugalen Male geſehen zu haben.

Die Geſellſchaft war dem hohen Demokraten doch zu gemiſcht. Die wenigen Geheimräthe wogen ihm den andern Plebs nicht auf . . . und höchſter Adel (ſeine Lebensluft) fehlte gänzlich. Er legte auch in dieſer Verſammlung niemals den Hut aus der Hand. „Nur nobel!" heißt's in einer Neſtroy'ſchen Poſſe.

130.

— Im Jahre 1755 haben die Herren der Landesgemeinde von Uri, unter Kriegshilfe der Kantone, die Bewohner des Livinenthals siegreich unterjocht, und dieselbe unter ihre grausame Tyrannei gebracht. Am 2. Juni erfolgte die Hinrichtung des Landeshauptmanns und der Bannerherren, denen im Schatten der Nußbäume vor dem Kloster die Köpfe abgeschlagen wurden; wobei das Volk entblößten Hauptes knieend zuschauen mußte. Die Uebrigen („Rädelsführer" d. h. Vertheidiger ihrer Rechte) wurden später in Altdorf hingerichtet, dem souverainen Volke von Uri zu wohlgefälligem Schauspiel.

Davon berichtet Herr A. W. Grube in seinem nicht genug zu lobendem anmuthigen Büchlein: „Ueber den St. Gotthard."

Der Verfasser fügt solchem getreu historischen Berichte die Bemerkung hinzu:

So herrschten die „Nachkommen" Tells, die Hirten des Reußthales im Ticinothale. Es giebt sehr gebildete Menschen, auch Geschichtskenner, die aber aus der Geschichte nichts lernen. Die bilden sich ein, Republik sei eitel Freiheit und Menschenliebe, und mit republikanischer Verfassung sei der Despotismus regierender Herren unmöglich gemacht.

131.

— Muß ich den Vorwurf über mich ergehen laſſen, viele Bücher geſchrieben, und die Leſewelt fleißig in Anſpruch genommen zu haben, ſo darf ich doch andrerſeits auch geltend machen, daß ich nicht blos ein Bücherſchreiber, ſondern zugleich der emſigſte und dabei dankbarſte Leſer bin. Vielleicht gerade weil niemand die großen Schwierigkeiten, das ſogenannte Publikum zu befriedigen, beſſer kennt als ich, wird es wohl wenige Leſer geben, die leichter zu befriedigen ſind. Es muß ſchon ſtark kommen, wenn von den Anſprüchen, die ich an eine Erzählung, an einen Roman zu machen wage, gar keiner ſich begnügen will, und wenn ich das Werk irgend eines Kollegen bei Seite ſchiebe, bevor ich das Ende erreichte. Bisweilen kommt es aber doch vor, dem beſcheidenſten und beſten Willen zum Trotz. Und es giebt da hauptſächlich eine gewiſſe Gattung von „komiſch" ſeinwollenden, oder (Gott erbarm ſich) „humoriſtiſchen" Schriftſtellern, die auch den geduldigſten Leſer durch ihre komplete Unfähigkeit zum ungeduldigen machen. Wie kein Unglück allein kommt, ſo ebenfalls kein langweiliges Buch; es giebt Wochenlieferungen aus der Leihbibliothek, die nicht eine einzige hübſche Neuigkeit bringen und dann genade Gott den langen Abenden und den ſchlafloſen Nächten! — Deſto be-

haglicher wirkt nach ſolcher böſen Woche wohlthätiger Wechſel. So ging mir's jetzt. Da ſtellten ſich kurz hintereinander drei willkommene Gäſte ein. Zuerſt das Neue Novellenbuch von Paul Heyſe, reich an ſchönen Sachen. Sodann eine in wenig Bogen vielſagende, tiefſinnige Geſchichte von Gerſtäcker, die unter dem etwas allgemeinen Titel „Verhängniſſe" ergreifende Lebenswahrheit birgt.

Drittens: „Aus deutſchen Gauen," das erſte Bändchen geſammelter Erzählungen von Friedrich Bodenſtedt. Alle drei Bücher beſitzen die jetzt immer ſeltener werdende Eigenſchaft, daß ſie bei ſpannenden und ergreifenden Thatſachen weder entſetzen, noch verletzen, und daß die Feſſeln, worein ſie den fühlenden Leſer ſchlagen, keine blutige Male hinterlaſſen. Sie regen an, ſie regen auf, — ſie verſöhnen zugleich. Bodenſtedt's wunderliebliche, ſeelenvolle Idylle „Eine Mönchsliebe" und der darin auftretende prächtige Franziskaner „P. Natzi" erinnert mich lebhaft an einen andern Franziskaner, der mir unter ſonderbaren Umſtänden begegnet war. Nachdem in Folge des eben damals abgeſchloſſenen Concordates die proteſtantiſche Gemeinde der ſteiermärkiſchen Hauptſtadt genöthiget worden, ſich einen eigenen Begräbnißplatz anzuſchaffen (wozu ich mein Scherflein beizutragen mich bemühet), fand die Einweihung des

jüngſt errungenen Friedhofes unter gebührenden Feierlichkeiten ſtatt, wobei natürlich auch Reden gehalten wurden. Eine derſelben fiel ziemlich larmoyant aus, und ein ob ſeiner phraſenhaften Schönrednerei von manchen empfänglichen Damen perſönlich bewunderter junger Geiſtlicher expektorierte ſich in leerem Gewäſche. Bald darauf erſchien die Predigt eines Franziskaners im Drucke, der unſern Redner tüchtig abkanzelte. Es hieß darin u. A.: Er, der Pater R. begreife gar nicht den ſüßlichen Jammer des Herrn Predigers. Unſere lutheriſchen Mitchriſten, ſagte er, befanden ſich in der Lage von Miethern, welche man in dem Hauſe, das ſie kontraktmäßig bewohnen durften, nicht gern ſah, weshalb ſie ſich unmöglich heimiſch darin fühlen konnten. Mit der Zeit haben ſich die früheren Verträge gelöſet. Die Miether haben ſich ermannt, ſind daran gegangen und haben mit redlichen Opfern aus ihren Mitteln ein ihnen gehöriges Haus gebaut, wo ſie nun Herren ſind. Darüber ſollen ſie ſich freuen. Was giebt's denn da zu klagen, zu ſtöhnen, zu weinen, gleich „einer Mühl' am Anger, durch Millionen Thränen unterſchlächtig?" wie Platen ſagt. — — —

Ein Franziskaner-Mönch, der Platen zitiert . . . das ſchien mir merkwürdig.* Den Mann mußt' ich kennen lernen. — Wo? wie? — Es machte ſich

leicht. Ich erfragte die Stunde, um welche er im botaniſchen Garten, dicht bei ſeinem Kloſter, öfters einen kurzen Spaziergang zu machen pflegte. Dort lief ich ihm in den Weg. Eine große, ſchier gewaltige Perſönlichkeit trat mir entgegen. Hochwürdiger Herr, ſprach ich ihn an, ich laure Ihnen auf, ſeit etlichen Tagen, weil ich, obgleich ſelbſt Proteſtant, Dank ſagen will für Ihre tüchtige Abfertigung des ſüßlichen proteſtantiſchen Salbader's, der unſern Friedhof einweihen ſollte! — „Schau, ſchau! Sind Sie wohl gar der Herausgeber des Albums für Ihren neuen Begräbnißplatz? Und Sie . . . na, da muß ich bitten!"

Wir plauderten gehend weiter. Der Mann gab ſich natürlich, einfach, wahr, und ließ zugleich einen kräftigen Humor durchblicken, wie ich ſolchen an Kloſtergeiſtlichen (beſonders in früherer Zeit) oftmals bemerkt habe. Dadurch dreiſter gemacht, fuhr ich endlich heraus: Sagen Sie mir: wie um Alles in der Welt kommen Sie auf den „Schatz des Rhampſinit?" Was haben Sie mit Platen zu ſchaffen? — „Stat!" ſprach er; „den Finger auf den Mund! Schauen S' in meiner Zelle giebt's unter'm Fenſter eine Gewölbung, von einem zugemauerten Kellerhalſe. In die hab' ich mir laſſen ein heimliches Bücherſchrankel brechen, und da drinn halt' ich mir ſo

Mancherlei, was der Prior nicht zu ſehen braucht! Man will doch auch bisweilen ſpüren, wie's in der Geiſteswelt draußen zugeht! Da hab' ich kurioſe „„Kampel"" beiſammen!" —

Bodenſtedt's Pater Ignatz, der ebenfalls ein eifriger Leſer war, hat mir heute wieder meinen rieſenhaften Franziskaner in's Gedächtniß gerufen. Daß letzteren ſeine „kurioſen Kampel" im Glauben nicht erſchüttert haben, davon hat er ſiegreichen Beweis abgelegt, als er ſich auf die, vom verſtorbenen P. Knoblechner im Innern Afrika's, ich glaube bei Chartum, geſtiftete Miſſion begab, wo Er, gleich vielen ſeiner Vorgänger und Genoſſen, dem mörderiſchen Klima bald zum Opfer fiel. In ſkeptiſchen Stunden frag' ich mich manchmal: Iſt er Miſſionair aus eigenſtem Antriebe geworden? . . . . oder geſchah's vielleicht in Folge eines Verdruſſes, den ihm die „kurioſen Kampel" zugezogen?

Friede ſeinem Andenken! Er war ein tüchtiger Mann.

132.

— Eduard Laboulaye, ein franzöſiſcher Schriftſteller, deſſen mancherlei Bücher auch bei uns viel geleſen wurden, und welcher durch das wunderliche Phantaſie-

bild „Paris in Frankreich“ deutſche Bewunderer ſich gewonnen, hat unter Anderm einen „Don Ottavio“ (Erinnerungen eines Reiſenden) geſchrieben; die, obgleich in Deutſchland ſpielende, dennoch undeutſcheſte, kurzweg unmöglichſte Geſchichte, mit abſichtlich hervorgehobenem Anſpruche auf gründliche Kenntniß deutſchen Weſens, deutſcher Kunſt und Poeſie, und mit beſonderer Anerkennung Goethe's. Wie es damit auch bei dieſem Gönner und nachſichtigen Beurtheiler unſrer barbariſchen Litteratur eigentlich beſchaffen iſt, verrathen gelegentlich eingeſtreute Ueberſetzungsproben. Wenn wir leſen:

„La vie est un combat,
tout homme est soldat!“

Deutſch: „Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein!“

oder: „Vivre, c'est aimer!“

Deutſch: „Denn das Leben iſt die Liebe!“

oder, noch dazu als Motto auf dem Titelblatte:

„Celui qui n 'a mangé son pain avec des larmes,
„celui qui dans les nuits douloureuses n'est point resté
„sur son lit à pleurer; celui-là ne Vous connait pas,
„puissances célestes!“

Deutſch: „Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
„Wer nie die kummervollen Nächte
„Auf ſeinem Lager weinend ſaß,
„Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!“ —

Wenn wir dergleichen als Erzeugniß eines Mannes wie Laboulaye leſen, da verzweifeln wir doch faſt an der Möglichkeit überhaupt, deutſche Poeſie in franzöſiſcher Sprache irgend erkennbar wieder zu geben. Es wird zwar in Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche auch fürchterlich geſündiget, dies aber doch lediglich durch Lohnſchreiber, die keine Idee von den Feinheiten jener Sprache haben, und ſtümpernd ihr Handwerk betreiben. Wo geiſtig gebildete Männer ſich an Verdeutſchung bedeutender franzöſiſcher Poeſieen gewagt haben, werden wir ſtets ein tieferes Eingehen und Erkennen in den Gegenſtand ihrer Bemühungen entdecken, und werden nur jenen Grad vollkommener Wiedergabe vermiſſen, der wahrſcheinlich unerreichbar bleibt, weil der Geiſt der Sprachen ein grundverſchiedener iſt.“ Das gilt beſonders von eigentlichen Chanſon's, und zunächſt von den kleinen Meiſterwerken Bérangers, bei denen an Melodie und Refrain der geduldigſte ausdauernſte Fleiß auch derjenigen ſcheitern muß, denen ſonſt wohl ein eignes ſangbares und in's Volk eindringendes deutſches Lied gelang. Ich habe mich jahrelang vergeblich abgemartert das wunderbar liebliche „Sois moi fidéle oh pauvre habit que j'aime etc.“ auf die vom Dichter paſſend gewählte Singweiſe in deutſcher Sprache herzuſtellen. „Der Rund-

reim: „Mon vieil ami ne nous séparons pas“ machte Fleiß und Mühe zuſchanden.

Daraus aber geht noch nicht hervor, daß man einen ſo tief innerlich-poetiſchen Ausſpruch wie „denn das Leben iſt die Liebe“ dermaßen trivial: wie „Vivre, c'est aimer“ verfranzöſieren dürfte. Dieſe Ueberſetzung verräth eine entſchiedene Unfähigkeit ſich in des Deutſchen Seele zu denken. Herr L. ſcheint das ſelbſt zu ahnen, denn er ſetzt verbeſſernd hinzu „litteralement: car la vie c'est l'amour!“ was noch plumper klingt.

Bei Béranger erinnere ich mich eines Ausſpruchs aus ſeiner Biographie, den wir — ich meine die meiſten deutſchen Schriftſteller — uns zu nachahmen- der Befolgung ſollten geſagt ſein laſſen und den ich deshalb hier anführe, obgleich er gar nicht hierher gehört.

„Ich habe in dem Rufe geſtanden, faſt alle Einladungen, die mir auch Seitens jener vornehmen Herren, welche liberale Anſichten hegten, zugegangen ſind, entſchieden auszuſchlagen. So ſagte ich dem verehrungswürdigen Rochefoucault-Liancourt, der mich gütig darüber zur Rede ſtellte: Herr Herzog, glauben Sie mir, es iſt keine demokratiſche Ziererei, die mich abhält, Ihren Aufforderungen Folge zu leiſten. Ich

erkenne, ſchätze die Ehre, welche Sie mir dadurch erweiſen; aber . . . . mein Wörterbuch iſt zu verſchieden von demjenigen Ihrer Salons. Bis ich erlernt hätte das Ihrige durchzuſtudieren und mir eigen zu machen, würde ich in Ihren Kreiſen nur albern oder ſtumm erſcheinen. Ich habe nun einmal die Gewohnheit bewahrt, mich den geſelligen Bräuchen und dem Ton derjenigen zu fügen, die ich beſuchte — immer mit dem Vorbehalte wegzubleiben, wenn die Umwandlung mir zu ſchwer wurde!"

Welche Weisheit! welche Lebensklugheit! Ach wie häufig bin ich noch in ſpäteren Jahren belehrt worden, ſie anzuerkennen, und ernſtlich zu bedauern, daß ich ſie nicht konſequent genug befolgt habe! Wie oft entwiſcht Demjenigen, der ſich nur noch ſelten in gewiſſe „Salon's" verirrt, ein oder der andere Ausdruck, welcher nicht in's „Wörterbuch" derſelben aufgenommen iſt!

Nicht wahr, meine Damen, dafür bin ich ein bisweilen Entſetzen erregendes Beiſpiel?

133.

— Aengſtliche, manchmal quälende Träume, von denen ich in jüngeren Jahren viel gemartert worden

bin, haben mit dem reiferen Alter und abſterbender Phantaſie faſt gänzlich aufgehört. Dereinſt waren es verfolgende Hexen, die mich in die Flucht jagten; oder Mordgreuel um mich her, an denen ich, wider Willen, Theil nehmen mußte. Blutige Kämpfe mußt' ich beſtehen, bei denen ich, träumend, ungleich mehr Tapferkeit entfaltete, als ich, wachend, mir zutrauen möchte. Auch an geiſtigem Alpdrücken fehlte mir's nicht: Unbekleidet in Geſellſchaft zu erſcheinen — abreiſen ſollen, ohne die Koffers gepackt zu haben — Schulexamina durchmachen — Komödie ſpielen, ohne Rolle und Stück zu kennen. — Fliegen wollen mit niederziehenden Bleigewichten an den Beinen — und was dergleichen Traumfreuden mehr geweſen ſein mögen. Am Längſten hielt von all' den ſchönen Dingen die Einbildung vor, an ſteilen Abhängen mit unbändigen Pferden hinzufahren, jeden Augenblick tödtlichen Sturzes gewärtig.

Auch das hat ſich verloren und ſeitdem ich in's „hohe Alter" übergegangen, bringt ermattete Einbildungskraft höchſtens noch einen vergeſſenen und verlorenen Stock oder Regenſchirm zu Stande. Weiter verſteigen ſich meine peinigenden Träume ſelten.

Deſto verwunderlicher mußte mich kürzlich (1866) ein ſcheinbar lang ausgeſponnener, recht in's Einzelne malender Traum bedünken, in welchem der Buch-

ſtabe Ypſilon als lebendiges Weſen mir erſchien, in einer Geſtalt, die mich wahrhaft ſchaudern machte. Ich hatte in wachen Zuſtänden ſtets gewähnt, mit dieſem anjetzo ſchier zur Ruhe verſetzten Schriftzeichen auf dem beſten Fuße zu ſtehn, weil ich zu den wenigen Menſchen gehöre, die ihm noch einige Anhänglichkeit gönnen, und die, allen modernen Setzern zum Trotze, dem Zeitworte ſeyn konſequent dieſen alten Unterſchied vom Pronomen angedeihen laſſen; — was mir, nebenbei geſagt, in manchen verwickelten Sprachſätzen für deutlicheres Verſtändniß recht förderlich erſcheint. Gilt dieſes mein Feſthalten den Jüngern unſerer Zeit auch als zopfig, und leiſtet man ihm keine Folge, ſo meinte ich doch ein gutes Gewiſſen gegen die herabgekommene Größe zu haben, von wegen ausdauernder Treue. So gut jedoch ſollte mir's nicht werden. Das nackte, gabelförmige Ypſilon ſchnauzte mich furchtbar an:

Ich ſei eben auch nur ein Maulheld, der ſich begnüge „ſeyn" zu ſchreiben, der aber „ſein" drucken laſſe, in all' ſeinen Büchern! Hätt' ich doch ſogar ein verderbliches Beiſpiel gegeben dadurch, daß ich an meinem eigenen Namen das althergebrachte, meinen Vätern gehörige — tey in ein unzurechtfertigendes — tei umgewandelt; wofür mir übrigens die gerechte Strafe nicht entgehen werde, da ich künf-

tige Erbſchaften zu erheben, nach ſolcher Namenfälſchung jegliches Recht verſcherzt habe.

Darüber mußt' ich lachen, und das lachen erweckte mich.

134.

— Zu den ſchmerzlichſten Enttäuſchungen, die mir in mehr denn fünfzigjähriger Wirkſamkeit als Gelegenheits-Dichter und Sänger widerfuhren, darf ich eine zählen, welche dem einundſiebenzig-jährigen Greiſe aufgeſpart blieb. Am 22. März 1869 ſollte der Geburtstag König Wilhelms von den Breslauer Juſtiz- und Regierungs-Behörden, welcher ſich die Mitglieder der Univerſität anſchließen, durch ein Feſtmahl begangen werden. Der damalige Oberpräſident der Provinz erwies mir die Auszeichnung mich als ſeinen Gaſt einzuladen; eine Gunſtbezeigung um ſo höher anzuſchlagen, als ich der einzige Nichtbeamtete in dieſem ehrenwerthen Kreiſe war. Ich hielt es für Pflicht der Dankbarkeit, mich zur Einlieferung eines Feſtliedes anzubieten . . . allerdings unter der, vom anordnenden Comité eingegangenen Bedingung: es müſſe meine Dichtung die einzige bleiben, welche bei Tafel geſungen werde. Zu dieſer Bedingung veran-

laßten mich vielfältige vorhergegangene Erfahrungen, wie mißlich bei ſolchen Gelegenheiten der Wettſtreit mehrerer Sänger iſt, und wie jegliche Bevorzugung des einen oder des andern böſes Blut macht; ſo daß man bisweilen faſt wünſchen möchte, durch Concurrenten beſiegt zu werden, obgleich das eben auch kein angenehmes Gefühl giebt. Die von mir in Anſpruch genommene und mir bewilligte Excluſivität hatte mehrfache Empfindlichkeiten rege gemacht bei Denjenigen, welche ſich einem Wettſtreite gewachſen hielten; das zeigte ſich ſchon während mein Lied geſungen wurde in verſchiedenen Phyſiognomieen und geflüſterten Bemerkungen. Für dergleichen hab' ich (leider!) ſcharfen Blick wie feines Gehör. Am deutlichſten und am lauteſten jedoch gab ſeinen Groll ein Privat-Docent der Univerſität zu erkennen, ein Gelehrter, über deſſen Vielwiſſerei widerſprechende Urtheile umliefen, dem ich nicht nahe gekommen war, von dem ich nur als von einem oft unzurechnungsfähigen Trunkenbolde wußte. Dieſer Herr gab am nächſten Tage eine, durch allerlei Lügen in die Zeitungen eingeſchwärzte Erklärung von ſich, worin er die ihm imputierte Autorſchaft (denn ich hatte meinen Namen nicht abdrucken laſſen) des Feſtliedes, als eine ſeiner unwürdige Zumuthung ablehnte; in einem Tone, der mehr an die Schnapskneipe wie an die Lehrkanzel

erinnerte. Das war denn doch den, durch seine Hinterlist getäuschten, Redaktionen zu stark und sowohl die „Schlesische" wie die „Breslauer" Zeitung wiesen den Unverschämten gebührend zurück. Dadurch ging jenes Lied, welches sonst gar nicht mehr, nachdem es seinen Zweck erreicht hatte, erwähnt worden wäre, in öffentliche Blätter über, verbreitete sich hier und da, gelangte auch nach Berlin.

Am 13. April empfing ich nachstehendes Schreiben:

„Ihr schönes Festgedicht zum Geburtstage des Königs, welches die Zeitungen veröffentlicht haben, hat Mich so erfreut, daß ich nicht umhin kann, dem Dichter meine volle Anerkennung für dasselbe auszudrücken. Augusta."

Niemals hatte ich in entferntester Beziehung zu Ihrer Majestät unserer Königin gestanden, wenn nicht Weimarische Erinnerungen, meinem Herzen theuer, dafür gelten könnten. Jene huldvolle, mir wie vom Himmel zufallende Aufmunterung machte mich kühn darauf zu erwiedern. Daraus schrieb sich nun eine lange Reihe wohlwollender, beglückender Kundgebungen unverdienter Theilnahme an meinen poetischen Bestrebungen; einer Theilnahme, welche getreulich fortdauert und mir die letzten Lebensjahre schmückt.

Diese Freude hab' ich eigentlich dem bösen Willen

eines neidiſchen Gegners zu verdanken! So wenig wiſſen wir arme Sterbliche, was uns gut und dienlich iſt.

135.

— Schon längſt fahnde ich auf ein Gedichtchen von eigenthümlicher Beſchaffenheit. Der Verfaſſer deſſelben iſt ein Rechtsanwalt geweſen, der in Breslau durch ſeine bedeutende Praxis allbekannt, wegen ſeines Scharfſinns eben ſo geachtet als wegen ſeines Witzes gefürchtet war, und deſſen tragiſches Ende großes Aufſehn gemacht hat. Er lieferte zu Schall's Zeiten bisweilen geiſtreiche Aufſätze für die Breslauer Zeitung, von denen namentlich einer, an den berühmten Geiger Karl Lipinski gerichtet, entſchieden zu dem Bedeutendſten gehört, was überhaupt jemals in dieſer Gattung geſchrieben worden. Seine ſarkaſtiſch-humoriſtiſchen Aeußerungen wurden wie zerſtreute Goldkörner ſorgſam aufgehoben. Ich habe des außerordentlichen, von geiſtiger wie körperlicher Kraftfülle überſtrömenden Mannes in den „Vierzig Jahren" mehrmals Erwähnung gethan.

Er hatte dereinſt in übermüthiger Laune gewettet: es werde ihm gelingen, auf eine in gereimten Verſen

abgefaßte Klageſchrift an's Obergericht amtlichen Beſcheid zu erreichen . . . was für unmöglich gehalten wurde, in Berückſichtigung des damaligen Chef-Präſidenten, deſſen ganzes Weſen wahrlich nicht dazu angethan ſchien, auf dergleichen extravagante Scherze einzugehen. Vielmehr hatten ſich alle Eingeweihte bereits darauf geſpitzt, den ſchelmiſchen Advokaten mit einer gehörigen Naſe abgefertiget zu ſehen. Deſto größer war das Erſtaunen, als bekannt wurde, hochpreisliches Collegium habe ſich bemüßiget gefunden, auf die Eingabe, die kein Wort zu viel oder zu wenig enthalten, gebührend zu decretieren.

Nach vielem vergeblichem Bemühen hat mir ein Curioſitäten ſammelnder Freund beſagtes Schriftſtück mittheilen können, wofür ich ihm dankbar bin. Es lautet folgendermaßen:

„Für den Grafen — — — hat
Der Schuhmacher Schneeweiß (?) in hieſiger Stadt,
Verſchiedene Schuſter-Arbeit verfertigt,
Die Zahlung aber vergeblich gewärtigt,
Die ſich auf 23 Thaler in Münze belief.
Der Herr Graf vertröſtete ihn bis er entſchlief.
Er fordert die Zahlung nun aus der Maſſe,
Nicht aus der zweiten ſondern ſiebenten Klaſſe,
Weil die Schuld länger als ein halbes Jahr
Vor der Concurs-Eröffnung entſtanden war.
Sollte dies der Curator in Abrede nehmen,
Dann müßte er ſich zum Eide bequemen,
Welchen Liquidant ihm deferirt,

Und, wird er zurückgeſchoben, acceptirt.
Bittet um einen Termin zur Information
Und verharrt in tiefſter Devotion"

. . . . . .

Ich ſprach Oben von „tragiſchem Ende." An dieſes ſollte ich eine Reihe von Jahren nach des Ermordeten Tode auf erſchütternde Weiſe gemahnt werden. Der bekannte und viel genannte Dr. Julius hatte auf einer ſeiner Studienfahrten durch verſchiedentliche Gefängniſſe Gelegenheit gehabt, einer Verſteigerung beizuwohnen, in welcher zurückgelegte Aktenſtücke als Makulatur an den Meiſtbietenden veräußert wurden. Darunter hatten ſich diejenigen befunden, welche unſeres ſchleſiſchen Landsmannes Mörder betrafen. Und da letzterer früher ſchon eine Mordthat verübt, und in Folge ärztlicher Bedenklichkeiten wegen „Zurechnungsfähigkeit" nicht mit dem Tode für die erſte gebüßt, ſondern ſo viel (wenn auch beſchränkte) Freiheit behalten hatte, die zweite zu vollführen; — und da in der erſten Sache der frühere Kammergerichtsrath, ſpätere Kriminaldirektor Eduard Hitzig Decernent geweſen war, ſo erſtand Julius den dicken Fascikel und brachte ihn ſeinem Gönner mit nach Berlin. Letzterer, wiſſend, daß ich zu dem Verſtorbenen in näherer Beziehung geſtanden, ſchenkte mir

das traurige Vermächtniß. An die dicken Akten war der Stiefelknecht geheftet, mit welchem der Mord geschah. —

Wie oft hab' ich die dunklen Blutflecke betrachtet! Waren die Tropfen, die sich da in hartes Holz eingesaugt hatten, nicht lebendig und warm durch die Adern des hochbegabten Mannes geronnen, der mit ihnen das Leben verlor? . . . Und nun legten sie stummes und dennoch schreiendes Zeugniß ab von seinem gewaltsamen Tode!?

„Blut ist ein ganz besondrer Saft!"

136.

— Der russische Ministerresident in Hamburg, Herr von Struve, hat diesen wichtigen Posten ein Menschenalter hindurch verwaltet; nicht nur zur Zufriedenheit seiner Regierung, sondern, was viel sagen will, zugleich im besten Einvernehmen mit jener des kleinen doch bedeutenden Freistaates. Er betrachtete sich wie einen Bürger Hamburgs und wurde von den gebildeten Bewohnern dieser Weltstadt ebenfalls nicht anders betrachtet. Wissenschaftlicher Verkehr mit Gelehrten war ihm, der selbst als solcher galt, eben so unentbehrlich wie gesellig-heitrer Umgang. Sein Haus stand Jedwedem offen, der sich würdig zeigte,

es beſuchen zu dürfen. Auch mir that es ſich, bei mehrfachen Anweſenheiten, gaſtlich auf; und im Zeitraume von etlichen und dreißig Jahren iſt mir nur eine Epoche erinnerlich, wo ich mich während längeren Aufenthaltes in Hamburg fern davon hielt . . . . . aus . . . . nun ich will mich dreiſt loben: aus Zartgefühl. Das war 1833 wo ich, auf „Gaſtrollen" umherzigeunernd auch dort ſpielte und den Kosciuszko im „Alten Feldherrn" öfters darſtellte. Herr v. Struve hatte ſich in ſeiner Eigenſchaft als kaiſerlich-ruſſiſcher Staatsbeamteter bei Aufführung dieſes verpönten Drama's regen müſſen. Zwar hatte er dies, ſeinem Karakter getreu, auf die humanſte Weiſe in einem formellen Beſchwerdeſchreiben an die Direktion des Stadttheaters gethan; hatte auch keineswegs weder verlangt noch erwartet, daß ſeinem Proteſt Folge gegeben würde; . . . aber ich begriff doch, daß es ihm peinlich ſein müßte, mich unter ſolchen Umſtänden bei ſich zu empfangen, und blieb beſcheidentlich weg, was ſpäteren Jahren keinen Eintrag that, ſondern mir ſeinerſeits anerkennenden Dank verſchaffte. Von dieſen „ſpäteren Jahren" ſoll hier nicht die Rede ſein. Ich will nur ein Ereigniß aus 1824 in mir auffriſchen, auf welches mich neulich ein wilder Schweinskopf zurückführte (ein nachgebildeter), den einer meiner Gönner, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, als Geſchenk erhalten.

Ja wirklich! Ein wirklicher, kein nachgebildeter Schweinskopf; ein wilder! Und nicht etwa ein für die Tafel ſchon zubereiteter; nein, roh, wie er aus dem wilden Walde kam, und doch bei Tafel!

Wir ſaßen an beſagter, wohlbeſtellter Tafel, wenig Gäſte, Herr von Struve, ſeine Gemahlin, zwei lieblich erblühende Töchter, und ich, der etwas ſchüchterne, ſehr anſpruchsloſe Fremde, der zum Erſtenmale in dieſem Kreiſe ſich befand, und der mehr hörte, als mitredete.

Das lebhafte Geſpräch ward unterbrochen durch das Aviſo der Thurn und Taxis'ſchen Poſt, daß eine Kiſte für Seine Excellenz angelangt ſei, und zwar aus Eichſtädt!

Es entſtand lauter Jubel: „Das kommt von unſerm Eugen."

Die Familie Struve war jüngſtvergangenen Sommer mit dem ehemaligen Vicekönig Italiens, dem liebenswürdigen Herzog Eugen von Leuchtenberg, Fürſten von Eichſtädt, bei längerem Aufenthalte in einem Heilbadeorte zuſammengetroffen, und Herr von Struve hatte ſich dem erklärten Lieblinge ſeines Kaiſers Alexander herzlich angeſchloſſen, was Eugen Beauharnais herzlich entgegengenommen. Die jungen Töchter ſowohl als Excellenz-Mama ſchwärmten für den humanen und umgänglichen Adoptivſohn eines nichts

weniger als humanen und umgänglichen, einſt welt-beherrſchenden, jetzt auf Helena grollenden Stief-vaters. Und die jüngere Tochter, Thereſe[1]), klaſchte freudig in die Hände: „Das iſt ſeine Büſte, die Er uns ſchickt; Er hat mir's verſprochen!“ Der Kammerdiener ward beauftragt, ſogleich zur Poſt zu ſenden und die Kiſte raſch herbeizuſchaffen. Unſere Erwartung war auf's Höchſte geſpannt.

Dieſe ſollte nicht befriediget werden. Denn ſtatt der gehofften Büſte fand ſich der Kopf eines wilden Ebers, eines koloſſalen Einſiedlers vor. Herr von Struve hatte zufällig einmal gaſtronomiſches Gelüſten nach ſolcher Speiſe geäußert, und dieſer Aeußerung des Freundes hatte nun der gütige Herzog (wenig Monate vor ſeinem Ableben) noch gedacht.

Die Enttäuſchung verurſachte anfänglich einige Betrübniß, ſchlug jedoch bald in heitres Gelächter um.

Wie ich neulich davon, als von einem mir un-vergeßlichen Scherze, erzählt hatte, und etliche Stunden ſpäter die komiſche Scene mir nachſinnend wach rief, gerieth ich auf ſeltſame Gedankenſprünge:

„Hätte Napoleon nicht beſſer gethan, ſeine Joſephine

---

1) Thereſe von Bacheracht, als Schriftſtellerin „Thereſe,“ ſpäter verehlicht mit Obriſt von Lützow, (gegenwärtig als General a. D. in Schleſien lebend) und als deſſen Gemahlin auf Batavia geſtorben.

nicht zu verſtoßen, ſondern ihren Sohn Eugen zu ſeinem Sohne und Erben zu ernennen?"

„Hätte der milde, kluge, edle Beauharnais Frankreich nicht glücklicher gemacht, ſchon bei Lebzeiten des kriegs- und eroberungsſüchtigen Vaters, den es ihm, dem anerkannten Thronerben, gelungen wäre vom ruſſiſchen Feldzuge zurückzuhalten?"

„Wäre das ſchöne, gottgeſegnete Land nicht durch Eugen zur Einſicht gelangt, daß es erſprießlicher iſt, nach Innen zu bilden, zu ſchaffen, zu ordnen, als nach Außen zu trachten?"

„Stünde dann nicht Alles anders in Frankreich und in Europa?" und ſo weiter?" . . . — Nein, das wäre zu ſchön geweſen für dieſe Erde. Statt Eugens Büſte mußte ein Schweinskopf kommen!

137.

— Sie rümpfen verächtlich die Naſen, wenn ſie von „leichter Lektüre" ſprechen, die Herren Fachgelehrten. Das geht nur nebenbei auf Leſer und Leſerinnen; der Hauptſchlag will die Verfaſſer unterſchiedlicher Romane und „Unterhaltungs-Bücher" treffen. Dann bilden ſie ſich ein, ſie hätten von ihrem Docententhrone herab vernichtende Blitzſtrahle auf die armen

Erzähler geſchleudert, deren Wiſſenſchaft in Erkenntniß des Lebens beſteht, und die ihr Bischen Weisheit weniger aus andern Büchern, als aus dem Umgange mit Menſchen, aus Erfahrungen geſchöpft haben. Es giebt vierlerlei hochmüthigen Dünkel auf Erden; der unerträglichſte ward mir nicht ſelten jener von Kathedern ausgehende, weil er gerade Männer, die lehren, bilden, erziehen ſollen, am wenigſten kleidet. Es iſt gewiß höchſt ehrenwerth, wenn der Gelehrte ſich ausſchließlich ſeinem Studium widmet, die beſten Kräfte auf dieſes richtet, ſich um nichts weiter bekümmert, und mag er bei dieſem ausſchließlichen Streben nach Gründlichkeit ſonſt einſeitig werden und theilnahmlos für andere Dinge . . . ſolche Einſeitigkeit wird ihm zu Gute kommen, und denen, die von ihm lernen wollen nicht minder. Sie aber berechtiget ihn dennoch nicht, Alles gering zu ſchätzen, was nicht eben auf ſeinen Gartenbeeten, von ihm gedüngt und gepflegt, erblüht und Früchte anzuſetzen verſucht. Denn wie es Früchte giebt, die trotz ernſter fleißiger Bemühungen und langer Ablagerung ſtets trocken bleiben, wenig Wohlgeſchmack und Nahrung bieten, ſo giebt es auch andre, die nach gedeihlichem Wachsthum ſüßeren und erfriſchenderen Saft ſpenden. Es kommt dabei viel auf den Boden, auf klimatiſche Einwirkung an. Den Grund, den Boden vertritt

bei'm Autor reiche Lebenserfahrung — das Klima wird vom produktiven Talente verliehen. Wo dieſe beiden ſich vereinen, können Früchte gedeihen, die angenehm ſchmecken und zugleich dem Geiſte, der Seele Nahrung zuführen. In ähnlichem Verhältniſſe ſtehen ſtreng-wiſſenſchaftliche und ſogenannte „leichte Lektüre" zu einander. Man kann aus geringſchätzig betrachteten Romanen manchmal mehr lernen, kann das daraus Erlernte zweckmäßiger für's Leben benützen, als aus „ſchwerer Lektüre"; oftmals noch doppelt erſchwert durch den Jargon, den viele Gelehrte ſich aneignen zu müſſen glauben, damit ſie den gehörigen Dunſtkreis von Reſpekt um ſich verbreiten, der faſt undurchdringlich wird für Jene, welche das Rothwelſch (z. B. der Herren Philoſophen) nicht inne haben. Mir, der ich nichts davon verſtehe, will's bisweilen vorkommen, als entſpringe der überraſchende Erfolg, den Arthur Schopenhauer der Maſſe ungeſchulter Laien abgerungen hat, weniger aus dem *was*, als vielmehr *wie* er es vorträgt. Der Leſer verſteht ihn. Dafür zeigt ſich der Leſer gern erkenntlich. Viele Gelehrte dagegen beſtreben ſich recht unverſtändlich zu ſchreiben. Sie wollen's halt dem Leſer *ſo ſchwer* wie möglich machen; dann ſind ſie ſicher vor der Beſchuldigung „leichte Lektüre" geliefert zu haben.

O Ihr Herren Profeſſoren! Wie täuſcht Ihr Euch nebenbei mit Eurem Aburtheilen über „leichte Lektüre!“ Habt Ihr all' die heißen Seelenkämpfe, die bittern Thränen, die reuigen Empfindungen, die edlen Vorſätze gezählt, welche eine der Menſchennatur und dem Erdendaſein aufmerkſam abgelauſchte Erzählung voll pſychologiſcher Wahrheit hervorzurufen vermag? Auch eine minder bedeutende, wenn nur ehrlich gemeinte. Denn von niedrig geſinnten Büchermachern kann hier nicht geſprochen werden. Habt Ihr in Eurem Gelehrtenſtolze, in Eurer Excluſivität die leiſeſte Ahnung davon? Keineswegeſ; Ihr wollt ſie gar nicht haben. Ihr grabt (wie Goethe ſagt) mit gier'ger Hand nach Schätzen, und müßt nicht ſelten froh ſein, wenn Ihr Regenwürmer findet. Auf Regenwürmer beißen höchſtens kalte Fiſche an, und dieſe auch nur bei trübem Wetter. —

Vorſtehende Zeilen ſind mir in die Feder, und aus dieſer auf's Papier gefloſſen, faſt unwillkührlich, unbewußt, da ich an einen ſelbſt erlebten Auftritt mich erinnerte. Der mir befreundete (nun auch verſtorbene) Buchhändler L. in Gräz kündete mir den Beſuch eines alten Ehepaares aus irgend welcher kleinen Stadt an, welches über ein Buch mit mir ſprechen wolle. Die biedern Leute hatten ihm, wie

er meinte, gar nicht „bücherlich" ausgesehen. Sie stellten sich wirklich ein und thaten mir kund: Ihr Sohn, ein sonst braver guter Mensch, sei der Trunksucht verfallen gewesen, habe seinen Beruf darüber oft vernachlässiget, und habe ihnen wie sich selbst viel Kummer bereitet, weil er sein Unrecht in reuigen Stunden wohl erkannt. Dem wäre zufällig, erzählten sie, ein „Lesebuch" in die Hände gekommen, worin ein Tischler „mitspiele," der, in Folge fürchterlicher Begebenheiten, den Vorsatz fasse: „nicht mehr zu saufen," und diesen Vorsatz glücklich durchführe. „Hat der's gekonnt, so will ich's auch können," habe der Sohn gesagt, habe sich ermannt, und lebe jetzt seit drei Jahren vorwurfsfrei, ohne Rückfall. Nun hätten sie, die Aeltern, in Erfahrung gebracht, daß der Verfasser des Buches „Ein Schneider" hier lebe, und deshalb hätten sie mich aufgesucht, um mir zu danken und mir einen Gruß des Sohnes zu bringen. —

Das war doch auch „Leichte Lektüre!" und gehörte zu dem (wie ich dieser Tage mit Betrübniß in der Schlesischen Zeitung gelegentlich einer Besprechung von Seb. Brands „Narrenschiff," gesagt fand): „einheimischen Romanschund."

138.

— Es werden täglich neue Erfindungen gemacht: mancherlei nützliche, mancherlei gleichgiltige, vielerlei unbrauchbare. Eine der für mich wünschenswertheſten und wichtigſten wäre eine Schreibmaſchiene, durch welche altermüde, unſichere, oftmals gichtlahme Hände ſich ſchriftlich mittheilen könnten; deutlich, leſerlich, ohne in zitternden Fingern den Gänſekiel, oder die vermaledeite, kratzende, Schreibkrampf erzeugende Stahlfeder führen zu müſſen. Auf dieſe Erfindung hab' ich ſo lange vergeblich gewartet, daß ich mich endlich darein gefunden habe, ſie nicht mehr zu erleben. Ich kann ſie auch entbehren, ſeitdem ich die ewige Schreiberei beſeitige, und mich nur aufs Nothwendigſte beſchränke.

Was ich aber gern für meine letzten Tage genießen möchte, wäre eine Erfindung, welche unſer Knopfſyſtem umſtürzte und eine neue Praxis in dieſem unentbehrlichen Zweige unſerer Bekleidungsart herbeiführte. Ich frage: was iſt des Menſchen fortdauerndes Auf- und Zuknöpfen ſeiner Unterjacken, Weſten, Hemden, Beinkleider, Röcke, Ueberröcke, Mäntel u. ſ. w. anders als ein täglich mehrmals wiederholtes Bemühen beſagte Knöpfe zu mißhandeln, ſie von den ihnen angewieſenen Plätzen loszutrennen, an ihnen zu zerren bis ſie am letzten Faden hängen, Gefahr

drohend und endlich Verderben bringend, oft im letzten Augenblicke, eh' wir ausgehen müssen, wenn sie den hartnäckigen Angriffen keinen Widerstand mehr zu leisten vermögen? Hat nicht Jeder unter uns armen Männern, von seiner ersten Hosenzeit bis zur letzten, mit diesen Leiden zu kämpfen gehabt? Was hilft's, daß man, — wie denn Noth beten lehrt, kann sie auch lehren sich Knöpfe selbst anzunähen — für äußerste Fälle Nähnadel und Zwirn bereit hält? Fingerhut nicht zu vergessen! Die Droschke steht unten. Es regnet stark. Der Kutscher will nicht warten, denn er hat anderweitige Bestellungen. Du stichst Dich unbarmherzig in die Finger, machst Blutflecke auf die Manschette; oder auch, wenn es ein am Frack bammelnder größerer Knopf ist, bricht die Nadel vom starken Drucke. Die Angst steigt mit jeder Secunde, mit der Angst steigern sich Hast und Ungeschicklichkeit . . . Das sind Freuden des Daseins!! Sie können Einem das Leben verbittern bis zur Idee des Selbstmordes.

O ihr Bekleidungskünstler, will denn Keiner von euch die ersehnte Hilfe bringen durch irgend eine geniale Erfindung, welche die Knöpfe ersetzt?

139.

— Juden und Jeſuiten. — Ich denke hier bei letzteren nicht an diejenigen unter ihnen, mit denen ich mehrfach zuſammengetroffen bin, die ſich in belebtem Geſpräche als geiſtvolle, vielſeitig unterrichtete, weltkluge Männer bewieſen, und mit denen ſich's bequem verkehrte, weil ſie jedwede verſtändig vorgetragene individuelle Anſicht gelten ließen, ohne die ihrige aufdrängen zu wollen; Männer, welche eben ſo gut zu ſprechen als zu hören wußten, wobei ſie ſtets des Andern geiſtige Freiheit reſpektierten, oder zu reſpektieren ſchienen, was bei vorübergehenden Begegnungen faſt auf Eins herauskommt.

Eben ſo wenig denk' ich an alte gläubige, wirkliche Juden, wie ich ſie in meiner Jugendzeit kannte; noch weniger an mir nahe ſtehende jüdiſche Freunde, mögen dies noch lebende, mögen es längſt-, mögen es jüngſtbegrabene unter ihnen ſein. Der letzteren Einer, der mir bis zum Tode ein ſehr vertrauter geblieben, that einmal eine Aeußerung, die ich treu im Gedächtniß bewahre. Es war die Rede von Zerwürfniſſen in einer Familie, und von einem zu deren intimſtem Umgange gehörigen Manne, der ſich bei ausgleichenden Verſöhnungs-Verſuchen kälter benommen, als von ihm erwartet worden. Da ſagte mein alter Freund heftig aufbrauſend: „Was wollen Sie

von dem Menſchen? Er hat kein jüdiſches Herz!" — Kaum war's heraus, ſo that ihm leid es geſagt zu haben, und er blickte mich fragend an, ob ich's, der ich doch auch kein Jude bin, etwa übel genommen haben könnte? Ich beruhigte ihn bald durch die Verſicherung: ich hätte ihn und ſeine Meinung vollkommen verſtanden, und wüßte zu würdigen, was er dabei empfinde.

Wie geſagt: an ſolche Jeſuiten, an ſolche Juden denke ich nicht bei vorliegender Zuſammenſtellung. Mein Erſtaunen richtet ſich nach denen, die auf allerdings völlig verſchiedenen Wegen ſich dennoch in einem deutlich zu Tage tretenden Beſtreben begegnen; im Beſtreben die Weltherrſchaft an ſich zu reißen. Sie wollen unfehlbar werden; Jene vom Vatikan, Dieſe von der Börſe. Die Mittel ſind beiden gleich, wenn auch ſcheinbar höchſt ungleich; bei beiden heiligen ſie den Zweck. Beide wollen gründen, wollen auf ihre Gründungen fußend, die Staaten, die Welt beherrſchen. Haben auch ſchon recht hübſche Anfänge gemacht. Schwindel treiben beide, jeder Theil nach ſeiner Weiſe; auf Dummheit, Leichtgläubigkeit, Vertrauenduſelei fußen dieſe wie Jene. Die ſchwarzen Römer wirken freilich zunächſt mehr durch Fanatismus, hinter welchem doch ebenfalls Habgier ſich verſteckt. Aber was iſt endlich die fieberhafte Sucht über Nacht durch

Nichtsthun reich zu werden, auf Koſten Armer, als eben auch eine fanatiſche Raſerei? Nur zu! Gehe Deinen Gang, Verderben! Darüber noch zu erſtaunen bin ich ſchon viel zu alt.

Nein, mein Erſtaunen wird hervorgerufen durch die ſich täglich mehr beſtättigende Wahrnehmung, daß zwiſchen beiden Parteien, die doch dem Anſcheine nach feindſelige ſein ſollten, ſich neben der Herrſchſucht, noch eine zweite Aehnlichkeit zeigt, die wahrlich auf den erſten Anlauf überraſchen muß. Bei den jüdiſchen Geldmachern hat es mich ſchon früher gewundert, viele, ich möchte behaupten die meiſten derſelben, anti-monarchiſch, republikaniſch, ja völlig ſocial-demokratiſch gefärbt zu finden, da ſie doch, mehr als ſonſt Jemand, um ihres eigenen Vortheils willen conſervativ ſein, und eine geregelte, den Beſitz ſichernde Staatsordnung wünſchen ſollten. Ich habe mir dieſe befremdende Erſcheinung aus eitler Ueberhebung zu erklären verſucht, die ſich gegen Rang, Adel, Kirche, kurz gegen Alles richtet, was ihnen und ihren wachſenden Anſprüchen hinderlich dünkt. Nun bemerk' ich, daß auch die Verkündiger unfehlbar-römiſcher Geiſtes-Tyrannei Miene machen, ſich den rothen Demokraten anzuſchließen.

Darüber mußt' ich wirklich erſtaunen.

Das Ding iſt jedoch, durchſchaut man's näher,

gar nicht ſo erſtaunlich, wie es ausſieht. „Nur Geſchwindigkeit, keine Hexerei," ſagen die Taſchenſpieler. Juden an der Börſe, und Jeſuiten — in Rom oder anderswo — wünſchen Aufruhr, Umſturz, Veränderung, in der Zuverſicht, daß beim allgemeinen Durcheinander in den Staatsküchen ihre Butter Oben ſchwimmen ſoll. Sie könnten ſich täuſchen. Sie vergeſſen, daß jede religiöſe oder ſociale Maſſenbewegung, wenn ſie jetzt zu Stande käme, unüberſehbare, ungeheure Dimenſionen annehmen müßte, und daß ſich dann über's Geſchrei: „Nieder mit den bisherigen Regierungen" ein ihnen minder wohllautender Aufruf erheben könnte: „Nieder mit den Pfaffen! Nieder mit den Juden! heraus mit dem Gelde!" —

Sie ſollten ſich's vorher noch recht ernſthaft überlegen. Und namentlich bei uns zu Lande, in Deutſchland nämlich, ſollten Juden wie Jeſuiten Gott für die Freiheit, für die Sicherheit Dank wiſſen, die ſie bisher genoſſen haben. Unterdeſſen wühlen ſie im Stillen, ja ſogar öffentlich unverdroſſen weiter. Seltſam! — Kotzebue läßt in ſeiner Oper „der Eremit auf Formentera" den Schlußchor ſingen:

„Juden, Türken, Chriſten, Heiden
Wandeln ohne ſich zu neiden
Hand in Hand in's Himmelreich!"

Auf unſerm jetzigen Pfade in's Himmelreich des-

Genuſſes, der Prachtliebe, des materiellen Ringens, dürften wir bald einſtimmen — nur die Worte „ohne ſich zu neiden" erwecken dabei vielleicht einiges Bedenken? — Wohl dem, der ſich genügen läßt am „ſchleſiſchen Himmelreiche": Klöße, Schinken, Backobſt; contenti estote!

140.

— Daß doch kluge Leute manchmal ſo entſetzlich dumm ſind!

Nie tritt mir dieſe Wahrnehmung ſchärfer an's Licht als im Verhältniſſe vieler „Herrſchaften" zu ihren Dienſtboten. Was wird von letzteren Alles verlangt! und wie wenig geſchieht oft von Seite der Andern, ihnen die Erfüllung begründeter (oder auch unbegründeter) Anſprüche nur möglich, geſchweige gar leicht zu machen! Ich weiß recht gut, und hab' es ja ſelbſt mit angeſehn und erfahren, wie ſchwer es in unſerer Zeit geworden iſt, gutes, ſich beſcheidendes, zuverläſſiges und anhängliches Hausgeſinde zu finden. Das liegt eben in dieſer unſerer Zeit! Dennoch, glaub' ich, könnte weit mehr geſchehen für Milderung des Uebels, wenn die Dienſtgeber nicht in egoiſtiſcher Blindheit ſo häufig vergäßen, daß Diejenigen, an

welche ſie ſtrenge Forderungen richten gleichfalls Menſchen ſind, wie ſie! Daß auch bei jenen, und zwar gerade bei den beſſer gearteten Perſönlichkeiten derſelben, das Bedürfniß rege wird, in dem Hauſe, von dem ihre Exiſtenz abhängt, ſich einigermaßen Zuhauſe und heimiſch fühlen zu lernen. Und darauf wird thörichterweiſe faſt niemals Rückſicht genommen. Die armen Geſchöpfe ſollen alle wirthſchaftlichen Pflichten erfüllen; werden dann, wenn ſie am Heerde, am Ofen, am Scheuerfaſſe ihre Robott gethan, mit weiblicher Arbeit belaſtet; ſollen nähen und flicken . . . das ſind ihre Freiſtunden . . . ſollen, wenn Madame und Fräuleins ihren Amüſements nachgehen, das Haus hüten; aber wer denkt daran, ihnen den Aufenthalt darin erträglich zu machen? Unter'm Küchentiſche, oder hoch oben an der Wand wie ein Schwalbenneſt klebend, befindet ſich ihr Lager. Es iſt ihnen kein Raum vergönnt, den ſie den ihrigen nennen dürfen; es bleibt ihnen kein Zufluchtsort wo ſie für ſich allein, unbelauſcht und ungeſtört ſinnen, beten, weinen könnten. Die knickerige, aus herzloſer Habgier hervorgegangene moderne Bauart unſrer neuen kaſernenmäßigen Häuſer, hat ja ſogar gewiſſe unnennbare Gemächer, (die in ſogenannten finſtern Zeiten von unſern Vorfahren als abgelegene, wirkliche „Bequemlichkeiten" ihren Zweck erfüllend behandelt wurden)

der „Raumerſparung" wegen, zwiſchen Küche und Speiſekämmerchen zu zwängen gewußt . . . wie ſollte ſie auf ein Stübchen für Köchin und Mägde Platz gefunden haben? „Dieſe Geſchöpfe" müſſen den Tag über auf den Beinen ſein, und die Nacht mögen ſie zubringen, wo ſich's juſt macht. Iſt ihnen vergönnt in einem Verſchlage unter'm Dache bei zehn Grad Kälte zu ſchlafen, und ſich dort manchmal gründlich zu waſchen, dann ſind ſie ſchon ſehr bevorzugt, mag auch das Waſſer im Steinkruge Eisrinden anſetzen.

Und an „dieſe Geſchöpfe" ſtellen ſentimentale, oder frömmelnde, oder emanzipierte Herrinnen die Forderung häuslicher Ausdauer? Dieſen will man's zum Verbrechen machen, wenn ſie jede Gelegenheit auszureißen und ſich umherzutreiben benützen? Wenn ſie lieber mit einem Füſilier hinter der Hausthür flüſtern, als dem geſtrengen, durſtigen Hausherrn die ſehnlich erwartete Bierflaſche eiligſt füllen zu laſſen ſich anſtrengen? Es giebt Ausnahmen. Ich kenne Familien ehemaligen Schlages, wo Sorge für das Wohlbefinden dienender Hausgenoſſen getragen wird. Familien von altem Geſchlechte, mögen ſie nun hochadelige, mögen ſie hochbürgerliche Namen führen, oder mögen ſie meinetwegen in beſchränkten Verhältniſſen ein ſtilles Daſein friſten . . . gleichviel; Familien, welche ihre Untergebenen wie zu ihnen ge-

hörig behandeln. Sie haben es nicht anders bei ihren Aeltern und Großältern geſehen. Sie bleiben conſervativ. In ſolchen Häuſern findet man nach zehn-, ja zwanzig-jähriger Abweſenheit noch dieſelben Diener, Stubenmädchen, oder wenn die frühere Generation bereits abgeſtorben iſt, deren Nachkommenſchaft. Ja, es giebt Ausnahmen! ſeltne. — Denn im Allgemeinen . . .? Gewiß haben ſich die Dienſtboten verſchlechtert, aber die Herrſchaften ſind wahrhaftig auch nicht beſſer geworden. Und wie es ſcheint auch nicht klüger; ſonſt würden ſie nicht zu ihrem eigenen Nachtheil herzlos handeln.

Auffällig iſt mir beſonders, daß gewöhnlich die eifrigſten Verfechter der „Menſchenrechte," jene lauteſten Vorſchreier nach ungezügelter „Freiheit," jene Humanitäts-Lehrer und Gegner körperlicher Züchtigung für boshafte Frevelthaten, ſich zugleich als mitleidloſe Tyrannen gegen ihre Untergebenen zeigen. Wo ich am heftigſten für's Volk ſprechen hörte, ſah ich nicht ſelten ſchroffe Härte gegen daſſelbe. Theorie und Praxis ſind verſchiedene Dinge.

Von ſolchen inkonſequenten Menſchen läßt ſich nicht ſagen, was der Gentleman John Halifax geſagt:

„Die Weisheit und die Nächſtenliebe muß im eigenen Hauſe beginnen. Laß' mich erſt lernen in meinem Thale gut zu herrſchen, meine Unter-

thanen weiſe zu leiten und zu beglücken, ehe ich mir anmaße den Staat zu regieren."

Denn John Halifax war keiner jener Philantropen, welche die ganze Welt zu beglücken verſprechen, ausgenommen ihre nächſte Umgebung. Die mag ſehn wie ſie durchkommt!

Auch der Hiſtoriker Johannes von Müller ſagt ein dahin einſchlagendes treffendes Wort: „Im Staate, wie in den Wiſſenſchaften, ſind Abhandlungen allgemeinen Inhalts nicht die wichtigſten und nützlichſten. So ſind die beſſern Bürger nicht die Raiſonneurs über alle Staatsgeſchäfte, ſondern diejenigen, welche in ihrem Comptoir, in ihrer Werkſtatt, in ihrem Kabinette, ihrer Perſon und ihrer Familie Wohlſtand und Wohlergehen befördern."

141.

— „Die Dunkelſtunde!" — Welche Fülle von ſanftem Schmerz und ſtiller Freude erweckt dieſes einfache Wort im Gedächtniß alter Menſchen! Die größere Hälfte des kurzen Tages iſt vorüber. Du haſt gethan, oder doch zu vollbringen Dich beſtrebt, was Dir als Arbeits-Pflicht Dein eigner Wille, wo nicht eiſerne Nothwendigkeit auferlegte. Du darfſt Dir

einige Ruhe gönnen, bevor die müden Augen wieder in den Dienſt gezwungen, den Lichtſtrahl blendender Lampe erleiden müſſen. Du haſt wohl gar ein kleines Luſtfeuerchen im Ofen angelegt, deſſen Kniſtern und Rauſchen die Dämmerung um Dich her belebt. Es gelingt Dir aus den Plagen der Gegenwart, aus den Sorgen für die Zukunft zu flüchten, und Dich Vergangenem, halb Vergeſſenem zuzuwenden mit allen Kräften Deiner Seele. Du rufſt die Bilder, die Dich dann umſchweben, nicht erſt empor aus der Tiefe, in welche ſie Dir verſunken geweſen. Sie ſteigen freiwillig auf gleich Schatten, namenlos, faſt ohne Geſtalt, gewinnen nur dann erſt Form und Farbe, wenn Du verſuchſt ſie feſtzuhalten. Dann zeigt ſich ein Antlitz, Dir einſt vertraut, im Laufe der Zeit fremd geworden, lächelt Dich an — wehmüthig — düſter — fröhlich — Du erkennſt es, Du nennſt es, und ſeine Augen leuchten Dir gleich zwei Sternen aus dem Dunkel der Nacht. Nun beginnt ein Gewimmel vereinzelter Funken, deren jeder eine Erinnerung wird, die ſich vereinen zu heller Flamme, die wieder auseinander ſtieben und ſich zertheilen, ein Gaukelſpiel wie's ganze Erdendaſein.

Faſt immer ſind es nur Verſtorbene, die zur Dunkelſtunde ſich einfinden. Selten Einer, der noch hienieden verweilt. Und ſonderbar, je länger ſie ſchon tod

ſind, deſto lebendiger treten ſie hier auf. Aber auch kürzlich Begrabene, haben ſie einmal den Moderſtaub ihrer Gräber abgeſchüttelt, machen früheres Anrecht geltend, gebehrden ſich wie wenn ſie uns geſtern erſt beim Weggehen zugerufen hätten: auf Wiederſehen. Und auch dieſe zeigen ſich meiſtentheils nicht, wie wir ſie zuletzt erblickten, in reiferem Alter; nein, ſie kommen, wie ſie ſich uns dereinſt dargeſtellt haben, in der erſten Blüthe ihrer Jugend.

O iſt er auch da, der ſchwarzlockige, gluthaugigte, ſchlanke Geſell, der unter ſcheinbarem Phlegma, unter männlich ruhiger Würde, ſo viel jugendliches Feuer, ſo raſchauflodernde Wildheit verbarg?

Er ſteht vor mir, nicht anders als vor achtunddreißig Jahren, da er ſich bei mir meldete, mit der Bitte: ich möchte ihm, der ſich der Bühne widmen wolle, kleine Rollen in meinen Komödien anvertrauen! Er ſprach wenig, nur das Nothwendigſte, ſehr gemeſſen, zurückhaltend, kein Vertrauen weder zeigend, noch erweckend. Ich entließ ihn mit hinhaltenden, leeren Redensarten, erkundigte mich nach ihm und erfuhr, er ſei nichts als eine ſchöne Statue, kalt, ohne Spur von Darſtellungstalent. Man hab' es wohl, eben ſeiner ausgezeichneten Erſcheinung halber, hier und da mit ihm verſucht; überall ſei er, als völlig unbrauchbar, wieder fortgeſchickt worden.

Das genügte, und ich bekümmerte mich weiter nicht um ihn. Wie er dann späterhin sich abermals meldete, wußte ich, um sein dringendes Verlangen los zu werden, keinen andern Rath, als daß ich ihm ehrlich sagte, was ich über ihn vernommen. Er lächelte spöttisch: Ja ich weiß wohl; das ist halt die Angst die mich überfällt, wann ich reden soll!

— Wie können Sie, bei solchem Hinderniſſe, die Absicht festhalten, Schauspieler werden zu wollen?

— Macht nix! Ich will die Angst schon besiegen!

Das sprach er aus innigster Ueberzeugung.

Ich griff nach dem nächsten Buche was ich zur Hand hatte. Es war Lessing's „Nathan." Ich schlug, rein zufällig, die Scene des Tempelherrn (Act II. Auftr. 5) auf und hieß ihn laut lesen. Er hatte kaum begonnen, so ging auch schon die wundersamste Veränderung mit ihm vor. Die Statue belebte sich, die Augen redeten mit, der Wiener (schier lerchenfelder) Dialekt wich vor einer erstaunenswerthen reinen hochdeutschen Aussprache, und der Klang seiner Stimme . . . . ich wüßte nicht, sowohl früher als später, ein gleiches Sprachorgan voll Kraft und Biegsamkeit gehört zu haben. Es war Musik. Ich will nicht behaupten, er habe die ihm durchaus fremden Lessing'schen Verse scharfsinnig durchdrungen, (das

wäre auf den ersten Anblick ohnehin unmöglich gewesen!) aber ich vernahm keinen falschen Accent, und der ganze Vortrag durfte für natürlich, verständig, wohllautend gelten. Ich riß ihm das Buch weg und schrie ihn an: Mensch, das ist nicht möglich; bei solchen Gaben und Mitteln, wie Ihnen die Natur verliehen, müssen Sie's zu einem vortrefflichen Schauspieler bringen, wenn Sie nur einigermaßen den Willen haben und fest halten. Das Lampenfieber wird sich schon legen! — Dabei blieb's. Der Unternehmer unseres Vorstadttheaters übertrug mir die Führung des gleichfalls ihm zugehörigen Geschäftes während der Saison in Baden und ich erstritt dem ringsumher mit geringschätzigem Zweifel betrachteten Eindringling, nicht ohne Mühe, eine kleine Sustentationsgage. Von allen Seiten hörte ich: „Mit dem heißt's nix!"

Der erste Versuch schien das bestättigen zu wollen. Vor Beginn des alten Lustspiels „Jurist und Bauer," worin der Debütant sich in einer ganz kleinen Partie versuchen sollte, meldete man mir in die Garderobe, Er liege draußen auf dem Hofe, von heftigem Brustkrampf ergriffen. Er wurde nach seiner Wohnung getragen, ein Andrer (irr' ich nicht, der beliebte Lokalkomiker Rott) trat rasch für ihn ein — denn beim Theater ist's wie in der Schlacht: wer fällt,

bleibt liegen, und immer vorwärts! Als ich den Kranken nach der Vorstellung in seinem Gartenhäuschen aufsuchte, schon darauf gefaßt, einen halb Todten unter ärztlicher Pflege zu sehen, fand ich ihn herzhaft arbeitend über der zweiten selbverordneten Portion „Gulasch mit Knedeln!" Ja was ist denn das, fragte ich höchlichst erstaunt; ich denke Sie liegen im Sterben? — „Was nicht noch? Jetzt ist mir schon wieder gut; es waren nur die „Aengsten!"

Hier kam es also darauf an, ein leeres Schreckbild, einen Popanz der Phantasie zu verscheuchen. Und diese Aufgabe hab' ich mir gestellt, und habe sie, was mich heute noch freut, glücklich gelöset. Ich gab dem jungen Menschen die Partie des Studenten in weiland Kotzebue's „Verbanntem Amor, oder die argwöhnischen Eheleute" zu lernen; ein nicht umfangreiches aber ganz dankbares Röllchen, hütete mich jedoch einen Termin der Aufführung zu bestimmen. Am Tage, wo die Huldigungsfeierlichkeiten für Kaiser Ferdinand in Wien anberaumt wurden; wo unser Badener Logenpublikum nicht nur, wo auch sonst Jedweder gen Wien zog, dessen Börse (Porte-Monnaies gab's glaub' ich noch nicht) für einen Platz im „Stellwagen" ausreichte; wo folglich auf ein entschieden leeres Haus zu hoffen war, setzte ich meinen „Verbannten Amor" an. Vor den paar Leuten (es

mögen ſich Alles in Allem zehn bis zwölf Seelen im Parterre befunden haben) werden Sie ſich doch nicht „ängſtigen?“ fragte ich meinen Patienten, der wie ein zur Höllenſtrafe Verdammter die Räume hinter den Kuliſſen auf- und abſtampfte. Er blieb mir die Antwort ſchuldig und ich merkte wohl, daß es furchtbar in ihm arbeitete. „Es ſind lauter Freibillets“ flüſterte ich ihm als letzten Troſtſpruch nach, indem ich ihn zu ſeinem erſten Auftritt hinausſchob. Wahr und wahrhaftig, es ging; ſchlecht genug, freilich, denn er blubberte ſtatt zu ſprechen, die Stimme ſchlug bisweilen zitternd um, aber dennoch brachte er, was er zu ſagen, faſt verſtändlich heraus. Die Wüſtenei zwiſchen, vor, hinter den öden Bänken hatte ihm Kraft verliehen. Im zweiten Auftritt, wo der liebende Studioſus einen Gärtner zum Vertrauten macht, ſchlug das Gefühl einigemale hörbar durch, und meine Freibillettler ſchwangen ſich zur Aeußerung einer Beifallsſpende empor, die zwar ſehr dünn ausfiel . . . hatt' es doch geklaſcht und ein Surrogat für Applaus abgegeben. Von dieſem Abende an war die Angſt verſchwunden; wenigſtens in ſo weit, daß ſie, nicht mehr hemmend, jede Regung eingeborenen Talentes zu unterdrücken vermochte. Denn ganz frei vom Lampenfieber iſt er wohl niemals geworden; wie das denn auch nach meiner Anſicht ein wirklich

Berufener niemals werden darf und ſoll. Ohne ſolche Aufregung kann ich mir keine künſtleriſche Anregung denken. Es war jetzt wie wenn ein dämoniſcher Zauberbann, durch höheren geiſtigen Einfluß gehoben wäre. Nun ging es unbehindert weiter. Nach wenigen Wochen ſchon konnten wir uns an das, ſpeziell für den Lehrling eingerichtete, modernzugeſchnittene Hagemannſche Schauſpielchen „Leichtſinn und gutes Herz" wagen, und in dieſem gewann ſich mein Schüler mit ſeiner alle Herzen durchdringenden Gewalt lauten, ſtürmiſchen Beifall. Mir tönen in der Seele heute noch die Worte nach, wo der leichtſinnige Sohn, der ſeinen Vater an den Bettelſtab gebracht, den Entſchluß faßt, ſich einem ihm feindſeeligen Werbeoffizier zu verkaufen, um dadurch den alten Mann vor der Schuldhaft zu retten, und wo er ſich, Schildwacht ſtehend, den ſpöttiſchen Blicken eleganter Spaziergängerinnen, denen er den Hof gemacht, vorahnend ausgeſtellt ſieht. „Was werd' ich dabei empfinden?" fragt' er. „Mag's doch," ſetzt er hinzu, „der Tag wird vorübergehen, die Nacht wird heraufziehen mit ihren Sternen, ich werde des guten Vaters gedenken, und in den Sternen werd' ich meine Vergebung leſen!" Ich vernehme, wie geſagt, den Nachklang jener Worte in ſtiller einſamer Dunkelſtunde, und wie ſie damals

Hunderten Thränen entlockten, so gehen mir bei der Erinnerung die Augen über.

Nach Wien mit der Truppe zurückgekehrt, brachten wir „Shakspeare in der Heimath" auf die Bretter. In diesem Drama war Heinrich Lord Southampton für ihn, für sein wundervolles Organ berechnet und geschrieben, so sorgsam wie nur jemals ein Komponist für die Stimme eines begabten Sängers geschrieben haben kann. Die in die Handlung des Drama's verwebte Rede Königs Heinrich des Fünften vor der Schlacht bei Agincourt, gelang ihm so außerordentlich, daß nach dem Schlusse derselben die Worte des alten John Shakspeare: „Ich dank' Euch; das war schön!" — durch wiederholte Beifallstürme ihre Bekräftigung fanden. Im Verlaufe kaum eines Jahres hatte sich der „überall zurückgewiesene und fortgeschickte lange Peppi" umgewandelt zu einem anerkannten Talente ersten Ranges, welches unter dem Namen Josef Wagner seine vielversprechende Laufbahn einschlug. Diese hat ihn gen Pest geführt, und als ich, nach längerer Abwesenheit von Wien vier Jahre später wieder dort einkehrte, fand ich ihn bei einem Ausfluge nach Ungarns Hauptstadt, wo er beim deutschen Stadttheater den Platz des ersten jugendlichen Helden ausfüllte, zu des leicht erregbaren Publikums jauchzendem Entzücken. Zu dem meinigen

nicht. Zwar blieb ihm noch immer eigen, womit höhere Mächte ihn so günstig und freigebig ausgestattet, aber Haus zu halten mit seiner Gaben Fülle verstand er nicht. Er verschwendete in jeglicher Beziehung aus dem Vollen. Er war, ich will's nicht leugnen, eine Art von „Koulissenreißer" geworden, wozu die Verführung in jenen Umgebungen sehr nahe lag, weil jede heftige Kraftäußerung, auch die unkünstlerische, übertriebene, jubelnde Zustimmung fand. Ich habe aufrichtig mit ihm darüber geredet; er hat herzlich hingenommen, was ich ihm darüber bemerkte; dabei ist's denn auch wohl geblieben. Zu Wagners Glücke kam damals der neue Unternehmer des Leipziger Theaters, Dr. Schmidt, während seiner großen Jagd auf gute Mitglieder nach Pest und brachte, als artistischen Beirath einen erprobten Kenner, einen tüchtigen Akteur aus älterer Schule, einen Lehrer, der nicht allein durch Lehren, der zugleich durch Beispiel wirken und Vorbild werden konnte, — brachte Heinr. Marr zur Begleitung mit. Sie legten ihre Hände auf Josef Wagner und holten sich ihn nach Leipzig. Darf ich mir nachrühmen den Jüngling, dem niemand auch nur die geringste Befähigung zutrauen wollte, gleichsam entdeckt, und seine ersten schwankenden Schritte auf die Bretter gefördert zu haben, so gebührt unserm nun

verſtorbenen Freunde Marr der bei Weitem größere Ruhm, den jungen Mann vom Irrwege handwerksmäßiger Effektmacherei auf den richtigen Pfad geleitet und für ſeine künſtleriſche Ausbildung das Beſte gethan zu haben, indem er ihn denken, prüfen, Maaß halten lehrte. Es muß überhaupt bei der Leipziger Bühne unter Schmidt's und Marr's Führung ein hübſches geiſtiges Streben gewaltet haben. Dort hatte denn auch Laube Wagner'n kennen, erkennen gelernt, und ihn nicht aus dem Gedächtniß verloren; denn wie er (Laube) nur zum Direktor des Wiener Hofburgtheaters berufen war, berief er bald den Leipziger „Peppi," der mittlerweile eine Zwiſchenſtation in Berlin gehalten hatte.

Und da ſtand nun Joſef Wagner auf dem erſten Theater Deutſchlands, in der Reſidenz, die, obgleich ſeine Vaterſtadt, nichts von ihm hatte wiſſen wollen, da er ein achtzehnjähriger Burſche bei den kleinſten Truppen im Umkreiſe Wiens vergeblich um ein Plätzchen gebeten hatte und überall mit hartherzigem „Zurück!" verſcheucht worden war. Wie mußte ihm zu Muthe ſein, wenn er nun, im vollen Genuſſe reichſter allgemeiner Gunſt Denjenigen begegnete, die den erſten Beweiſen ſeines unverkennbaren Berufes, höhniſches, vielleicht neidiſches Achſelzucken entgegen

geſtellt hatten? Dennoch hat er ſich niemals überhoben; hat ſich ſtets beſcheiden gezeigt; auch nie mit ſeinen Erfolgen geprahlt. Er war überhaupt ein großer Schweiger, ließ ſich Alles abfragen. Deſto aufmerkſamer und theilnehmender wußte er zu hören.

Eigene Empfindungen hat mir eine Aufführung des Nathan gemacht, wie ich im Jahre 1849 denſelben Menſchen als Tempelherrn im würdigſten Karakter dieſer Aufgabe, in der Fülle männlicher Schönheit und Kraft, die goldnen Verſe ſprechen hörte, die der verzagte Anfänger im Jahre 1834 mir ängſtlich vorgeſagt, und aus deren Rezitation ich dennoch damals ſchon den künftigen Künſtler vorgeahnet hatte. Er articulierte ſicher, blieb auch im Affect Herr ſeiner Mittel, entwickelte die volle Macht der Rede, getragen durch metallreiche, ſonore Sprache aus tiefſter Bruſt. Er war in Haltung, Gebehrde Mienenſpiel ein geborener Heros. Gleichwohl neigte ſich ſein Weſen, oft ihm unbewußt, zur elegiſchen Klage hin, die ihm zumeiſt gelang. Was z. B. in ſeinem „Hamlet" Schmerz, Wehmuth, innigſte Trauer, kindliche Liebe war, das ergriff unwiderſtehlich, und die Ausbrüche dieſes hinreißenden Gefühls beim erſten Anblick des Geiſtes übertrafen Alles bisher Vernommene. Dagegen vermißte ich den Humor, mit

welchem der philoſophierende Königsſohn vom Dichter ſo reich ausgeſtattet iſt. Nicht ſo wohl den bittern, ſarkaſtiſchen, für welchen er etwa den richtigen Ton traf; deſto mehr aber den leichten, flüchtigen, ironiſch, doch ſcherzhaft ſpielenden. Auch bemerkte ich, daß manche dahin einſchlagende Stellen gänzlich in ſeinem Vortrage fehlten. Als ich darüber ſpäter einmal mit Marr, der ihm die Rolle in Leipzig eingeübt, in's Geſpräch gerieth, erklärte dieſer: „was Einer nicht in ſich hat, kann er nicht von ſich geben; ich hab' ihm Einiges aus der Rolle geſtrichen." — Und dieſe Anſicht fand ich beſtättigt, als ihn mir Laube mit dem „Coriolan" zuſchickte, daß ich über dieſen gran=dios=ungebehrdigen römiſchen Ariſtokraten dem jüngeren Manne meine Meinung ſagen und, wie dereinſt zum Schüler, ſo jetzt zum Meiſter ſprechen ſollte. Der luſtige Spott, den der um's Conſulat bittende Held mit den „Stimmen" treibt, mit den tief=verachteten „ſüßen" Stimmen, war dem gewaltigen Darſteller, der Alles gründlich=ernſt nahm, nicht einzuhauchen.

Uebrigens iſt er unverändert der treuherzige, dank=bare, anhängliche Freund geblieben, bis an's Ende.

Er hat mich einigemale in Steiermark heimge=ſucht auf ſeinen Ferienreiſen. Wir haben viel mit=einander durchplaudert . . . und durchſchwiegen. Das ſchwatzen hab' ich beſorgt, das ſchweigen Er.

So war's auch in der heutigen Dunkelſtunde. Nun iſt ſie vorüber. Vorüber, wie die ganze lange Vergangenheit. Vorüber . . . —

Nun brenne, Lampe; verbreite den ſcharfen Geruch Deines Steinöls; leuchte der Gegenwart, beleuchte den Jammer des Greiſes, der all' ſeine Todten nur noch in einſamer Dunkelſtunde bei ſich empfängt.

142.

— Und noch einmal die lieben weltbeherrſchenden Eiſenbahnen! Es finden ſich in meinen Mappen vielerlei Papierſchnitzel, voll geſchrieben mit ſchüchternen Seufzern verſchiedentlicher Schriftſteller. Ich weiß nicht wie dieſe heißen, doch ich ſeufze mit ihnen, während ich mich ſtillſchweigend und ehrerbietig der eiſernen Nothwendigkeit füge, . . . wie alte müde Menſchen ſich der Zeit überhaupt zu fügen haben in Allem. Gefallen mir doch nicht die unzählbaren Parlaments-Reden und deren Abdruck. Gefällt mir doch nicht die Aufhebung der Wuchergeſetze und der Schuldhaft, ſo wie der medizinal-polizeilichen Ueberwachung ſammt daraus hervorgehender frech-wüthender Kurpfuſcherei. Gefällt mir doch nicht die Freigebung der Theaterkonzeſſionen; nicht die bedingungsloſe Frei-

zügigkeit, die alles arbeitsscheue Gesindel nach größeren Städten lockt. Gefällt mir doch nicht das Vorwalten philantropischer Justiz, welche mit Messerstichen freigebige Bestien, so wie ihre Kinder bis auf den Tod mißhandelnde Mütter unter „mildernden Umständen" zu kurzer Gefängnißhaft begnadet, oder auch frei spricht! Diese Dinge liegen im Geiste der Zeit; sie müssen so sein; reihen sich in unerbittlicher Folge an einander; und wem sie nicht behagen, der mag sein Bündel schnüren und weiter ziehn: Er gehört nicht mehr in die Gegenwart. Zu letzterer soll er sprechen wie jener alte Bettler in der Gegend von Ziebingen zu Ludw. Tieck gesprochen: „Verzeihen Sie nur, daß ich noch immer lebe!"

Ich darf auch nicht undankbar sein gegen die Schienenwege. Auf einer nothwendig raschen Fahrt aus Steiermark nach Hamburg hab' ich solch zauberhaft schnelle Beförderung wohl schätzen gelernt. Aber das sollte keine Reise zum Vergnügen vorstellen. Es war eben ein Zwang. Damit suchte ich mich zu trösten über die nicht ergötzliche Rolle eines willenlosen Frachtstückes, welche ich da spielen mußte; welche vielmehr mit mir gespielt wurde. Daß ich wie gerädert und betäubt in Hamburg anlangte, will ich nicht leugnen. Wer Nerven hat, kennt die Empfin-

dung. Es geht andern Leuten wie mir. Hören wir ihre Klagen:

A. Zum Conducteur der Diligence (oder Schnellpoſt) ſagte man: „Hier, trinken Sie ein Glas mit uns, und gönnen Sie uns noch einige Minuten!" — Den Führer des Eiſenbahnzugs erblickſt Du nicht; der bleibt Dir unſichtbar in ſeiner Majeſtät. Er weilt da Vorn, auf der andern Seite, als Herrſcher zwar, aber doch als Sklave ſeines Dienſtes; Ein denkendes Weſen zwar, nichts deſto weniger zugleich eine gedanken- und willenloſe Uhr, welche den Befehl der Abfahrt ertheilt, ſobald er ſelbſt die Stunde ſchlägt.

Im Poſthofe umgaben Dich nur Verwandte und Freunde, Dir Lebewohl zu ſagen. Auf dem Bahnhofe wimmelt es von gaffenden Müßiggängern, die Dich anſtarren. Du wirſt zum Gegenſtand öffentlicher Neugier, Du wagſt nicht vor Fremden vertraulich zu reden, nicht gerührten Abſchied zu nehmen, nicht zu weinen vor jenen gleichgiltigen Zeugen, die Dich höhniſch verlachen.

B. ꝛc. Einer der Vergnügungszüge, die man mit bittrer Ironie als ſolche bezeichnet: Ein wildes Menſchengewühl; die Männer „angeheitert," die Frauen laut klagend und kreiſchend; die Kinder wei-

nend vor Müdigkeit, oder in Folge übermäßigen Genusses von Pfefferkuchen und Bier ſich . . . . . Ein Vergnügungszug!

C. Man befand ſich ganz wohl mit dem „Vetturin," hübſch eingewickelt in den Mantel, das Geſicht angeweht und erquickt von der friſchen Luft. Solch' ein Zuſtand zwiſchen wachen und ſchlafen hat große Reize. Man träumt und bleibt dabei Herr ſeiner Gedanken. Man blickt zurück nach der Heimath, die man voll heitrer Ungeduld verließ, und nach der man ſich vielleicht ſchon wieder ein wenig ſehnt. Man umgiebt ſich mit den Freunden, deren Werth die Entfernung ſteigert; man gedenkt vor Allen der theuren Abweſenden, die wir auf Erden nicht mehr wieder ſehen ſollen, die wir im Geräuſch der Welt allzu oft vergeſſen haben. Nichts beruhiget, nichts erquickt die Seele angenehmer, ſanfter, als ſolcher Einblick in's Vergangene, während die Leidenſchaften ſchweigen. Dieſe Stunden, welche Reiſende von Metier „verlorene" zu nennen pflegen, waren vielleicht die einzigen im Leben, wo man wirklich lebte!

Damit iſt's vorbei ſeitdem wir vom Dampfe getrieben durch die Welt raſen.

143.

— „Was ſind Ihre theuerſten Cigarren, Herr G.?“ fragte einſtmals den Inhaber einer ſehr geſchätzten Berliner Firma der leichtſinnigſte Verſchwender und Schuldenmacher unter meinen Bekannten. Worauf Herr G. erwiederte: „Meine feinſten Cigarren koſten ſechs gute Groſchen das Stück; das ſind die theuerſten die ich führe, es müßte denn durchaus Jemand auf noch theurere verſeſſen ſein!“

Das iſt lange her. Seitdem hat ſich der Fortſchritt auch in dieſem Gebiete geltend gemacht, und ich mußte an jenes jungen Berliners üppige Frage denken, als ich neuerdings in Zeitungen die Anzeige einer herrnhutiſchen Tabackshandlung las, welche Cigarren, das Stück zu Einem Thaler ausbot!

Ob es Praſſer geben mag, die in ſträflichem Uebermuth auf ſolche Preiſe eingehen? Warum nicht? Wer vorher weiß, daß er ſeine Schulden nicht wird bezahlen können, dem kommt's auf höchſte Preiſe nicht an. Darf er ſich doch dann rühmen, die „beſte, d. h. die theuerſte Waare“ zu rauchen! Wahrſcheinlich iſt die Prahlerei auch das Beſte am Genuſſe des ſogenannten Beſten, denn gar ſo groß, dächt' ich, könnte der Unterſchied zwiſchen der ſiebeneinhalb- und der dreißig-Silbergroſchen-Cigarre nicht ſein? Worin ſollte die Steigerung des Genuſſes liegen?

Möglich zwar, daß mir dafür die gehörige Bildung der Zungen- und Naſen-Nerven fehlt, und daß ich nichts davon verſtehe! Ein Mangel an Verſtändniß, deſſen ich mich freue. Der Geſchmack iſt „Guſtoſache," verſicherte gelegentlich ein junger „Modiſt" (auf deutſch Schneidergeſell) aus Illyrien. Ich ſtelle mich zufrieden mit Glimmſtengeln, von denen das halbe Hundert einen Thaler koſtet. Aber ich bleibe ſie nicht ſchuldig, was allerdings „ſehr ordinair" ſein mag. Es hat denn Jedweder ſeine Schrullen. So ich, was pünktliches Bezahlen anlangt. Mir wird nicht geſchehen, was dem verſtorbenen Doctor S. geſchah, nach deſſen Tode einige Freunde zuſammen traten, um eine Subſcription zu eröffnen, aus deren Ertrag die hinterlaſſenen Schulden des plötzlich Verblichenen ausgeglichen werden könnten, damit ſeines Namens Ehre gerettet ſei. Ein Spaßvogel ſchrieb auf die Liſte: „Wie ich den Abgeſchiedenen kannte, war ihm nichts ſo zuwider als Schulden bezahlen. Folglich trag' ich nichts bei; weshalb ſollt' ich ihm noch im Grabe den Aerger bereiten helfen?"

Meine Gönner dürfen ſicher ſein vor derlei poſthumen Anſprüchen. Aber das gehört nicht hierher. Ich hab' in dieſem Augenblicke an einen ſpaßhaften Auftritt gedacht, deſſen Zeuge zu werden mir im Jahre 1840 gelang. Wer in jener Zeit durch Tilſit nach

Rußland ging, oder aus Rußland kam und daſelbſt, wenn auch noch ſo flüchtig verweilte, hat zuverläſſig Gelegenheit geſucht und gefunden das gaſtfreie Haus des damaligen Königl. Oberpoſt-Direktors Nernſt zu betreten, wo der Reiſende, ſobald er ſich nur einigermaßen aufnehmbar zeigte, gütiger Aufnahme ſtets gewiß ſein durfte. Die Familie des lebensfrohen und allgefälligen Mannes bewohnte die obere Etage, welche zugleich für zeitweiligen Empfang kaiſerlicher und königlicher, auf der Fahrt von und nach Petersburg begriffener Herrſchaften eingerichtet war. In den unteren Räumen waltete außer dem Beamten-Perſonal, der Chef deſſelben, der ein großes Wohn-, Arbeits- und Empfangszimmer inne hatte, deſſen Mitte von einem rieſenhaften Billard eingenommen wurde, damit der Ankömmling, aus Wind und Wetter wie mit einem Zauberſchlage ſich gleich in behagliche Atmoſphäre verſetzt und heimiſch fühlen möge. „Wer nennt die Völker, zählt die Namen, die wandernd hier zuſammen kamen?“ Nernſt's Geſelligkeitstrieb war ſo vorherrſchend, und er brachte, wenn's irgend möglich war, ſo gern Gäſte in den erſten Stock mit hinauf, daß den Oben waltenden Damen des Guten manchmal ſchier zu viel wurde. Weshalb ich denn auch in einem Gelegenheits-Schwank, den wir zur Feier ſeines Silber-Hochzeits-

feſtes dort aufführten, die Strophe anbrachte (nach der Melodie des Extrapoſt-Signales):

„Und tönet das Poſthorn durch Sturmes Gebraus,
Gleich ſteckt Er das Antlitz zum Fenſter heraus,
Für Reiſende öffnet ſich gaſtlich ſein Haus,
Da hört man ihn fröhlich entgegen ſchrei'n:
Immer 'rein, immer 'rein, immer 'rein!" [1])

So begab ſich denn auch, daß eines Nachmittags, da wir, Er und ich, uns in amerikaniſchen Schaukelſtühlen wiegend, Kaffee ſchlürfend, Cigarren rauchend, am Fenſter ſaßen, ein Schlitten vorfuhr, dem das Tilſiter Straßenpflaſter manchen harten Stoß beibrachte, nachdem er bis dahin leicht über Schnee zu gleiten gewohnt geweſen. Wir befanden uns im Uebergange vom Winter zum Frühling. Jenſeits der Gränze herrſchte noch jener, diesſeits verſuchte dieſer ſchon ſeinen Einfluß, was ihm allerdings für's Erſte nur gelang in Beziehung auf den zu Straßenkoth umgewandelten Schnee. Es war ein Attaché der Franzöſiſchen Botſchaft in Petersburg, der als Kabinetskourier gen Paris eilte. Von längerem Aufenthalt in Tilſit konnte nicht die Rede ſein, doch eben ſo wenig von fernerem Gebrauche ſeines Schlittens. Dafür gab es Rath. Weil ähnliche Hinder-

---

[1]) Ein unter den Zuſchauern befindlicher Poſtſekretair bemerkte dabei, in amtsmäßiger Kürze: „Dreiſpänner!"

niſſe alljährlich eintraten, hatte der Wagenmeiſter einen Tauſchhandel etabliert, und ſein wohlaſſortiertes Lager bot reiche Auswahl zur Befriedigung der Bedürfniſſe hinüber und herüber. Hab' ich doch ſpäter ſelbſt bei dem braven Manne einen ganz brauchbaren Wagen mir zugeeignet, indem er mir den ruſſiſchen Schlitten für den in Riga dafür gezahlten Preis anrechnete.

Je kürzere Friſt der Fremde in Tilſit verweilte, (der Handel kam raſch zu Stande, doch der gekaufte Vehkiel mußte doch erſt fahrbar gemacht, und die Achſen mußten „geſchmiert" werden!) deſto eifriger wurde Nernſt, Erfriſchungen darzubieten. Der Reiſende hatte in Tauroggen „copieusement" geſpeiſet, dankte für Alles ſogar für Kaffee, und bat ſich nur „un petit verre et un cigarre" aus. Welche Sorte von Liqueur ihm vorgeſetzt worden, weiß ich nicht mehr — (der ſcheußliche „Abſynth" vergiftete damals wohl noch nicht) — aber die Cigarren bleiben mir unvergeßlich. Ein britiſcher Kabinetskourier, der öfters durch Tilſit gekommen war, und von Nernſt mancherlei Gefälligkeiten empfangen, hatte dieſem eine reſpektable Kiſte voll Cigarren als Geſchenk hinterlaſſen, von denen, laut aufgeklebter Etikette, das Stück einen Schilling, demnach zwei einen halben Silbergroſchen höher im Preiſe ſtand als jene

Oben erwähnten „theuerſten" Berliner. Dieſe Kiſte war Nernſt's Bundeslade; ein Heiligthum. Sie blieb unter feſtem Verſchluß. Nur Hochbevorzugte mochten ſich rühmen, hinein gegriffen zu haben. Wahrſcheinlich wäre auch der Attaché abgefertiget worden, mit einer Aufforderung: ſich an den offen auf dem Billard ſtehenden Vorrath zu halten, hätte nicht mittlerweile des Hauſes Herr einen Blick geworfen auf den ihm überbrachten Laufzettel und den Namen Barante entdeckt. Barante, Verfaſſer des von Goethe hochgeprieſenen Werkes über franzöſiſche Litteratur; Barante, der Ueberſetzer Schillers, Leſſing's; Barante, Verfaſſer der berühmten „Geſchichte burgundiſcher Herzöge;" Barante, der Litterator, Politiker, Hiſtoriker, Dichter, Staatsmann .... „Sie mein Herr, ſind ſein Sohn? Welche Freude; welche Ehre" u. ſ. w. Da hieß es denn, wie im alten Vaudeville: „Dieſer Bär iſt kein gewöhnlicher Bär!" Solch ein Gaſt gehört unter die ſeltenen Ausnahmen; für den muß das Außerordentliche geſchehen! Nernſt bewegte ſich zum Sanctuarium, erſchloß es, holte die Kiſte mit den Schilling-Cigarren hervor, reichte ſie dem jungen Baron dar, und dieſer ... ich bebte vor Andacht ... dieſer faßte mir nichts Dir nichts die goldgelb-bräunlichſte Havanneſerin heraus, gleichgiltig, ſie nicht des

geringſten Erſtaunens, nicht der leiſeſten Aufmerkſamkeit würdigend, rauchte ſie an, ſog ihren Duft ein, unerſchüttert als ob's die erbärmlichſte „Stinkadores" wäre. Das mochte indeſſen hingehen. Nil admirari iſt ja der Wahlſpruch unſrer blaſierten jungen Welt! Aber . . . nun, Arthur Schopenhauer hatte ſich 1840 noch nicht vernehmen laſſen, daß ich wüßte; hatte noch nicht von ſeiner Philoſophie und ſeiner Perſönlichkeit reden machen; ſonſt wär' ich verſucht zu glauben, Baron Barante der Sohn habe des großen Denkers Selbſterhaltungsfurcht in Betreff des Nicotins und der vom Speichel angefeuchteten Tabacksblätter überkommen: denn kaum war ein Drittel der koſtbaren Cigarre in Aſche verwandelt, als er die andern zwei Dritttheile . . . . zerbrach und in den Spucknapf ſchleuderte. Zugleich verſah er ſich mit einer friſchen. Die erſte mag wenig Secunden über eine Minute vorgehalten haben. Das wurde bedenklich . . . ſollte auch noch eine dritte auf ſo ſchändliche Weiſe verquiſtet werden? Und der Wagen, ihn weiter zu befördern, wollte immer noch nicht vorfahren. Nernſt that ſich Gewalt an, doch es wurd' ihm ſchwer. Lange genug kämpft' er mit ſeiner Gentileſſe und dem gerechten Unmuth eines Cigarrenkenners. Auf einmal raffte er ſich zuſammen — viel-

leicht hatt' er verdächtige Bewegungen des Gaſtes erlauſcht? Der große dicke Mann ſchob ſich mit bewundernswerther Gewandtheit zwiſchen das Billard und den Frevler; er brachte durch einen eben ſo geſchickten als kühnen Griff das gefährdete Kiſtchen in ſeine Macht, trug es, gedeckt von der ihm zugehörigen, allerdings umfangreichen Peripherie, glücklich bis zum bergenden Schranke, und athmete ſichtbar freier auf, wie er den geplünderten Schatz wieder hinter Schloß und Riegel geborgen wußte.

Jetzt rollte auch der Wagen vor; der Poſtillion ſtieß in's Horn, der Wagenmeiſter brachte die Rechnung, Herr von Barante hüllte ſich in den Pelz, empfahl ſich und raffte, ſchon im Gehen, noch eine Handvoll Cigarren aus der Allerweltskiſte ein, welche ihm mit boshaft lächelnder Pantomime gereicht wurde.

Du wirſt Dich wundern, rief ihm der Oberpoſtdirektor nach. Nein, für Dich ſind meine beſten nicht gewachſen! Aber ich fürchte, der Kerl verſteht gar nichts davon und raucht ächteſte Havannah eben ſo gedankenlos als ob's Runkelrübenblätter wären. Er iſt kapabel keinen Unterſchied zu verſpüren. Ich möchte ihn bei ſeinem Vater verklagen!

144.

— Schon als ganz junger Mann für hypochondriſche Grillen zeitweiſe ſehr empfänglich, klagte ich eines trüben Tages einem angehenden Arzte allerlei begründete oder unbegründete Beſorgniſſe. Wir ſaßen unſrer mehrere beiſammen, und führten abwechſelnd Zwei- oder allgemeine Geſpräche. Bleib' mir vom Halſe, rief der jüngſt promovierte Doctor med. ziemlich laut, bleib' mir vom Halſe mit Deinen eingebildeten Leiden; Andrang des Blutes nach dem Kopfe! kalte Füße! Unterleibsbeſchwerden! Lauter unnütze Scrupel! Iß und trinke was Dir ſchmeckt, mach' Dir fleißig Bewegung. Du biſt ferngeſund!
— Aber die Conſtipationen . . . .
— Narrheiten! Das kommt und geht und wechſelt wie der Wind. Wenn's weiter keine Leiden gäbe! Ich wiederhole Dir's: Du haſt eine feſte Natur, eine zähe Natur; kannſt hundert Jahre alt werden. Quälſt Dich ab, ſiehſt Geſpenſter! Du biſt ein Thor mit Deinen Obſtructionen!

Dieſer letzte Ausruf erregte die Aufmerkſamkeit eines Beiſitzers, der jedoch nur halb hingehört hatte. Ja, ſprach er höchſt ernſthaft, ja, es giebt „Thore, die an Obſtructionen" leiden.
— Thoren willſt Du ſagen?

— Durchaus nicht. Thore hab' ich gesagt; wirkliche wahrhaftige Stadtthore! und ich sah ein solches in recht bedenklichem Zustande mit diesen beiden Augen, mit welchen ich das Vergnügen genieße Euch anzublicken.

— Ich hab' immer behauptet, daß Du nicht recht bei Verstande bist. Was soll das nun wieder heißen?

— Ihr sollt's erfahren. Es ist Euch bekannt, daß ich aus Rawitz herstamme. Der Weg dahin (eine Poststraße zwar, aber noch ohne Ahnung von Kunststraße) führte durch mehrere Städtchen, deren erstes von Breslau vier Meilen entfernt, sich zur Zeit, wo meine Geschichte spielt, noch eines engen, festgemauerten Thores erfreute, durch dessen Wölbung ich schon als flotter Gymnasiast häufig gegangen und gefahren war. Diesmal nahm ich einen Platz auf der „Ordinairen" ein, der nicht zu den bequemsten gehörte. Als wir uns dem alten Gemäuer langsam näherten, fanden wir's von einer zahlreichen Menge umstellt; die Einfahrt schien gehemmt. „Das sieht ja aus, wie wenn das Thor heute an Verstopfung litte?" sagte der Schirrmeister, der manchmal, seiner gewöhnlichen Brummigkeit zum Trotze, einen Witz reißen wollte; „Du wirst ihm ein Lavement blasen müssen, Postillion!" Dieser setzte gehorsam sein Horn an, und stieß hinein, daß er von der Anstrengung kirsch-

braun im Geſichte ward. Vergebens. Die Maſſe wich und wankte nicht. Die Paſſage war gründlich geſtört. Einige Schockſchwerenoths-Donnerwetter verhallten wirkungslos. Der Schirrmeiſter kletterte von ſeinem Throne; ich folgte ihm; da ſahen wir die Beſcheerung. Nun, was glaubt Ihr, ſteckte im Thore?

— Zwei Wagen hatten ſich feſtgefahren . . .?

— Ihr macht's Euch leicht. So wohlfeilen Kauf's kommt Ihr nicht los. Ihr ſollt beweiſen, daß Ihr beſſer bei Verſtande ſeid denn ich.

— Wer kann das errathen?

— Ich will Euch darauf helfen; ſonſt ſitzen wir bis Mitternacht hier. Wer von Euch hat Tourniaires Rhinozeros perſönlich gekannt?

— Ich, rief ich triumphierend; zwar darf ich mich nicht rühmen in ſo freundſchaftlicher Beziehung zu ihm geſtanden zu haben, wie zu ſeinem Beſitzer, dem alten Tourniaire, oder zu ſeinem Pflegevater, dem noch viel älteren Papa Foureaux, denn das Monſtrum war freundſchaftlicher Zuneigungen nur in ſehr geringem Grade fähig . . . aber es hatte doch zartere Momente, wo es ſich am Kopfe krauen ließ.

— Nun, alſo! Beſagtes Ungethüm reiſete in einem Kaſten, welcher ſeiner Rieſenhaftigkeit entſprach. Dieſer Kaſten, der ein Ungethüm beherbergte, ſtand natürlich auf einem Ungethüm von Rollwagen. Den

längſt im kühlen Grabe liegenden Erbauern des Pr . . . . . Thores kann kein Vorwurf gemacht werden, daß ſie ſo großer Reiſender nicht gewärtig geweſen ſind, die in Acht- oder Zehnſpännern anrücken und ein Haus mehr in die Stadt bringen würden. Die Mauern ſtanden, weil ſie glaubten in ihrem guten Rechte zu ſein, unbeweglich; die Gäule zogen mächtig an, weil Diejenigen, die ſie mit Peitſchenhieben ermunterten, im Wahne lebten, Thore wären vorhanden, damit man durch dieſelben einfahren könnte . . . kurzum, es ging weder vorwärts noch rückwärts mehr. Die Thor-Obſtruction war Thatſache, und es iſt nichts übrig geblieben, als mit Hacke und Beil Luft zu machen, und beſonders widerſpänſtige Bauſteine zu entfernen. Irr' ich nicht, ſo hat dieſe Mauerbrecherei den erſten Anlaß gegeben zur Abtragung des alterthümlich-ehrwürdigen Denkmales. An Raum zur Ein- und Ausfahrt leidet das Städtlein jetzt keinen Mangel mehr. Aber ſo viel ich weiß, hat ihn ſeitdem kein Rhinozeros mehr benützt.

— Außer Dir! fielen wir uniſono ein; undankbar gegen den Erzähler.

145.

— Wer Wilhelm Müllers „Müllerlieder" in Schubert=ſcher Muſik nicht von Stockhauſen vortragen gehört, der weiß nicht, was deutſches Lied vermag! Ich ſpreche nicht von vereinzelten Proben, die der uner=reichbare Künſtler in größeren Konzerten etwa einzu=ſtreuen pflegte. Dergleichen abgeriſſene, durch andere Muſik von einander getrennte Nummern können nie=mals jene anhaltende, ausdauernde Seelenſtimmung im Hörer hervorbringen, deren er bedarf, um bei der Sache zu bleiben und ſich ihr ungeſtört hinzugeben. Nein, ich beziehe obige Aeußerung auf den vollſtän=digen Liedercyklus, wie Schubert ihn componiert hat; wie er leider zwar nicht ganz vollſtändig iſt, weil mehrere Stücke ausgelaſſen ſind, (man erräth ſchwer weshalb?) wie er aber dennoch ein in ſich zuſammen=hängendes, lebenswahres, naturgetreues, volksthüm=liches, hochpoetiſches Kunſtwerk bildet. Wer gleich mir aus alter Zeit noch die Meinung feſt hält, daß im deutſchen Liede auch dem geſprochenen Worte ſein volles Recht werden ſoll; wer Reichardts hohe Ver=dienſte um Schiller's und Goethe's Dichtungen von Kindheit auf lieben und ehren lernte; der wird be=ſonders zu ſchätzen wiſſen, daß in dieſen „Müller=liedern" Dichter und Tonſetzer einen unvergänglichen Bund geſchloſſen haben; daß ſie Hand in Hand

gehen; daß Franz Schubert durch keine auch nicht die kleinſte muſikaliſche Excentricität die heilige Scheu verleugnen will, welche der Poet ihm einflößt; daß er von der erſten bis zur letzten Note das Beſtreben kund thut, ſeinem Dichter gerecht zu werden, ihm ſein Autorrecht zu bewahren. Geſellt ſich nun ſolchem Bunde als Dritter ein Sänger, dem die Fähigkeit und der Wille einwohnt die Rechte beider Meiſter würdig zu vertreten, dieſelben ſo innig zu verflechten, daß ſie Eins werden . . . dann iſt das Höchſte vollbracht, was uns auf Erden entzücken kann. So geſchah es, als Stockhauſen in Steiermarks Hauptſtadt einzog. Ich war ſchon „hübſch" alt, (wie die Gräzer zu ſagen pflegen; man ſagt auch: „der iſt hübſch häßlich!") aber trotzdem immer noch jung genug, um in aller Eil' ein Bischen verrückt zu werden vor Enthuſiasmus. Es war wie ein Nachklang vom Berliner Sonntagsrauſch. Wie Gräfin Straſſoldo, die Gemahlin des damaligen Statthalters, mir nach des Gaſtes erſtem Konzerte zurief: „Was ſagen Sie? Iſt das ein Sänger!" da erwiederte ich: „Ja, Excellenz; aber auch ein Dichter!" Den Dichter ſo reproduzieren heißt ſelbſt ein Dichter ſein!

Wir brachten's denn dazu, daß eine eigene, ausſchließlich den „Müllerliedern" gewidmete „Muſikaliſche Matinée" (Verzeihung, Ihr Herrn Puriſten für

das Fremdwort; „Morgenunterhaltung“ klingt gar prosaisch!) angeordnet wurde, bei welcher ich den Müller'schen Prolog, so wie die nicht von Schubert componierten hinzugehörigen Gedichte sprach .... gegen den Schluß hin von heißen Thränen unterbrochen, die mir die des Dichters, des Komponisten, des Sängers Dreieinigkeit entlockte. Der große Landständische Saal war gerüttelt und geschüttelt voll. Des Sprechers Thränen fanden Nachsicht vor weinenden Hörerinnen. Zuletzt, wie's dem armen Müllerburschen an's Leben geht, bis das liebende Herz ihm bricht, schluchzte die ganze Versammlung, und draußen, auf den breiten steinernen Treppen, welche in den von Frühlings-Mittagsonne beleuchteten Hofraum führen, sah man noch manches holde Antlitz hinter'm feinen Tüchlein seine Rührung verbergen. Die Equipagen der vornehmen Welt harrten ihrer Insassen. Es war an einem Sonntage. „Du kommst doch zum Dîner?“ fragte Gräfin Z. ihre Tochter. „Nein, liebe Mutter,“ antwortete diese, „ich mag jetzt nicht in der Stadt bleiben; mir ist das Herz so schwer; ich könnte doch nichts genießen; ich muß mich im Freien ausweinen!“ Gesagt, gethan; Gräfin L. schwang sich in ihre Kutsche. „Wohin befehlen gnädige Gräfin?“ sprach der Lakai. „Hinaus, gleich viel wohin; wo es eine Wassermühle giebt.“

— Unweit Gräz entſpringt ein Bächlein, deſſen erſtes Geſchäft iſt, Mühlenräder zu treiben. Von den Gebäuden führt ein ſchmaler hölzerner Steig nach einer heimlich-einſamen Stelle, wo ſich, von Waſſerpflanzen umgrünt, ein kleines Baſſin unter Felſen angeſammelt. Dort ſtand, über's ſchwankende Gelände lehnend, Gräfin L., die ſanfte, zarte, ſinnige Frau, und ſtarrte hinab in's Bächlein, ob ihr vielleicht von deſſen klarem Grunde der durch Stockhauſens Kunſt verklärte und idealiſierte Müllerburſch wehmüthig zulächeln würde? Stand ſie, in Träume verſenkt.

Da keucht es dicht neben, hinter ihr: „No, ob ſ' nit Platz giebt, daß ich vorbei kann?" Sie wendet ſich erſchreckt um, und ſieht einen alten, ſchmutzigen, mit hinreichendem Kropfe geſchmückten Mann, den die Laſt eines großen Mehlſackes ſchier danieder beugt, dem ſie möglich raſch ausweicht und entflieht . . . Das war eben auch ein Müllerburſch' aber nicht der Wilhelm Müller'ſche, Schubert'ſche, Stockhauſen'ſche.

„Da biſt Du ja ſchon!" ruft ihr die Mutter entgegen!

„Ja, nun hab' ich wieder Appetit!" erwiedert ſie, und nimmt ihren Sitz an der Familientafel ein.

Die Realität hat auch ihr Gutes. Von Idealen kann der Menſch ſich nicht nähren.

146.

— Ich laſſe mir's nicht ausreden: an der Einrichtung ſeines Wohnzimmers will ich den Menſchen erkennen — vorausgeſetzt, daß er ſich irgend in der Lage, in den Verhältniſſen befindet, ſich überhaupt einrichten zu können; ſei's auch nur auf die einfachſte Weiſe. Man behauptet: „Sage mir mit wem Du umgehſt, dann will ich Dir ſagen wer Du biſt!" Grundfalſch; wie die meiſten Sprichwörter und ſprichwörtlichen Redensarten, die faſt durchgängig ſchielen oder hinken; weshalb denn auch wahrſcheinlich für ſie ein eigenes Sprichwort erfunden worden iſt, welches ſie „die Weisheit der Nationen" betitelt. Das iſt gerade ſo zutreffend und wahr, wie das berühmte „Volksſtimme, Gottesſtimme!" Ich habe Leute gekannt, die ſich im Strahle brillanten geſelligen Verkehres und Umganges ſonnten, ja bisweilen ſelbſt Sonne ſpielten, und daneben die ſchäbigſten Kerle waren, die man ſich denken kann. Und hinwiederum hab' ich Andere gekannt, die edlen Sinnes, hellen Geiſtes, wohlwollenden Herzens mitunter den „tiefſten Ton der Leutſeeligkeit" anſtimmten, und lieber als ſogenannte gute — geradezu ſchlechte Geſellſchaft ſuchten . . . . wobei es allerdings darauf ankommt, was man gut, oder ſchlecht zu nennen beliebt.

Gerade ſo, wie man ſich erſt über den Begriff von Ordnung und Unordnung einigen muß, bevor ein Urtheil erfolgt. Es giebt, das weiß ich wohl, Geſchäftsmänner, Gelehrte, denen ſcheinbare Unordnung in Büchern und Papieren für höchſte Ordnung gilt, und welche in Confuſion gerathen, wenn ſich eine kecke (namentlich weibliche) Hand unterfangen will bei ihnen aufzuräumen. Auch iſt mir nicht fremd geblieben, daß Perſonen, die mit pedantiſcher Gewiſſenhaftigkeit ihre nächſten Umgebungen zu regeln pflegen, und die keinen Augenblick Ruhe finden, wenn ein Lineal, ein Bleiſtift, ein Blatt Papier ſchief liegen, im Leben und außerhalb ihrer vier Pfähle entſchieden diſſolute Naturen genannt werden dürfen. Das ſind vereinzelte Kontraſte, die meine Anſicht im Allgemeinen nicht erſchüttern. Ich bleibe dabei: mit ſeltnen Ausnahmen mach' ich mich anheiſchig, den Menſchen aus der Haltung ſeines Wohnzimmers zu erkennen. Was man nämlich „einen Menſchen und deſſen Karakter erkennen" heißt. Wer wollte ſich vermeſſen einem Andern in den Kern des Innerſten zu dringen, wo Jeder genug aufpaſſen und lange ſtudieren muß, bis er ſich ſelbſt zur Genüge kennt? Davon kann ja überhaupt erſt nach langem vertrauten Umgange die Rede ſein . . . und auch dann noch, wie häufig täuſchen wir uns!

Nein, ich ſpreche von der Kenntniß, die eben hinreicht zur Beantwortung der Frage: „Läßt ſich mit Dieſem oder Jenem oberflächlich verkehren? Werden wir uns in ſo fern zuſagen, daß wir zutraulich neben einander hergehen und manche gute Stunde mitſammen verleben mögen, ohne uns abzuſtoßen?“

Das entnehm' ich aus ſeiner häuslichen Einrichtung, aus ſeinen Bräuchen, Gewohnheiten, täglichen, ja ſtündlichen Bedürfniſſen. Ich habe Männer in Geſellſchaft angetroffen, die mir gefällig entgegen kamen, die mir wohl behagten, die mich aufforderten ſie zu beſuchen, denen ich Folge leiſtete, bei denen ich mich einſtellte . . . . einmal und nicht wieder. Weshalb nicht? Ganz einfach, weil ich auf den erſten Blick entnahm, daß ſie ganz und gar auf Aeußerlichkeiten gerichtet, weder das Geſchick, noch das Bedürfniß hegten, ſich daheim wohl zu fühlen, ſich eine behagliche Exiſtenz in ihrer Wohnung zu ſchaffen! Daß ihr Sinn nur darauf ging, draußen zu leben. Solche waren mitunter hübſch eingerichtet; ſie beſaßen elegante, moderne Möbel, es ſah ſehr ſauber bei ihnen aus, aber ich fühlte, ſie vermeiden dennoch mit ſich, bei ſich, allein zu bleiben; ſie brauchen leere Zerſtreuungen, ſie verſtehen nicht, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen; folglich verſtehen ſie auch nicht mit Andern geiſtigen Umgang zu pflegen. Mit denen iſt

nichts anzufangen. Während Du Dich beſtrebſt ein Geſpräch anzuknüpfen, merkſt Du ihnen ſchon ab, wie wenig geneigt ihr Weſen iſt darauf einzugehen. Dieſes Gemach ſieht nicht nach einem Bewohner aus, der den ſtillen Aufenthalt darin liebt. Er wünſcht und empfängt nur Beſuche, um eine Stunde zu tödten, mit der ſonſt fertig zu werden ihm beſchwerlich fallen würde. Dem iſt Jeder willkommen, welcher ihm darüber hinweghilft. Den ſtörſt Du niemals. Und wen ich nicht, wenn ich ihn allein finde, einigermaßen ſtöre durch meinen unerwarteten Eintritt; wen ich nicht erſt aus ſeinem eigenen inneren Daſein gleichſam erwecken muß, bevor er mittheilſam wird . . . deſſen Umgang ſuch' ich nicht. Dieſe Menſchen haben weder Seele noch Herz. Sie können nur momentane Anregungen empfinden und zeigen. Tiefer geht's ihnen nicht. Sie mögen ja ganz ſcharmante Leute ſein . . . meine Leute ſind ſie nicht.

147.

— Man hat im langen Leben ſo Manchem aus der Noth geholfen, hat mancherlei Opfer gebracht, oftmals weit über eigene Kräfte hinaus, und iſt nicht ſelten mit Undank belohnt worden. Das iſt der

Welt Lauf. Wer ſich darüber ärgern, oder gar grämen wollte, der wär' ein Narr. Und wer ſich dadurch abhalten läßt, hin und wieder hilfreich zu ſein, beweiſet nur noch größere Narrheit. Denn er beraubt ſich ſelbſt der reinſten Freude im Erdenleben, die niemals im Empfangen, ſondern im Geben beſteht; im Bewußtſein: Du haſt Goethe's größeſtes Wort: „Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut" Dir nicht vergeblich ſagen laſſen. Wem's um Dank zu thun iſt, der ſoll ſich etwas zu naſchen kaufen, ſoll ſich vor den Spiegel ſtellen, und ſich betrachten wie er's frißt. Ein Menſch von beſſerm Schlage übt gern Dankbarkeit, doch begehrt ſie nicht, lächelt vielmehr wehmüthig und bedauert Denjenigen, dem dieſe Eigenſchaft fehlt, welche doch Thieren einwohnt. Ja, leider, es giebt recht viele Leute, die kein Gedächtniß haben für empfangene Wohlthaten und Gefälligkeiten. Deſto hübſcher zeigen ſich aber auch Ausnahmen; um ſo hübſcher, je ſeltner ſie ſind.

Eine ſolche Ausnahme wurde mir vor einigen Tagen in's Gedächtniß gerufen, durch zufälliges Zuſammentreffen mit einem Verwandten Desjenigen, der ſie vor langer Zeit herbeigeführt. Sie verdient ſchriftlich feſtgehalten zu werden, ihrer Seltenheit wegen. Wer in und mit der Schauſpielerwelt vertraut war, wird ihren Werth zu ſchätzen wiſſen.

Um die Jahre 1826, 28 herum, (ich weiß es nicht mehr genau) trat beim Berliner Königstädter Theater ein junger Mann als Mitglied ein, der nebst angenehmem Aeußern und anständigem Betragen ein entschiedenes Talent für's feinere Conversations-Lustspiel entfaltete, vorzüglich aber als naiver, treuherziger Bauerbursche einen Ton anschlug, dessen Naturwahrheit recht zum Herzen sprach; wie z. B. in dem Weissenthurnschen „Es spukt" wo er eine Fülle von heitrer Laune über die Zuschauer verbreitete. Im persönlichen Umgange blieb er reservirt, fast zurückhaltend, trug etwas von britischer Exclusivität zur Schau, weshalb wir ihn im Scherze „den jungen Lord" nannten. Als ich, nach längerer Abwesenheit, von einem Ausfluge in mein Berliner Standquartier heimkehrte, ihn auf den Brettern vermißte, mich nach ihm erkundigte, mußte ich vernehmen, er sei „entlassen," habe krank gelegen, befinde sich „wahrscheinlich" noch in Berlin . . . doch Niemand konnte mir nähere Kunde ertheilen, denn „sie hatten sich weiter nicht mehr um ihn bekümmert," was mir, bei seinem Wesen, dem lieben Schauspielervölkchen gegenüber, leicht begreiflich schien. Ich suchte ihn auf, entdeckte nach vielen vergeblichen Bemühungen seine ärmliche Wohnung und fand ihn in traurigem Zustande. Die schwere Krankheit hatte seine

kleinen Erſparniſſe verſchlungen; jetzt, halb geneſen, ſollte er eine Badereiſe antreten, ohne Mittel, ohne Beihilfe, er wußte ſich keinen Rath. Mich drückte der Ueberfluß an Gelde eben auch nicht; doch ich ſcharrte zuſammen, was ich gerade beſaß und brachte ihm die mäßige Summe. Es war ein wunderlicher Durcheinander von einzelnen Goldſtücken, harten Thalern, Treſorſcheinen, in eine Beilage der würdigen „Haude=Spenerſchen" zuſammengewickelt. Wie hoch ſich's belief, könnt' ich wahrlich nicht angeben; mehr wie fünfzig Thaler im Ganzen können's wohl nicht geweſen ſein, aus guten Gründen nicht! Für mich war's viel, für ihn noch mehr, er reiſete ab, ich er=fuhr nichts mehr von ihm, hatte keine Ahnung, wo er untergekommen ſei, fragte auch nicht danach. Auf Rückerſtattung zu rechnen, wäre mir ja nicht im Traume eingefallen. So weit reichte meine Er=fahrung ſchon.

Im Herbſte 1837 kam ich auf dem Wege von Wien nach Berlin durch Dresden. Die Hoffnung dort zum Gaſtſpiele zu gelangen ſchien anfänglich unerfüllbar. Wir ſaßen im „Hotel de Ruſſie" und . . . . harrten der Dinge die da kommen ſollten. Da ſtellt ſich mir, zwei Tage nach meiner Ankunft, wie ich niedergedrückt und verſtimmt aus der Theater=kanzelei trete, ein Herr in den Weg, der mir im

erſten Augenblick fremd iſt, den ich erſt erkenne, als er mich herzlich anredet:

— „Stoelzel! Albert Stoelzel!! Sie haben mich vergeſſen? Ich vergaß Sie nicht. Seitdem ich wieder in feſtem Engagement ſtehe, habe ich täglich meiner Verpflichtungen gedacht . . .“

— Aber ich bitte Sie, ſprechen wir davon nicht!

— „Von was denn? Halten Sie mich für einen Undankbaren? Was Sie für mich gethan . . .“

— Werden Sie ſchweigen?

— „Gewiß nicht! Mir geht's gut, was die Kaſſe betrifft. Meine künſtleriſche Stellung läßt viel zu wünſchen übrig, denn wie könnt' ich hier aufkommen neben Emil? Aber die Bezahlung iſt anſtändig. So wie ich geſtern erfuhr, daß Sie in Dresden ſind, war mein erſter Gedanke: nun wirſt Du endlich die Laſt los!“

(Unterdeſſen waren wir bis an mein Hôtel gelangt; ich verſuchte ihn abzuſchütteln; er jedoch hielt mich feſt und fuhr fort:)

— „Sie befinden ſich auf Reiſen . . . mit Familie . . . ich habe mehr als ich brauche. Sie müſſen das Paketchen annehmen; mir brennt's auf der Seele. Sie werden ſehen, daß ich genaue Rechnung ablege!“ Damit rannte er fort; mir hatte er's in die Hand gezwängt.

Als ich's ſpäter öffnete, fand ich nebſt genauer Angabe der damals ihm gebrachten Münzſorten, Stück für Stück derſelben, Gold, Silber, Papier, beiſammen. Sorgſam hatte der redliche Menſch in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit dieſe Summe, wie er ſie damals empfangen, aufgeſpart. Nur die Hülle war eine andre; ſtatt der Berliner Spenerſchen, war's eine Dresdner Zeitung, welche ſeine ſeltſame numismatiſche Sammlung umſchloß.

148.

— Ich habe nie begreifen können, was es mit der chriſtlichen Theologie, will ſagen „Gottesgelehrſamkeit" für eine Bewandniß habe? Sollte der Menſchheit das wahre wirkliche reine Chriſtenthum durch den Stifter deſſelben offenbart werden, ſo war's, dünkt mich, der ewigen Macht, welche das Weltall beherrſcht nach ewig-unerforſchlichen Geſetzen, ein Leichtes ihren Willen einfach und deutlich kund zu thun, ohne Anſprüche auf gelehrte Studien bei Gläubigen. Darauf deutet auch, ſollt' ich meinen, die Wahl genugſam hin, welche ſchlichte Männer traf, aus niedern Ständen, denen anfänglich die

Verbreitung der Lehre: „Liebet Euch untereinander“ vertraut wurde! Daraus iſt nun eine Wiſſenſchaft entſtanden, deren Schriften unüberſehbar geworden ſind, und zu deren Nomenclatur ſchon ein Menſchenleben nicht mehr ausreicht. Will man in Anſchlag bringen, wie unzählig viele untereinander verſchiedene, abweichende, widerſprechende, ſich bekämpfende, auf Tod und Leben ſtreitende, gehäſſige, mit Blut geſchriebene Auslegungen in tauſend und aber tauſend dicken Bänden nebeneinander ſtehen, dann fühlt man ſich wie vom Schwindel befallen und muß wohl endlich fragen: wer von all' dieſen Auslegern hat denn das Richtige gefunden? Einer verurtheilt ja immer den Andern als Lügner und Fälſcher. Hing' es von den frommen Herren ab, ſie ließen ſich heutigen Tages noch mit Vergnügen gegenſeitig bei mäßigem Feuer braten. Durch wen ſoll ich denn die Wahrheit erfahren? Durch die heilige Schrift, über deren Bedeutung ich von ihnen belehrt werde? Da komm' ich erſt recht in's Gedränge, denn Jeder lieſet heraus, was Er darin zu finden, was Er aus ihr ſchließen zu dürfen glaubt. Wir Laien können doch nicht ſemitiſche und Gott weiß was für Philologie treiben? Und wollten wir's verſuchen ... würden wir's weiter bringen als Ihr, die Ihr Euch über Worte und Silben in die Haare gerathet?!

Wenn edlen Menſchen auf Erden ſchon Glück beſcheert iſt, dann nennen ſie's den Lohn der Tugend; wenn Unglück, dann heißt's ein abſonderlicher Beweis göttlicher Gnade, die den Auserwählten die ſchwerſten Prüfungen auferlegt. Geht's ſchlechten Menſchen gut, dann geſchieht es nur, um ſie täuſchend immer tiefer in's Verderben zu locken, und Gott ſieht zu, reibt ſich freudig die Hände und ſpricht: ſo recht; nur immer ſo fort; euch bring' ich glücklich in die Hölle. Geht's Schuften aber ſchlecht, nun, dann haben ſie die verdiente Strafe weg. Wird ein frommer Mann vom Blitz erſchlagen, ſo ward er in feurigem Wagen gen Himmel aufgehoben und der ewigen Seeligkeit theilhaftig. Trifft der tödtende Strahl einen nachläſſigen Kirchengänger, dann iſt's der Zorn des Himmels, der dies eclatante Beiſpiel geben wollte, wonach ſeines Gleichen ſich zu achten aufgefordert wird. —

Wer in ſeiner Jugend genöthiget war, viele und vielerlei Kanzelreden mit anzuhören, der mag ſich wohl noch in ſpäten Jahren erinnern, wie ſein Denken durch dergleichen unſinnige Widerſprüche in Verwirrung gerieth; ja, wie ihm der Gottesdienſt verleidet ward. Und leider geben ſich ähnliche Wirkungen kund, auch bei Vorträgen berühmter Prediger, wenn es angeſtrengteſter Aufmerkſamkeit nicht gelingt

zu enträthſeln: ob der Vortragende ſelbſt in innerſter Seele glaubt, was er uns als heiliges Myſterium verkündet? Oder ob er nur ſeinem Amte öffentlich genügen zu müſſen beabſichtigt, die eigene Meinung aber fein ſäuberlich unterſchlägt?

Ich darf geſtehen, daß es mir ſogar mit einem Geiſtlichen vom höchſten Rufe ſo erging, und daß ich in größter Verlegenheit wäre, ſollt' ich heute, nach langen Jahren, ausſagen, ob ich glaube, daß Er geglaubt habe, was er, uns glauben zu machen, in ſcharfſinnigen philoſophiſch-religiöſen Deductionen darzulegen verſtand. Auch Er, gewiß ein Redner von höchſter Bedeutung, verſtieg ſich oft aus dem Gebiete einfältigen Glaubens in faſt ſophiſtiſche Spitzfindigkeiten, zu denen ich ihm nicht nachfolgen konnte. Was ſein mitunter doch ſehr gemiſchtes Auditorium im Allgemeinen davon verſtanden hat, vermag ich nicht zu beurtheilen. Die Mehrzahl der Hörer, beſonders der Hörerinnen, lauſcht allerdings zumeiſt auf klangreiche Worte, ſeien es auch nur vereinzelte; weshalb denn die Phraſe nirgend mehr im Flore ſteht (neben den Parlamenten) als auf den Kanzeln.

Man erzählte zu meiner Zeit in Berlin von einer Köchin, welche ſich Erlaubniß erbeten hatte, die Sonntags-Hauptpredigt (ſonſt beſuchte ſie nur den Nachmittags-Gottesdienſt) des dereinſt ſehr beliebten Conſiſtorial-

rath Silberſchlag anzuhören. Wie ſie dann mit dick-verweinten Augen heimkehrte, fragte die Hausfrau: wie war's in der Kirche, Friederike? — „Ach, himmliſch, Frau Räthin. Es war man ſo voll, daß ich faſt jar nich hinein konnte; ich mußte mir an der Thüre rum drängeln laſſen, und da hab' ich nicht Alles verſtehen können. Aber manchmal hört' ich doch, wenn der Herr Hauptprediger auf's Kanzel-polſter ſchlug, daß es ſtiebte, und ſchrie: „„Allerdings, meine chriſtlichen Zuhörer, allerdings!"" Nee, das war zu rührend!"

Es giebt viele Friederiken.

Nur einen Kanzelredner beſinn' ich mich gehört zu haben, der allen Anſprüchen genügte, welche meinen Empfindungen gemäß an Denjenigen geſtellt werden dürfen, der durch einfachen anſpruchsloſen Vortrag in wahren ſchlichten Worten einer großen, nothwendig gemiſchten Verſammlung heilſame Lehren ertheilen und allen Hörern, mögen ihre Bildungs-grade, ja ihre religiöſen Meinungen noch ſo unter-ſchieden ſein, verſtändlich bleiben will. Das war der ehemalige Domprediger, Canonicus Dr. Heinrich Förſter in Breslau.

149.

— Mir ist nur eine Religion heilig; nur diejenige kann ich achten und lieben, welche Achtung, Liebe, folglich Duldung auch den Anhängern andrer Gottesverehrung zollt. Jedweder feste zuversichtliche Glaube ist eine Offenbarung, wofern er die Gläubigen beglückt; deshalb dürfte sich, nach meinem Gefühle, keiner das Recht der Ausschließlichkeit zueignen wollen. Denn solche Anmaßung führt unvermeidlich zu Stolz und Hochmuth, während wir doch verpflichtet sind, uns zu der ewigen, dem Menschengeschlechte niemals ergründlichen Beschaffenheit göttlicher Macht gerade recht bescheiden und demüthig zu verhalten.

Es ist nicht wahr, daß aller Gebote schönstes und herrlichstes: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!" einzig und allein dem Christen gegeben sei, worauf immer hingewiesen und gepocht wird, mögen es oft die heftigsten Pocher am wenigsten befolgen! Schon Moses, und vor ihm frühere Gesetzgeber haben es ihren Schülern an's Herz gelegt. Und der katholischeste aller großen Poeten sogar, der blumenreiche Verkünder „allein seelig-machender Kirche," Calderon, legt seinem Fernando die an den König von Fez gerichtete Warnung in den Mund:

„Nicht die fremde Lehr' entschuldigt
Dich dabei; in jeder Lehre
Ist die Grausamkeit verrufen!" —

Des Einzelnen Andacht fordert mich niemals zur Gegenwehr heraus. Sie ist eine persönliche Wohlthat, die sich Jeder auf seine Weise und nach seinem Sinne gönnen, und die eben so Jeder ihm gönnen und nicht etwa neidisch verkümmern, oder gar stören soll.

Die einträchtige Ausübung der Andacht einer versammelten Gemeinde flößt mir Ehrfurcht ein . . . so lange sie sich begnügt, mit ihrer Eintracht, frei von jeglicher Zwietracht unter sich, und frei von Verachtung, oder Haß nach Aussen gerichtet. Sonst bin ich geneigt, mich jenen Südsee-Insulanern anzuschließen, welche den verschiedenen Parteien in sie hineinpredigender Missionaire gewöhnlich die naive Frage vorlegen: Wenn die Lehre, die ihr uns bringen wollt, die Lehre der allgemeinen Menschenliebe sein soll, weshalb verlästert, verfolgt, streitet und bekämpft ihr euch denn untereinander, da ihr euch doch Alle auf einen und denselben Stifter beruft? Das ist kein gutes Beispiel für uns.

150.

— Glückseelige, an Hoffnungsträumen reiche Zeit poetischer Flegeljahre, wenn der angehende Versmacher, ehe noch die Möglichkeit seine ersten Versuche

in einem gedruckten Bändchen vor sich zu sehen, schon mit dem Anblick geschriebener Gedichte vorlieb nimmt, die nicht mehr verborgen und schüchtern im Pulte weilen . . . nein, die noch Manuskript, von vielen, mitunter schönen Augen aufmerksam gelesen werden. Eine hochgeachtete Frau, ein von Huldigungen bestürmtes Mädchen, vielleicht gar eine berühmte Künstlerin haben ihn gewürdiget, sich in ihr Album einschreiben zu dürfen; er hat von dieser entzückenden Erlaubniß Gebrauch gemacht im weitesten Sinne des Wortes; das heißt, so weit und so breit wie des Albums Format ihm gestattet. Ja, er hat, wenn ihm der Raum für seinen dichterischen Bedarf zu enge schien, möglicherweise zwei Blätter vollgereimt, fühlt sich bereits auf der Bahn poetischen Rufes, und sucht, wo er Freundinnen der Album-Besitzerin begegnet, aus mehr oder minder verbindlichem Danke für unterwürfigste Grüße zu entnehmen, ob ihnen sein stattliches Poëm bereits vor Augen kam? Dreimal seelige Tage! Etliche und fünfzig Jahre später hat sich dieser Drang nachgerade gelegt. Der alte Mann, seitdem oft gedruckt, und nebenbei noch öfter gedrückt, hat sich mit unzählbaren Verseleien gereimt und ungereimt durch die Welt schlagen müssen. Er ist vollkommen gesättigt davon. Was ihm damals ersehnte Freude gewesen, wird ihm jetzt

nicht ſelten zur Qual, und er ſtößt mitunter ſchwere Seufzer aus, wenn ihm abermals ähnliche „Aufforderungen zum Tanze" geſtellt werden. Deſto größer jedoch iſt die Freude bei Gelegenheiten, die Anlaß und Stoff darbieten für wirklich aus dem Herzen kommende Gelegenheits-Dichtungen. Mögen dieſe dann anſpruchslos genug ausfallen . . . einen Anſpruch dürfen ſie immer machen: ſie enthalten aufrichtige Gefühle, redlich gemeinte Empfindungen. Solch' ein Albumblatt hab' ich auszufüllen verſucht für Frau Gabriele Eichborn, geb. Hallberger.

Am blauen See, von Bergen grün umragt,
Wo deutſchen Südens laue Lüfte wehen,
Da hat ein holdes Kind zuerſt gewagt,
Sich ihrer Seele Ahnung zu geſtehen;
Da, wo die Jungfrau lieblich aufgeblüht,
Hat ſie aus reinem kindlichem Gemüth
Den Wunſch gethan: Gott, laſſe mich durch's Leben
Dem Gatten, dem ich Herz und Hand will geben,
Die edle liebevolle Gattin ſein,
Mich ihm beglückend und beglückt zu weih'n;
Und giebt es irgend Engel hier auf Erden,
Laß' mich, o Gott, ſein guter Engel werden!

Solch frommer Bitte ward die beſte Statt;
Der Ew'ge, göttlich-mild erwägend hat,
Wie Er dem Kinde höchſte Huld geſpendet,
An Schönheit, Anmuth, äußerlicher Zier,
Der jungen Frau ein ſchweres Leid geſendet:

„Wärſt Du zur ungetrübten Freude hier,
Dann könnt' Ich Dein Gebet nicht ganz erfüllen;

Auch düſt're Wolken müſſen Die umhüllen,
Die ſchmücken will den blüh'nden Myrthenkranz
Mit Meiner Engel weißem Roſenglanz.
Ja, bitt're Thränen müſſen Die verklären,
Die ſich in ernſter Prüfung ſoll bewähren.
Drum bringe ihm, der ſich Dir feſt verband,
Der herben Schmerz im heil'gen Kriege fand,
Bring' ihm, ſammt Meines Himmels reinſtem Seegen,
Theilnehmend-zartes Mitgefühl entgegen.
Erheit're ihn durch weiblich-frohen Sinn,
Und mach' ihm auch die Prüfung zum Gewinn,
Denn Lieb' um Liebe ſiegt mit Zauberwaffen;
Wer Wunder glaubt[1]), kann ſelber Wunder ſchaffen."

Kein Zweifel mehr, ob's hier ſchon Engel giebt?
Zum Engel wird die Gattin, welche liebt
Aufopfernd, froh! Da ſchwinden Schmerz und Leiden,
Und ſolch' ein Paar iſt zweifach zu beneiden.

151.

— Vor wenigen Jahren wimmelten die Tagesblätter von mehr und minder witzigen Angriffen und Feindſeeligkeiten gegen den Prediger Knaak in Berlin, weil dieſer fromme Geiſtliche, mit Berufung auf Joſua, die Bewegung der Erde um die Sonne geleugnet habe. Ich verſtehe nicht, wie man einem orthodoxen Lutheraner Vorwürfe machen kann über

---

[1]) Emanuel Geibel.

festgehaltenen Glauben an buchstäblicher Auslegung der heiligen Schrift? Folgt Er darin ja doch nur dem von Altlutheranern für unfehlbar erklärtem Stifter seiner Kirche, der die Aeußerung hinterließ, schwarz auf weiß:

„Der Narr (Kopernikus) will die ganze Kunst Astronomiae umkehren. Aber wie die heilige Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne stillstehn, und nicht das Erdreich!"

Der große Regenerator deutscher Sprache hätte sich gar nicht die Beschränkung auflegen dürfen beim Alten Testamente stehen zu bleiben. Er konnte sich dreist auf die Aussprüche des Heilandes berufen, und auf das Neue Testament, worin wir lesen:

„Bald aber nach dem Trübsal derselben Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren und die Sterne werden vom Himmel fallen ꝛc."

Dies und viel Aehnliches thut dar, daß die Erde für einen feststehenden, auf sicherm Grunde ruhenden Körper gehalten wurde, dessen unbewegliche Fläche der Himmel wie ein darüber gewölbtes Dach bedecke, sammt den „an seine Veste gesetzten Sternen, damit sie schienen auf die Erde."

Sagen dasselbe nicht die Worte des Evangeliums:

„Und es geschah, da Er sie seegnete, schied Er von Ihnen und fuhr auf gen Himmel?"

Wer dagegen einwenden will, nur damalige Mangelhaftigkeit aſtronomiſcher Kenntniſſe verſchulde dergleichen Irrthümer, den mögen Blindgläubige mit Recht befragen: ob denn Chriſtus, der ja Selbſt Gott iſt und, als Theilnehmer der Drei-Einigkeit, Mitſchöpfer, nicht mindeſtens eben ſo viel von Schöpfung und Sternkunde hätte wiſſen müſſen, wie Kopernikus, Keppler, Galilei, und ſämmtliche Nachfolger, die Seine Geſchöpfe waren?

Galilei hätte ausgerufen: „Und ſie bewegt ſich doch?"

Das iſt nun zwar erfunden[1]). Gedacht wird er es ſicherlich haben; jedoch ausgerufen hat ers nicht. Er hat vielmehr widerrufen.

Knaak dagegen hat wirklich ausgerufen:

„Und ſie bewegt ſich nicht!"

Galilei widerruft im Gefühle ſeines Wiſſens, ſeines Genie's, überzeugt von künftiger Anerkennung, von ewig unvergänglichem Welt- und Nach-Ruhm.

Knaak, verhöhnt, verſpottet, im Gefühle unerſchütterlichen Köhlerglaubens widerruft nicht.

Welcher von beiden hat mehr Muth gezeigt?

In meiner Seele ſpricht die Gerechtigkeit für Knaaks Karakterſtärke. Ich find' es tadelnswerth,

---

[1]) Ich verweiſe auf die nächſten Seiten dieſes Buches. H.

wenn der Einzelne verläſtert wird, bloß weil er ſo redlich und ſo tapfer iſt, rundheraus einzugeſtehen, was Viele ſeiner Glaubensgenoſſen nur aus Furcht verſchlucken; ſie wollen ſich nicht „exponieren!“ Es gehört geiſtige Stärke, kräftiger Muth dazu, ſich dem öffentlichen Spotte preiszugeben. Mehr Muth vielleicht, als perſönlichen Gefahren in's Geſicht zu ſchauen, hinter denen ſtets der Schimmer glänzenden Märtyrerthumes lockt.

Uebrigens ſind wir gewiſſermaßen ſammt und ſonders Knaake, indem wir unveränderlich vom Auf- und Untergehn der Sonne reden, ſchreiben, dichten, ſchwärmen:

„Sie ſteigt empor!“ — „Sie ſinkt hinab!“ —
Sie ſcheidet! — „Sie kehrt zurück!“

Den jungen Gelehrten lacht niemand aus, wenn er im Vorübereilen der ſchmucken Nähmamſell zuraunt: „Morgen gleich nach Sonnen-Untergang am bewußten Orte!“

Wiſſenſchaftlich gebildet müßte er doch ſagen: „Morgen, nach völliger Erdumdrehung in der Jasminlaube, . . . oder ſonſt wo?“

Armer, ehrlicher Knaak!

P. S. Der dieſen Zeilen angeſchloſſene längere Aufſatz iſt dem Herausgeber zur Mittheilung in vorliegenden Blättern gütig überlaſſen worden.

Der Prozeß Galilei.

Vortrag, gehalten 1865 im Literarischen Verein in Königsberg von J. Marcinowski.

Das Unternehmen, von einem Gegenstande zu unterhalten, welcher weit mehr der Geschichte der Criminaljustiz und der Astronomie anzugehören scheint, als der Literatur, bedarf einer kurzen Vorbemerkung.

Die Lebensgeschichte großer Männer ist immer der Gegenstand allgemeinen Interesses gewesen, und dies Interesse spricht sich insbesondere in der Vorliebe aus, mit welcher sich unserm Gedächtniß einzelne Ereignisse oder gewisse bedeutsame Aussprüche einprägen, in welchen der eigenthümliche Charakter des Helden in besonders hervorragender Weise gekennzeichnet wird.

So erklärt sich die große Anzahl historischer Anekdoten und jener sprichwörtlich gewordenen historischen bon-mots, welche traditionell berühmten Persönlichkeiten in den Mund gelegt werden, und wofür neuerdings, ich weiß nicht, ob passender Weise, der homerisirende Ausdruck „geflügelte Worte" in die Mode gekommen ist. Sobald solche Worte mehr oder weniger Gemeingut der gebildeten Welt geworden sind, bleiben denn auch die Anspielungen darauf in der Literatur nicht aus, und es möchte daher der Aufgabe eines

literariſchen Vereins nicht allzufern liegen, dem hiſtoriſchen Urſprunge derſelben nachzugehen.

Tritt man aber dergleichen Anekdoten auf dem Wege der hiſtoriſchen und biographiſchen Forſchung und mit derjenigen Gewiſſenhaftigkeit entgegen, welche bei der Conſtatirung hiſtoriſcher Thatſachen gefordert werden kann, ſo findet man nicht ſelten große Zweifel, ob die Sache ſich ſo zugetragen hat, wie die Anekdote erzählt. Und was insbeſondere jene „geflügelten Worte" betrifft, ſo ſcheint es eine Eigenthümlichkeit derſelben zu ſein, daß oft kein wahres Wort daran iſt.

Von dieſem Geſichtspunkt aus erlaube ich mir Ihre Aufmerkſamkeit für die Geſchichte eines Prozeſſes in Anſpruch zu nehmen, mit welchem man traditionell jenen berühmten Ausſpruch Galileis: „Und ſie bewegt ſich doch!—" in Verbindung gebracht hat.

Man erzählte die Anekdote gewöhnlich ſo:

Galilei war der Ketzerei angeklagt, weil er behauptet hatte, was heute Niemand zu beſtreiten wagt, daß die Erde nicht ſtill ſtehe, ſondern ſich um die Sonne bewege. Seine Richter verurtheilten ihn zu lebenslänglichem Gefängniß in den Kerkern der Inquiſition und nöthigten ihn, ſeinen Irrthum eidlich zu widerrufen. Nachdem er abgeſchworen hatte, ſoll er mit dem Fuße auf

die Erde ſtampfend, ausgerufen haben: — „Und ſie bewegt ſich doch!“

Den biographiſchen Studien über dies bon-mot iſt erſt in der neueſten Zeit die eigentlich zuverläſſige Quelle dadurch eröffnet worden, daß Papſt Pius IX. im Jahre 1850 die Publikation der bis dahin geheim gehaltenen Akten über den Prozeß Galilei in den hiſtoriſch-kritiſchen Memoiren des Monſignor Marini geſtattete. Aus dieſen ſind die authentiſchen Dokumente in die neueſten Florentiner Ausgaben der Werke Galileis übergegangen, woſelbſt ſich auch die ganze auf den Prozeß bezügliche Correſpondenz des Toskaniſchen Geſandten abgedruckt findet. Das Ergebniß einer ſorgfältigen Prüfung dieſer Dokumente und der zahlreichen Biographieen Galileis iſt überraſchend: die ganze Geſchichte iſt erfunden. Keiner der gleichzeitigen Biographen erwähnt ſie. Keine Spur findet ſich davon in dem vertraulichen Briefwechſel, welchen der toskaniſche Geſandte in Rom mit ſeinem Hofe über den Prozeß Galileis unterhielt. Und auch von den ſpäteren Biographen übergehen die Zuverläſſigſten ſie mit vollkommenem Stillſchweigen. Sie iſt nichts als eine Mythe, mit welcher der Enthuſiasmus der Italiener das Märtyrerthum ihres Landsmannes ausgeſchmückt hat. Und freilich, die Mythe iſt oft langathmiger, als die

Geſchichte. Die Geſchichte des Prozeſſes wird Ihnen aber auch beweiſen, wie der Vorfall in dieſer Weiſe ſich gar nicht zugetragen haben kann.

Und ſie bewegt ſich doch! — E pur si muove! ſo leſen wir, wenn ein Schriftſteller uns ein Beiſpiel ſonderlicher Seelengröße vorführen will und auf jene alte Reminiscenz verfällt. Ein Angeklagter vor den Schranken des Gerichts, welcher den Muth hat, mit dieſer unumſtößlichen Wahrheit: — und ſie bewegt ſich doch! — ſeinen verblendeten Richtern gegenüber zu treten, iſt unläugbar ein gut zu verwerthender Held für ein Drama oder ein Gemälde. So denkt ſich der Dichter, ſo denkt ſich der Maler ſeinen Helden, und wir wiſſen aus unſerm Leſſing: der Künſtler iſt für die hiſtoriſche Wahrheit ſeiner Schöpfung nicht verantwortlich. „Und ſie bewegt ſich doch!“ ſo geht der Mythus von dem heldenmüthigen Märtyrer Galilei von Munde zu Munde. Aber die biographiſche Forſchung muß dieſe Illuſionen zerſtören, ſie darf ihm dieſen phantaſtiſchen Ruhm nicht laſſen. Die unerbittliche Geſchichte beweiſt auch in dieſem Falle, wie ſonſt ſo oft, daß ein großer Mann nicht in allen Lagen des Lebens ein Held zu ſein braucht. Geſtatten Sie mir alſo die wahre Geſchichte jenes Prozeſſes vor Ihnen aufzurollen.

Galileo Galilei war der Sohn eines florentini-

ſchen Edelmanns und wurde 1564 geboren. Er beſaß kein Vermögen; aber in Italien war damals das goldene Zeitalter der Medicäer, in dem kein Mann von Genie zu Grunde gehen konnte. Hof und Adel von Toskana wetteiferten darin, ihre glänzenden Reichthümer dem Dienſte der Wiſſenſchaften und Künſte zu widmen. Der Reichthum ſchien ſeine ſchönſte Beſtimmung in der Unterſtützung der intellektuellen Kräfte zu finden, welche zur Veredelung und Verſchönerung des Lebens beitragen; das Mäcenatenthum gehörte gewiſſermaßen zum guten Ton. So hat es denn auch Galilei an Connexionen und Unterſtützungen niemals gefehlt. Er widmete ſich anfangs dem Studium der Medizin, trieb dann Naturwiſſenſchaften und Mathematik und wurde im Alter von 25 Jahren Profeſſor der Mathematik zu Piſa. Das war nun freilich eine beſcheidene Stellung. Denn die Hochſchule von Piſa war wenig beſucht und lange nicht ſo berühmt, als die Univerſitäten von Padua und Bologna. Aber Galilei zog dort durch ſeine Kenntniſſe von der Baukunſt die Aufmerkſamkeit des Großherzogs Ferdinand I. auf ſich, welcher den jungen Profeſſor zur Ausführung eines großartigen Hafenbauprojekts verwenden wollte. Das ſchlug freilich zunächſt zu ſeinem Nachtheil aus; denn er gerieth in Streitigkeiten mit einem Prinzen Johann

von Medici, welchem der Großherzog die obere Leitung der Hafenbauten übertragen hatte, wie es heißt wegen einer Baggermaschine. Dies veranlaßte ihn sein Amt in Pisa niederzulegen und er befand sich nun einige Zeit vis-à-vis de rien, bis er 1592 von der Republik Venedig eine Professur in Padua erhielt. Hier hatte er bald einen ungeheuren Zulauf. Seine Unterweisungen im Festungsbau führten namentlich eine Menge auswärtiger Fremder nach Padua, welche die Kriegskunst studieren wollten. Die Privatstunden, welche er gab, wurden mit Gold aufgewogen. Die Italienischen Schriftsteller erzählen, und das dürfte für unsern protestantischen Norden vielleicht interessant sein, daß Gustav Adolph, der König von Schweden, sich eine Zeitlang incognito in Padua aufgehalten habe, um den Unterricht Galileis zu genießen. Etwas Zuverlässiges habe ich darüber nicht ermitteln können, da mir Schwedische Quellen nicht zu Gebote standen, und durch das angebliche Incognito die Erzählung der Italiener doch immerhin zweifelhaft wird. So viel ist aber gewiß, daß Galilei einen europäischen Ruf hatte, und mit Gelehrten in Deutschland, Holland und Frankreich im Briefwechsel stand. Die Erfindung des Fernrohrs im Jahre 1609 und die Entdeckung der Jupitertrabanten im folgenden Jahre sicherten ihm seine Be-

deutſamkeit für alle Zeiten. Inzwiſchen war in Florenz Cosmus II., ein eifriger Beſchützer Galileis, Großherzog geworden. Es war einer ſeiner erſten Regierungsakte, den Galilei nach Florenz zu berufen. Dort erhielt er den Titel eines Großherzoglichen Mathematikus, pro forma eine Profeſſur in Piſa, ohne jedoch Vorleſungen halten zu dürfen, und eine für jene Zeiten glänzende Dotation von 538 Dukaten, die es ihm ermöglichte, mit Muße ſeinen Studien nachzuhängen. In dieſer Stellung blieb er übrigens bis zu ſeinem Tode. Wenn man den Briefwechſel aus jener Zeit lieſt, ſo wird man lebhaft an die Rolle erinnert, welche Göthe am Weimar'ſchen Hofe ſpielte. Ohne gerade Miniſter zu ſein, war er der Liebling des Großherzogs Cosmus II. und eine Zierde ſeines Landes und Hofs. Seine Villa zu Arcetri war der Sammelplatz aller Notabilitäten der Gelehrten- und Künſtlerwelt. Kein Fremder von Diſtinction verließ Italien, ohne Galilei einen Beſuch gemacht zu haben. Das war der Mann, den Sie nun bald auf der Angeklagtenbank der Inquiſition ſehen ſollen.

In der Aſtronomie bereitete ſich nämlich zu jener Zeit ein großartiger Umſchwung der Anſichten vor. Jahrtauſende hatte man geglaubt, die Erde ſtehe ſtill, und Sonne, Mond und Sterne bewegten ſich

um dieſelbe. Um die Bewegungen der Planeten mit dieſer Theorie in Einklang zu bringen, mußte man zu den verwickelteſten Hypotheſen greifen. Mit großem Scharfſinn, das läßt ſich nicht läugnen, hatte ein alter egyptiſcher Aſtronom Namens Ptolemäus dieſe Hypotheſen in ein Syſtem gebracht; man nannte dies das Ptolemäiſche Weltſyſtem.

Da ſtellte unſer großer Landsmann Kopernikus, geboren in Thorn und Domherr in Frauenburg, die entgegengeſetzte Lehre auf: die Sonne, ſagte er, iſt der Mittelpunkt des Weltſyſtems; die Erde ſteht nicht ſtill, ſondern bewegt ſich, wie alle übrigen Planeten in einer kreisförmigen Bahn um die Sonne. Das war der geniale Gedanke, auf den die moderne Aſtronomie gebaut iſt. Heutzutage ſind das Lehrſätze, in jeder Elementarſchule geläufig. Nicht ſo zu jener Zeit. Wir würden irren, wenn wir glauben wollten, Kopernikus habe nur nöthig gehabt ſein ſchönes einfaches Syſtem aufzuſtellen, um es Jedermann einleuchtend zu machen. Dazu gehörten gleichwohl nicht Jahre, ſondern Jahrhunderte. Eine ſo vollſtändige Umkehr der Wiſſenſchaft, wie ſie das Kopernikaniſche Syſtem anbahnte, hat ſich erſt im Laufe langer Zeit vollziehen können. Eine Meinung, die Jahrtauſende für richtig gegolten hat, giebt man nicht ſo leicht auf. Unter den Gelehrten von Fach behielt das Pto-

lemäiſche Syſtem ſeine zahlreichen Anhänger. Und ſeien wir nicht ungerecht gegen dieſelben. Diejenigen Beweiſe, welche uns heute zu Gebote ſtehen, dieſe unglaubliche Verfeinerung der Beobachtungsmittel, war zu jener Zeit unbekannt. Es ſtand eigentlich nur Hypotheſe gegen Hypotheſe. Strenge Beweiſe auf keiner Seite. Achtzig Jahre vor Galilei war des Kopernikus Buch erſchienen und noch konnte man alles Ernſtes darüber ſtreiten, welches Syſtem das richtige ſei, und ſtand bei ſolchem Streit mit ſeinem Gegner ziemlich auf gleichem Boden.

Da konſtruirt Galilei ſein Fernrohr. Mit Hülfe deſſelben entdeckt er am Himmel neue bis dahin unbekannte Wunder. Dieſe Entdeckungen waren eben ſo viel neue Beweiſe für die Richtigkeit der Kopernikaniſchen Lehre. Nun erſt hörte ſie auf Hypotheſe zu ſein und wurde zur unbezweifelten Wahrheit. Schon ſchien das alte Ptolemäiſche Syſtem unrettbar verloren, — da begann es, ſich in die Arme der Theologen zu werfen. Die Erde ſteht und die Sonne bewegt ſich, wurde ein Glaubensſatz; in den Kirchen wurde es gepredigt und die entgegengeſetzte Behauptung als ketzeriſch verdammt. Der Domherr von Frauenburg war ſeiner Zeit mit großer Auszeichnung in Rom empfangen worden, als er zum Lehrer der Mathematik dorthin berufen ward. Sein Buch wurde

unbehindert geleſen. Jenſeits und dieſſeits der Alpen hatten ſeine Anhänger ſein Syſtem öffentlich abgehandelt. Nie hatte die Kirche etwas Gefährliches darin wahrgenommen. Nun ſollte es auf einmal Ketzerei ſein und wurde eifrig verfolgt. Allein auch darüber dürfen wir uns nicht zu ſehr wundern. Italien hatte damals eine zahlreiche, reich dotirte und mäßig beſchäftigte Geiſtlichkeit. In ihr war der Sitz reicher Bildung. Sie repräſentirte hauptſächlich den Gelehrtenſtand. Mit großem Eifer beſchäftigte ſie ſich namentlich mit naturwiſſenſchaftlichen und aſtronomiſchen Fragen. Das Intereſſe dafür war rege bis in die höchſten Kreiſe. Stundenlang hatten die Herren Kardinäle an dem Fernrohr Galileis geſtanden und ſich von ihm die Wunder des Himmels erklären laſſen. Kardinal Maffeo Barberini hatte es ſich zur Ehre geſchätzt, Galileis Umgang und Gaſtfreundſchaft zu genießen. Er hatte ſogar eine Ode auf ihn gemacht. Nichts war natürlicher, als daß die Tagesfrage: ob Ptolemäus, ob Kopernikus Recht habe, in jenen Kreiſen vielfach Wiederhall fand; und was billigerweiſe ein Streit der Gelehrten hätte bleiben ſollen, wurde auf das kirchliche Gebiet hinübergeſpielt und nahm hier bald den Charakter der Gehäſſigkeit an, deren Opfer Galilei werden ſollte. Es war alſo nicht ſowohl Unwiſſenheit, wie man

gemeinhin annimmt, es war vielmehr übertriebener wissenschaftlicher Eifer, welcher die Patres gegen das Kopernikanische System in Harnisch brachte, ein Eifer, der freilich demnächst auf die widerwärtigsten Abwege gerieth.

Betrachten wir einmal die theologischen Gründe etwas näher, mit denen man behauptete, die Lehre des Kopernikus stände im Widerspruch mit der heiligen Schrift.

Wenn wir in der Schöpfungsgeschichte lesen:

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde

und am vierten Tage:

Gott machte zwei große Lichter: ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne, —

so ist diese naive Auffassungsweise, welche lediglich die äußern Erscheinungen, wie sie sich einem kindlichen Gemüth darstellen, ins Auge faßt, sicherlich weit entfernt von aller Spekulation über die Gestaltung des Weltsystems.

Dann kommt aber im 8. Kapitel eine Stelle, worin der Herr, nachdem die Wasser der Sündfluth abgelaufen sind, Friede macht mit der Menschheit und mit den Worten schließt:

So lange die Erde ſtehet, ſoll nicht aufhören Same und Ernte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

„So lange die Erde ſtehet" — hier hatte ſich ja Gott der Herr ſelbſt, ſo meinten die Römiſchen Doktoren, zum Ptolemäiſchen Syſtem bekannt.

Und nur gar die Stelle aus dem Joſua:

Joſua hatte in der blutigen Schlacht bei Gideon die fünf Könige der Amoriter beſiegt; ein Unwetter hatte die Feinde in Schrecken geſetzt, in wilder Eile wandten ſie ſich zur Flucht. Die hereinbrechende Dunkelheit ſetzt der Verfolgung und dem Blutbade Schranken:

Da betete Joſua zu dem Herrn und ſprach vor gegenwärtigem Iſrael: Sonne, ſtehe ſtill zu Gideon und Mond im Thale Ajalon.

Da ſtand die Sonne und der Mond ſtille, bis daß ſich das Volk an ſeinen Feinden rächete.

Alſo ſtand die Sonne ſtille und verzog unterzugehen beinahe den ganzen Tag.

Wenn nun dies Stillſtehen der Sonne ein Wunder war, welches Joſua durch ſein Gebet bewirkte, ſo folgte daraus, daß im natürlichen Laufe der Dinge die Sonne nicht ſtille ſtand, ſondern ſich bewegte. Nun lehrt aber Kopernikus das Gegen-

theil. Folglich iſt ſeine Lehre im Widerſpruch mit der heiligen Schrift.

Das waren die Gründe, mit denen die römiſchen Theologen eine aſtronomiſche Wahrheit bekämpften, und es hat mehr als hundert Jahre gedauert, bis der auf jene Wahrheit gelegte Bann aufgehoben wurde, und Niemand in Italien, ja ſelbſt in Frankreich durfte es ungeſtraft wagen, die Lehre des Kopernikus zu vertheidigen. Erſt Papſt Benedikt XIV. hob das Verbot der Inquiſition auf, welches die Werke des Kopernikus verdammte. Die Theorie der Bewegung der Erde wird jetzt überall gelehrt, ſelbſt auf der Sternwarte in Rom, welche die Jeſuiten leiten.

Galilei war ein Anhänger des Kopernikaniſchen Syſtems, jedenfalls ein Gegner der Art von Weisheit, welche die heilige Schrift in dieſe Fragen hineinbrachte. In einem Briefe an einen ſeiner Schüler hatte er ſeine Anſichten darüber dargelegt. Der Brief war an die Oeffentlichkeit gekommen und hatte die Aufmerkſamkeit des Inquiſitionsgerichts auf ſich gelenkt. Das war im Jahre 1616. Schon damals wollte man ihm den Prozeß machen. Seinen guten Connexionen hatte er es zu verdanken, daß es bei einer bloßen Verwarnung blieb. Der Papſt ließ ihm durch den Kardinal Bellarmino verbieten, die Lehre

des Kopernikus zu vertheidigen oder auf irgend eine Weise schriftlich oder mündlich zu verbreiten, und er versprach zu gehorchen. Noch in demselben Jahre erließ die Römische Censurbehörde ein öffentliches Dekret, durch welches es Jedermann untersagt wurde, die Meinung des Kopernikus zu lehren und Kraft dessen das Buch des Letzteren verboten wurde.

Galilei that verschiedene Mal Schritte wegen Zurücknahme des Verbots, aber immer vergeblich. Er war mit den meisten Kardinälen persönlich bekannt. Jener Kardinal Barberini, welcher eine Ode auf ihn gemacht hatte, wurde 1624 unter dem Namen Urban VIII. auf den heiligen Stuhl erhoben. Galilei reiste nach Rom ihn zu beglückwünschen; der Papst behandelte ihn mit großer Auszeichnung. Eine Zurücknahme des Verbots konnte er nicht erwirken. Galilei war trostlos. Seit 10 Jahren hatte er mit emsigem Fleiß ein bedeutendes Werk über das Kopernikanische Weltsystem ausgearbeitet. Er besaß ganz die prickelnde Ungeduld der Literaten, welche nicht schlafen können, ehe ihr Werk unter die Presse kommt. Da verfiel er auf einen eigenthümlichen Gedanken. Wie? wenn ich meine Ideen in einen Dialog verflechte, und auch die Gegner des Kopernikus darin reden lasse, so wird man doch nicht sagen können, welche von den beiden Meinungen die meinige ist,

und ſo umgehe ich das Verbot der Cenſur. So entſtand ſein berühmtes Buch:

„Geſpräche über die beiden Hauptweltſyſteme, das Ptolemäiſche und das Kopernikaniſche."

In dieſen Geſprächen vertheidigt der eine Redner das eine Syſtem, der andere das andere; ein Dritter ſpielt den unparteiiſchen Kritiker und macht, daß Alles unentſchieden bleibt. Unverkennbar kommt in dieſen Disputationen das Ptolemäiſche Syſtem übel weg. Die eigentliche Abſicht des Verfaſſers iſt ſchlecht verhüllt, und wenn die Inquiſitoren ihm ſpäter nicht glauben wollten, wenn er verſicherte, es ſei nicht ſeine Abſicht geweſen die Lehre des Kopernikus zu vertheidigen, ſo muß man geſtehen, daß ſie wenigſtens in dieſem Punkt Recht hatten. Es iſt trotz der Dialog-Form eine glänzende Apologie des kopernikaniſchen Weltſyſtems und ſtellenweiſe reine Satyre auf das Ptolemäiſche. Das Schlimmſte war aber, daß die Welt — mit Recht oder Unrecht, — behauptete, Galilei habe unter dem Namen Simplicius, d. i. derjenige Redner, welcher in dem Dialog das Ptolemäiſche Syſtem vertheidigt, den Papſt verhöhnen wollen.

Galilei hatte vor dem Druck dieſes Buchs ſich mit dem Manuſcript perſönlich nach Rom begeben, um die Erlaubniß zum Druck nachzuſuchen und hatte

dieſe Erlaubniß erhalten. Ja, er hatte ſie erhalten. Wie das gekommen iſt, erſcheint einigermaßen räthſelhaft, wenn man bedenkt, daß daſſelbe Buch ſpäter zum Gegenſtande einer Anklage wurde. Allein ſei es, daß er durch ſeine perſönlichen Verbindungen etwas durchſetzte, ſei es, daß man ſeinen frommen Betheuerungen in der Vorrede Glauben ſchenkte und ſich durch die problematiſche Geſtalt des Werkes täuſchen ließ, ſei es, daß es ſelbſt in Rom noch heimliche Anhänger des Kopernikaniſchen Syſtems gab, er erhielt die Approbation von der Cenſur. Gewiß iſt, daß er dabei die ihm vor 16 Jahren gemachte Verwarnung, nichts über des Kopernikus Lehre zu ſchreiben, dem Cenſor verſchwieg, und dies wurde ihm ſpäterhin ſehr zum Vorwurf gemacht.

Das Buch erſchien 1632 im Druck und erregte ein ungeheures Aufſehen. Es dauerte auch nicht lange, ſo wurde es von dem römiſchen Inquiſitionsgericht mit Beſchlag belegt und der Prozeß gegen Galilei eingeleitet.

Man gab ihm Schuld, ketzeriſche Anſichten in ſeinem Buche gelehrt, das Verbot des Papſtes übertreten und die Erlaubniß zum Druck erſchlichen zu zu haben.

Galilei war damals 70 Jahre alt, ſeine Geſundheit hatte ſehr gelitten. Da erhielt er Anfangs 1633

im Winter die Vorladung, in Rom vor dem heiligen Amt zu erſcheinen. Seine Freunde riethen ihm zur Flucht. Er aber reiſte von Florenz nach Rom. Unwahr iſt es, daß er dort eingekerkert wurde. Man behandelte ihn vielmehr mit der größten Rückſicht. Er wohnte im Hotel des Toskaniſchen Geſandten und hatte dort nur eine Art von Stubenarreſt, in welchem ihm nur eine Zeitlang verwehrt war, Beſuche zu empfangen. Der Großherzog intereſſirte ſich angelegentlich für ſeine Sache. Der Geſandte Niccolini, welcher beim Papſt ſehr beliebt war, mußte wöchentlich über den Stand des Prozeſſes nach Florenz berichten. Auch in Rom fand Galilei viele Freunde. Es iſt zum Erſtaunen, mit welcher Freundlichkeit ihn der General-Kommiſſarius der Inquiſition behandelte und wie er bemüht war, die Sache zu unterdrücken. Freilich handelte es ſich nebenbei auch darum, den päpſtlichen Geheimſekretär Ciampoli, der die Genehmigung zum Druck ertheilt hatte, zu retten. Aber eine Niederſchlagung des Prozeſſes war nicht durchzuſetzen, weil der Papſt — es war derſelbe, welcher als Kardinal den Galilei in einer Ode beſungen hatte, ſich dagegen erklärte.

Gleichwohl hoffte Galilei auf eine Freiſprechung. Freilich auf die wiſſenſchaftlichen Gründe, mit denen er die Lehre des Kopernikus ſo ſchön vertheidigt

hatte, auf die Möglichkeit, seine Richter von der Richtigkeit dieser Lehre zu überzeugen, durfte er solche Hoffnung nicht bauen. Galilei kannte zu gut, was eine Anklage auf Ketzerei zu bedeuten hatte. Er wußte, daß der Versuch sich auf diese Weise zu rechtfertigen, ihn unfehlbar auf den Scheiterhaufen gebracht haben würde. Er legte sich also seine Vertheidigung in ganz anderer Weise zurecht. Dabei kam ihm die Form des Dialogs zu statten. Wie will man behaupten, sagte er, ich hätte in meinem Buche die Lehre des Kopernikus vertheidigt und aufrecht erhalten? Sind es denn meine Meinungen, welche ich vorgetragen habe? Bin ich für die Irrthümer der Personen verantwortlich, welche ich in meinen Dialogen reden lasse? Lasse ich dem Leser nicht vollständige Freiheit, sich der entgegengesetzten Ansicht anzuschließen? Sind nicht die Gründe für und wider beide Systeme mit gleicher Ausführlichkeit, gleicher Schärfe und gleichem Fleiße auseinandergesetzt? Woraus will man denn schließen, daß ich der Lehre des Kopernikus den Vorzug habe geben wollen, da doch eine Entscheidung nirgends aufgestellt wird? Im Gegentheil, das Ptolemäische Weltsystem zu vertheidigen, war meine Absicht. Wenn ich nun die Irrthümer des Kopernikus nicht siegreich genug widerlegt zu haben scheine, so

mag ich vielleicht ein wenig geſchickter Schriftſteller ſein, nimmermehr habe ich mich aber der Ketzerei ſchuldig gemacht.

Es war natürlich, daß die Inquiſitoren auf dieſe Rechtfertigung nicht eingingen. Nach drei peinlichen Verhören legte man die Akten dem Papſt vor. Dieſer befand, Galilei ſpreche nur immer von ſeinem Buche und ſuche daſſelbe zu rechtfertigen, wie es aber mit ſeinem Glauben beſchaffen ſei, erſehe man nicht. Er befahl ein Schlußverhör mit ihm anzuſtellen und ihn über ſeine innere Ueberzeugung von der Richtigkeit der Kopernikaniſchen Lehre zu befragen. Es begann nun die ſogenannte inquisitio super intentione, ein Prozedur, bei welcher nach dem Verfahren des Inquiſitionsgerichts die Anwendung der Folter nicht zu den Seltenheiten gehörte. Dazu iſt es aber nicht gekommen; die Folter wurde ihm nur angedroht, und er gab im Schlußverhör auf die Frage, ob er die Lehre des Kopernikus glaube, folgende Antwort ab:

„Schon lange Zeit, d. h. vor der Beſtimmung der heil. Congregation des Index von 1616 und bevor mir jenes Verbot eröffnet worden, war ich unentſchieden, und hielt beide Meinungen, des Ptolemäus und des Kopernikus für verfechtbar,

weil entweder die eine oder andere in der Natur wahr ſein konnte. Aber nach der oben gedachten Beſtimmung ward ich von der höhern Einſicht meiner Obern überzeugt, jeder Zweifel ſchwand, und ich hielt, wie ich auch jetzt halte, für das wahrſte und unzweifelhafteſte die Meinung des Ptolemäus, d. i. das Feſtſtehen der Erde und die Bewegung der Sonne."

Faſt klingt dieſe Erklärung wie eine feine Ironie auf die „höhere Einſicht" der römiſchen Cenſur. Sicherlich liegt aber nichts von dem heldenmüthigen Märtyrerthum darin, womit die Mythe dieſen Prozeß ausſtaffirt hat.

Am Tage nach dem Schlußverhör verſammelte ſich der Gerichtshof des heiligen Amts im Kloſter alla Minerva, um das Urtheil zu ſprechen. Auf den Ruinen eines antiken Tempels der Weisheitsgöttin war jenes Kloſter erbaut worden, in deſſen Räumen am 22. Juni 1633 ein Urtheil geſprochen wurde, welches der reinen Vernunft Hohn ſprechen ſollte. Zehn Kardinäle hatten ſich in feierlicher Sitzung verſammelt. Sie waren die Richter. Eine große Anzahl Prälaten hatten ſich eingefunden, um der Bekanntmachung des Urtheilsſpruchs beizuwohnen. Galilei war vorgeladen und erſchienen. Der feier-

liche Akt beſtand weſentlich in dem Vorleſen des Urtheils. Das iſt ein ſehr langes Dokument, wovon ich hier nur den Schluß mittheilen will. Er lautet:

„Nach Anrufung des heiligſten Namens unſeres Herrn Jeſu Chriſti und ſeiner glorreichen Mutter, der Jungfrau Maria, erkennen, urtheilen und erklären wir in der uns vorliegenden Sache zwiſchen dem Herrn Carl Sinceri, Doktor beider Rechte und Fiscal-Procurator dieſes heil. Amtes einerſeits und Dir, Galileo Galilei, hier anweſendem Angeklagten andrerſeits:

daß Du genannter Galilei wegen der im Prozeß erwieſenen und von Dir bekannten Thatſachen Dich vor dieſem heil. Amt der Ketzerei dringend verdächtig gemacht haſt, weil Du glaubteſt und behaupteſt die der heil. Schrift widerſprechende Lehre, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt ſei, und ſich nicht von Oſten nach Weſten bewege, und daß die Erde ſich bewege und nicht der Mittelpunkt der Welt ſei; weil Du ferner geglaubt haſt, es ließe ſich eine Meinung behaupten und als wahrſcheinlich verfechten, auch nachdem ſie für ſchriftwidrig erklärt iſt; ſo biſt Du folglich aller der Cenſuren und Strafen ſchuldig, welche in dem heil. Canoniſchen Recht und anderen General- und

Partikular-Verordnungen gegen Verbrecher dieſer Art angedroht ſind. Von dieſem wollen wir Dich zwar befreien, wenn Du vorher mit aufrichtigem Herzen und nicht erheucheltem Glauben die vorgedachten Irrthümer und Ketzereien und jeden andern Irrthum und jegliche Ketzerei, welche der Katholiſchen und Römiſchen Kirche zuwider iſt, nach der von uns Dir zu gebenden Formel hier vor Uns abſchwörſt, verfluchſt und verwünſcheſt.

Aber damit Dein ſchwerer und unheilvoller Irrthum und Ungehorſam nicht gänzlich ungeſtraft bleibe und Du in Zukunft vorſichtiger wirſt, ſo wie zum Exempel für Andere, damit ſie ſich von ähnlichen Verbrechen fern halten, verordnen wir, daß durch öffentliches Edikt das Buch der Dialoge von Galileo Galilei verboten werde, und Dich verdammen wir zur Strafe des Kerkers (carcere formale) dieſes heil. Amts auf eine Zeit nach unſerm Belieben; und zur heilſamen Buße legen wir Dir auf, durch drei Jahre ein Mal die Woche die 7 Bußpſalmen zu beten, alles unter dem Vorbehalt, die vorgedachten Strafen und Bußen zu ermäßigen, zu verändern oder ganz oder theilweiſe aufzuheben.

Und ſo erkennen, verkünden, erklären, ver-

ordnen, verdammen und vorbehalten wir in dieſer und jeder andern möglichen und erforderlichen Form und Weiſe.

So verkünden wir unterſchriebene Kardinäle.

Nach Vorleſung des Urtheils mußte Galilei ſofort knieend die Abſchwörungsformel ſprechen. Auch dieſe iſt uns aufbehalten. Sie lautete:

„Ich, Galileo Galilei, Sohn des verſtorbenen Florentiners Vincenz Galilei, 70 Jahr alt, perſönlich vor Gericht gefordert, vor Euch hochwürdigſte Eminenzen, Kardinäle des allgemeinen Reiches der Chriſtenheit, General-Inquiſitoren gegen die ketzeriſche Bosheit, knieend und das hochheilige Evangelium vor Augen habend und mit meinen eigenen Händen berührend, — ich ſchwöre, daß ich immer geglaubt habe, jetzt glaube! und mit Gottes Hilfe auch in Zukunft glauben werde Alles, was die heil. katholiſche und apoſtoliſche Kirche annimmt, lehrt und predigt. Aber weil dieſes heil. Amt mir von Rechtswegen befohlen hat, vollſtändig die falſche Meinung aufzugeben, nach welcher die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, die Erde dagegen nicht der Mittelpunkt iſt und ſich bewegt; und dieſelbe weder zu behaupten, noch zu vertheidigen, noch auf irgend eine Weiſe durch Wort oder Schrift zu lehren; und nachher, als mir erklärt worden war, daß die ge-

nannte Lehre der heiligen Schrift entgegen wäre, ein Buch geſchrieben und habe drucken laſſen, in welchem ich die verdammte Lehre abhandele und ſehr wirkſame Gründe ihr zu Gunſten aufſtelle, ohne irgend eine Löſung hinzuzufügen; — ſo bin ich deswegen der Ketzerei, als hätte ich behauptet, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und unbeweglich, die Erde dagegen nicht der Mittelpunkt wäre und ſich bewegte, dringend verdächtig erachtet worden.

„Um nun dieſen dringenden, mit Grund gegen mich erhobenen Verdacht aus der Seele Eurer Eminenzen und jedes katholiſchen Chriſten zu vertilgen, ſo ſchwöre, verwünſche und verfluche ich mit redlichem Herzen und nicht erheucheltem Glauben alle genannten Irrthümer und Ketzereien, ſowie überhaupt jeden andern Irrthum und jede Meinung, welche der genannten heil. Kirche entgegen iſt; auch ſchwöre ich in Zukunft weder mündlich noch ſchriftlich etwas zu ſagen oder zu behaupten, was ähnlichen Verdacht gegen mich begründen könnte; und ſollte ich einen Ketzer oder der Ketzerei Verdächtigen kennen, ſo werde ich ihn dieſem heil. Amt, oder dem Inquiſitor oder Biſchof des Orts, wo ich mich befinde, anzeigen. Außerdem ſchwöre und verſpreche ich, alle Bußübungen, welche mir dies heil. Amt auferlegt hat oder auferlegen wird, vollſtändig zu beobachten und

zu erfüllen; und wenn es mir ſollte begegnen, gegen einige meiner Worte, Verſprechen, Betheuerungen und Schwüre zu verſtoßen, was Gott verhüten wolle, ſo will ich mich allen Leibes- und Lebensſtrafen unterwerfen, welche durch das heilige kanoniſche Recht und andere allgemeine und beſondere Beſtimmungen gegen ſolche Miſſethäter feſtgeſetzt und bekannt gemacht worden ſind. So wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Evangelium, das ich mit meinen Händen berühre."

Das iſt in Kürze die Geſchichte jenes unglücklichen Prozeſſes, der das Tribunal, in deſſen Namen das Urtheil geſprochen wurde, mit einem unvertilgbaren Makel brandmarkt. Giebt es wohl etwas Herabwürdigenderes als die Verpflichtung, welche man dem unſterblichen Greiſe auferlegte, falſch zu ſchwören und in den ehrwürdigſten Formen, die man finden kann, zu erklären, daß er eine Lehre für falſch hielt, deren Wahrheit tiefe Studien ihm bewieſen hatten? Es iſt kaum eine grauſamere materielle Tortur denkbar, als jene moraliſche iſt, welcher man Galilei unterwarf. Die Erinnerung an ein ſolches barbariſches Verfahren läßt dem Geiſte kaum hinreichende Freiheit zu prüfen, ob der große Aſtronom in den verſchiedenen Phaſen dieſes Prozeſſes ſich nicht einige Vorwürfe zu machen hatte. Sehen wir doch, wie er eine wiſſenſchaftliche

Ueberzeugung preisgiebt, um sich zu retten, vielleicht denkend:

„Was ich alter gequälter Mann hier auch sagen mag, um mein Leben zu erhalten, die Wahrheit bleibt darum nicht minder wahr, mag mein schwaches Herz sie immerhin verleugnen, — und sie bewegt sich doch!"

Aber jenes laute heldenmüthige „Und sie bewegt sich doch" — wie es als „geflügeltes Wort" von Munde zu Munde geht, in dem Rahmen dieses historischen Gemäldes ist dafür, wie wir uns überzeugen, kein Platz. Der Mann, wie ihn sich die Dichter und Maler denken, war Galilei nicht. Wäre er es gewesen, so hätte auch der Scheiterhaufen in dem Gemälde nicht gefehlt. Nur so ist auch die Milde erklärlich, mit welcher Galilei nach seiner Verurtheilung behandelt wurde. Die Kerkerstrafe ist nie vollstreckt worden. Die Kirche schien durch seine Fügsamkeit versöhnt zu sein. Man beschränkte sich darauf, ihm seinen Aufenthalt anzuweisen, und ihn beobachten zu lassen. So schwebte das Damoclesschwert freilich fortwährend über seinem Haupte, aber äußerlich hatte er nichts mehr zu dulden. Sein übriges Leben blieb der Wissenschaft geweiht. Er starb auf seiner Villa bei Florenz im Alter von 78 Jahren, nachdem er 5 Jahre vorher gänzlich erblindet war.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, in den Schriften dieſes von der Inquiſition ſo hart verfolgten Mannes Spuren einer echten wahren Religioſität zu finden. So ſchreibt er über die Entdeckung der Jupiterstrabanten — das war ſein glänzendſter Fund — an einen Freund:

„ich bin vor Verwunderung ganz außer mir und ſage Gott unendlichen Dank, daß es ihm gefallen hat, ſo große und allen Jahrhunderten unbekannte Wunder durch mich zu entdecken.“

Seinen Schwur hat er als redlicher Mann und gewiſſenhafter Katholik gehalten. Bis an ſein Lebensende beobachtete er über die Lehre des Kopernikus tiefes Stillſchweigen.

Man würde irren, wenn man ſich ihn als einen finſtern Gelehrten oder gar als einen phantaſtiſchen Sterndeuter vorſtellen wollte, wie es viele Aſtronomen unter ſeinen Zeitgenoſſen waren. Galilei ſtand in jeder Beziehung auf dem Gipfel der Kultur ſeines Zeitalters. Trotz ſeiner rieſigen und genialen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, beſchäftigte er ſich mit Muſik, Malerei, Dichtkunſt, und eine beſondere Liebhaberei war ihm der Gartenbau. In ſeiner Jugend ſpielte er ganz vortrefflich die Laute. In der Malerei beſaß er gründliche Kenntniſſe und war im Stande, den Malern bedeutſame Winke über ihre Kunſt zu geben.

Dabei war er durchaus ein Lebemann von den liebenswürdigſten Umgangsformen. Die Freigebigkeit des Großherzogs ſetzte ihn in den Stand, einen ziemlich glänzenden Haushalt zu führen. Er bezog ein Gehalt von 538 Dukaten, für jene Zeit eine anſehnliche Summe; durch die Verfertigung von aſtronomiſchen Fernröhren, welche er damals ganz allein verſtand und deren Geheimniß er ſorgfältig bewahrte, muß er ſich ganz beträchtliche Einnahmen verſchafft haben. Außerdem ſtand ihm der großherzogliche Weinkeller zu Gebot. Er liebte über Alles Geſellſchaft bei ſich zu haben. Bis in ſein ſpäteſtes Alter war es ihm unerträglich allein zu ſpeiſen. Sein gaſtfreies Haus war der Sammelplatz aller Männer von Genie. Doch glauben wir nicht, daß man dort nur gelehrte Sachen trieb. Im Gegentheil, über wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſprach er nur ſelten und nur mit ſeinen vertrauteſten Freunden. Wenn ihn Jemand aus indiscreter Neugier auf dergleichen Geſpräche brachte, wußte er ihn auf gefällige Weiſe durch eine pikante Unterhaltung und durch allerhand Anekdoten, woran er unerſchöpflich war, davon abzuleiten. Galilei war unverheirathet. Die leichtlebig-vorurtheilsloſe Sitte ſeiner Zeit machte ihm keinen Vorwurf daraus, daß er mit einer ſchönen Griechin lebte. Darüber hatte er ſich mit ſeinem Beichtvater abzufinden;

Doch das vergaben ihm die Patres nie,
Daß um ihr Weltſyſtem er ſie betrogen.

Seinen Töchtern war in Folge ihrer illegitimen Abſtammung zwar eine ſtandesmäßige Heirath verſagt, aber die Pforten des Kloſters blieben ihnen nicht verſchloſſen. Sie hießen mit ihren Kloſternamen: Arcangela und Maria Celeſte, und es giebt nichts Innigeres und Rührenderes als der Briefwechſel, welchen dieſe Mädchen mit ihrem greiſen Vater unterhielten.

152.

— Ich weiß es dem General-Intendanten Königlicher Schauſpiele innigen Dank, daß Er zur Feier des Sieges-Einzugs in Berlin (1866) meine vor acht und dreißig Jahren auf der Königſtädter Bühne zuerſt gegebene „Lenore" noch einmal in's Leben rief. Einzelne Stellen dieſes Schauſpiels, hauptſächlich die auf Schleſien bezüglichen, ſollen, wie ich vernahm, friſchen Anklang gefunden haben. Der Verfaſſer gewann dadurch einigermaßen das Recht, den alten Huſaren aus ſiebenjährigem, die jugendlichen Truppen aus ſiebentägigem Kriege anreden zu laſſen:

Und nun ſchließt die Gräber; todt ſei der Tod! —
Lenkt die Blicke auf's künftige Morgenroth,

Wo des großen Königs unſterbliche Kraft
In den Urenkeln fortlebend wirkt und ſchafft.
Wo das preußiſche Heer, ja, ich ſeh's im Geiſt,
Seiner würdig vollbringt, was Europa preiſ't.

Wie der Fritz einſt zu Friedrich Wilhelm ſpricht:
„Nein, Dir nehmen ſie Schleſien ſicher nicht!"
So, einſtimmend gläubig, in dieſen Ton,
„Auf mit Gott!" rufet Friedrich Wilhelm's Sohn.
König Wilhelm zieht voran in die Schlacht,
Da bleibt Keiner zurück . . . und ſo wird's vollbracht.

Wenn die Stunde ſchlägt nach blutigem Krieg,
Wenn ſie heimkehren von gewaltigem Sieg,
Wenn die Glocken klingen, die Fahnen wehn,
Dann dürfen wir Alte auferſtehn.
Unſern ewigen Ruhm habt ihr erneut,
Nun genießt, was den Siegern der Friede beut.

Haltet treu am Throne, am Vaterland,
Mit Deutſchland verbind' euch ein feſtes Band.
Heil dem Königshauſe! Heil, Ehre, Glück! . . . . .
Horch, da tönt der Apell; muß in's Grab zurück.
Kamraden, wir haben in jener Welt
Für Euch, neben uns gut' Quartier beſtellt.

Wenn Herr von Hülſen mir durch die getroffene Wahl eine wahrhaft erhebende Freude bereitet, ſo darf ich wohl ſagen, daß ich dieſelbe mir ſchwer verdient hatte; nicht etwa durch das, was ich zu *leiſten* mich im langen Lebenslaufe, gar oft vergeblich bemüht, ſondern durch das, was ich während jenes Feldzuges *gelitten*. Denn daß ſich in die natürliche Begeiſterung

des ergrauten Preußen auch eine wehmüthige Theilnahme für Oesterreichs Geschicke mischte, wird kein gerechter Mensch demjenigen zum Vorwurfe machen wollen, der solange in Oesterreich gelebt, so viel Huld und Wohlwollen dort gefunden, der dieses Reich seine zweite Heimath nennen durfte, um so entschiedener, weil es die wirkliche Heimath seiner Enkel ist. Was meine Seele geduldet zwischen den gegen einander streitenden Empfindungen für und wider, das läßt sich gar nicht in Worte fassen; und es ist keine leere Redensart gewesen, wenn ich damals an Freunde schrieb: „Ich komme mir vor wie Coriolans Mutter Volumnia, die kaum weiß, ob sie für die Römer oder für die Volsker beten soll?"

Zuletzt freilich gewann der Preuße immer das Uebergewicht, aber sein Herz blutete darum doch auch, gleichsam aus den Wunden mit, die Verwandten, Gönnern, Freunden, näheren Bekannten jenseits geschlagen wurden. Und mit den Wonne-Thränen, die meines Königs Triumphe mir entlockten, flossen zugleich heiße Thränen des Schmerzes, die ich manchem in der Schlacht gefallenen „Gegner" nachweinte. —

Die Darstellung der „Lenore" auf dem Berliner Hoftheater weckte in mir auch Erinnerungen an den Aerger, welchen jenes Stück mir vordem verursacht, als es auf einigen österreichischen Theatern aufgeführt,

und mit vollem Rechte, mißfällig abgefertigt worden war. Eine dümmere Wahl hätten die Bühnenvorstände, die es dort der Hinrichtung überlieferten, gewiß nicht treffen können. Es ist so durch und durch „preußisch," daß es in Oesterreich durchfallen mußte. Gerade diese Spezialität ist sein einziges Verdienst, und in eben dieser Eigenschaft hat es mir manchen herzlichen Gruß eingetragen.

Ich erinnere mich z. B. einer Scene aus dem Herbst 1842, wo ich nach längerem Verweilen in Wien eiligst über Breslau gen Berlin reisete. Der Aufseher am ersten preußischen Grenz-Zoll-Schranken hatte mich und mein vieles Gepäck zur Revision an das Steueramt des ganz nahe belegenen Städtchens verwiesen, dem nicht auszuweichen war die kurze Strecke entlang. Der Olmützer Lohnkutscher, beim Gedanken an Herabräumen der Koffer und Bücherkisten, befand sich in schlechtester Laune und schnautzte den hervortretenden Unterbeamten an, wodurch letzterer sich widerhaarig bezeigte. Ich suchte zu beschwichtigen und begab mich in die Amtsstube, wo ich mich bereit erklärte, mein Ehrenwort zu geben, daß ich nichts „steuerpflichtiges," sondern nur Kleider, Bücher, Papiere mit mir führte.

„Ihr Ehrenwort?" fragte ein Graubart, mit dem Eisenkreuz auf der Brust, hinter seinem Schreibpulte

hervor; ein Mann, dem der gediente preußiſche Kavalleriſt aus den Augen ſah; „Ihr Ehrenwort? und wer ſind Sie denn?“

Ich nannte mich.

„Sie heißen Holtei? Doch nicht der Verfaſſer von Lenoren?“

Ja der bin ich.

„Nichts vom Wagen herunter nehmen! Alles in Ordnung! Glückliche Reiſe! Aber erſt geben Sie mir die Hand. Auf Ihr Wort darf ich vertrauen!“ —

Mag man der Autorſchaft noch ſo müde werden, es kommen mitunter Momente, wo man ſich ihrer dennoch freut!

153.

— Kürzlich fanden ſich zwei Herren bei mir zuſammen — (Beide eifrige Handſchriften- und Bücher-Sammler) — deren Einer die 1827 bei Haude und Spener verlegte Ausgabe meiner ſogenannten „Gedichte“ für wenige Groſchen irgendwo aufgekauft hatte. Der Andere blätterte im dürftigen Büchlein herum und rief dann plötzlich: „Was ſoll das vorſtellen? Hier ſteht ja ein Gedicht von Gutzkow?“ Ganz verblüfft fragte ich zurück: „Sind Sie unklug, Kalbeck? Welches wäre denn das?“

— „Hier, dieſes; bei Ihnen iſt's überſchrieben: „„Ein Traum,"" bei Gutzkow heißt's „„die Weinprobe!""

— „Bei Gutzkow? . . . Wo denn bei Gutzkow?"

— „Was weiß ich? In unſerm Dichterkränzchen hat vergangenen Winter aus einer Anthologie, deren Titel ich vergeſſen habe, der Schauſpieler Fl. den Scherz vorgetragen; ich ſelbſt habe die Sammlung, die ihn enthielt, in der Hand gehalten, und war nicht wenig erſtaunt, Gutzkow's Namens-Unterſchrift zu finden!"

— „Sie hatten Recht zu erſtaunen; iſt doch mir ſogar das Ding ſo matt vorgekommen, daß ich es ſpäter gar nicht aufnehmen mochte, ſondern völlig ignorierte. Wer zum Henker hat es aus Staub und Moder hervorgezogen?"

— „Wer? Seltſame Frage! Irgend ein litterariſcher Strauchdieb, den die Gier als Herausgeber eines Druckwerkes aufzutreten, und wo möglich zehn oder fünf Thaler an Honorar dabei herauszuſchlagen, nicht raſten ließ, bis er die Unzahl der beliebten „„Du ſollſt oder mußt lachen"" abermals um Eins vermehrt hatte! Und weil er möglichſt viele berühmte Namen in ſeiner „„Blumenleſe"" aufführen wollte, erſah er ſich auch Gutzkow zum Opfer!"

— „Mußte der verwünſchte Kerl gerade dieſes Gereimſel Jenem unterſchieben? Was hat ihm Gutzkow zu Leide gethan? Konnte er nicht etwas relativ Beſſeres

wählen? Zum Beiſpiel hier, das dicht daneben ſtehende, von den „„drei Räubern?““ Das hat doch wenigſtens eine Pointe.“

— „Oh, das hab' ich auch ſchon in einer andern „„Blumenleſe““ gefunden, aber ebenfalls ohne Nennung Ihres Namens!“

— Solche Bosheit! Seht, Kinder, die Albernheiten ſind folgendermaßen entſtanden: Am allgemeinen Bußtage hatte der damalige Breslauer Muſikdirektor ſeine Benefiz-Vorſtellung im Theater, wo nicht Komödie geſpielt werden durfte, eben des Buß- und Bet-Tages halber, wo aber eine Konzert-Aufführung geſtattet war. Zu ſolcher hatte Herr Luge den allbeliebten Schauſpieler Stavinsky um ſeine Mitwirkung durch Declamation erſucht, und Stavinsky hatte die Erfüllung dieſes Geſuches nur bedingungsweiſe zugeſagt, wofern ich ihm einen neuen „Spaß“ liefern könnte, der am geheiligten Tage der Cenſur keinen Anſtoß gäbe. Beſagter Spaß („„die drei Räuber““) gefiel über alles Erwarten, und machte den Zuhörern wirklich Spaß, wahrſcheinlich weil er, zwiſchen lauter ernſten Dingen, einige Abwechslung in die feierliche Stimmung brachte. Im nächſten Jahre wiederholten ſich die nämlichen Forderungen an Stavinsky und an mich, und ich ließ mich verlocken einen ganz ähnlichen, auf die frühere Wirkung berechneten Scherz „„an-

zufertigen,"" der, wie es bei ſolchen Wiederholungen gewöhnlich geſchieht, ziemlich matt ausfiel. Das iſt nun derſelbe, den ein Frevler mit Gutzkow's Namen aus dem Grabe gezerrt hat. Und als ob es an der Frechheit allein nicht ſchon genug wäre, hat der Menſch noch die Dummheit verübt, der gereimten Dummheit urſprüngliche Ueberſchrift: „„Ein Traum"" gegen die, von ihm herrührende ungereimte Ueberſchrift: „„Die Weinprobe"" umzutauſchen, durch welche das letzte Reſtchen etwa möglicher beluſtigender Täuſchung der Hörer von vorn herein unmöglich gemacht wird. Aber gegen dergleichen Nichtswürdigkeiten giebt es keinen Schutz!"

Somit endete das Geſpräch zwiſchen Max Kalbeck, Robert Weigelt und mir über einen höchſt gleichgiltigen, ſeit fünfzig Jahren vergeſſenen Gegenſtand, durch welchen ohne mein Wiſſen und Wollen der Dichter des „Uriel Acoſta" beleidiget wurde. Was meint ſein weiſer Akiba dazu?

Es iſt doch noch nicht „Alles da geweſen!" Dieſe alte Geſchichte iſt wieder einmal ganz 'was Neues!

154.

— Es mangelt nicht an vielfältigen Gattungen des Weltregierenden Schwindels. Eine der widerwär-

tigſten iſt mir die Gattung desjenigen Schwindels, der mit der ſogenannten, in vieler Menſchen Munde gebräuchlichen „Sittlichkeit" getrieben wird. Als ich den biographiſchen Skizzen, „Vierzig Jahre" geheißen, das Goetheſche Motto auf den Titel ſetzte:

„Viel lieber was Ihr Euch unſittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte"

da konnt' ich noch kaum nur ahnen, wie tief und wahr auch hier der ewige Alte vom Berge das Richtige getroffen habe in dieſen zwei Verſen, die Er allerdings ſeinen Taſſo ſprechen läßt, aus denen jedoch unverkennbar ſein eigenſter innerſter Ingrimm gegen Heuchelei ſpricht.

Was muß man nicht ſchwatzen hören von „Sittlichkeits"-Predigern, denen das bekannte: „Richtet euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken" füglich zuſtünde! Wie konfus und unzuſammenhängend zeigen ſich die Begriffe, welche ſie willkührlich daran knüpfen. Jeder legt ſich das nach ſeinen perſönlichen Neigungen und Bedürfniſſen aus, und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Andere anklagt, welche ſich zu Schulden kommen laſſen, was ihn gerade nicht reizt, während er ſich vorbehalten wiſſen will, was ſeiner Perſönlichkeit und deren Begierden beſſer zuſagt.

Davon hab ich einſtmals ein auffälliges Beiſpiel erlebt, welchem ich verdanke, daß ich, mitten im leicht-

ſinnigſten Jugendtaumel ſtutzig wurde, und mich auf Beobachtungen legte, wodurch meine Menſchenkenntniß ſich bereicherte, wenn auch meine Achtung für die Menſchheit im Allgemeinen eben nicht dabei wuchs.

Ein berliner allbekannter, für ſehr reich geltender Bankier, nahe befreundet aus der Schulzeit her mit einem berühmten Maler, äußerte gegen mich, da ich eines allerdings minder berühmten, gleichwohl talentvollen Künſtlers Partei ergriff: „Von dem Menſchen will ich nichts wiſſen. Er führt einen nicht moraliſchen Wandel. Es iſt ein durchaus unſittlicher Patron!“ Ich bat um Begründung dieſes ſcharfen Urtheils und vernahm, ſein Widerſacher habe ihn beim Verkehr mit einem übelberüchtigten Mädchen belauſcht. „Wer ſolchen unſittlichen Umgang pflegt, der kann kein wahrer Künſtler werden!“

Das klang höchſt erbaulich. Und weil beſagter Verfechter künſtleriſcher Sittlichkeit ſich zu jenes obenerwähnten berühmteren Malers intimſten Freunden zählte; und weil der Letztere zugleich im Rufe frommer, faſt asketiſcher Tugend ſtand, ſo fühlte ich mich geneigt den Sittlichkeits-Prediger für den Genoſſen gleicher Tugend zu nehmen. Daß er daneben ein reicher Mann war, konnte meinen Reſpekt nur erhöhen, und ich verſtummte ehrfurchtsvoll im Gefühle eigener Sündhaftigkeit. Leider blieb es mir vorbe-

halten den Schleier zu lüften, in den ſich der ſtrenge Richter eingehüllt. Die Wendung die mein Daſein nahm, deren ausführliche Schilderung nicht hierher gehört, brachte mich ſpäter mit ihm in näheres Verhältniß; ich fand Gelegenheit ihn genau kennen zu lernen, und ich entdeckte, zu meinem faſt kindiſchen Erſtaunen, daß ſich hinter dem tugendſamen Ankläger ein „Roué“ (es giebt kein ſo bezeichnendes Wort dafür im Deutſchen) verbarg, der allerdings nicht die „Unſittlichkeit“ beging, ſich mit übelberüchtigten Dirnen einzulaſſen; der aber kein Geld ſparte bei jungen Mädchen aus beſſern Häuſern „fortune“ zu machen; der, obgleich ſelbſt Vater von erwachſenen Töchtern, keine Rückſicht kannte; ein Weiberjäger, deſſen Frechheit ſo weit ging, daß eine achtungswerthe Dame, die er bis in ihre Wohnung verfolgt hatte, nach dem Hausknecht zu läuten genöthiget war, damit dieſer ihn hinaus befördere; der Alles durch ſeinen Reichthum auszugleichen wähnte; der ſich ſogar nicht entblödete, mit erotiſchen Erfolgen zu prahlen, die er nie errungen, und der, als wir unſerer Mehrere auf ſolcher Lüge ihn ertappten, lachend ausrief: „Hab' ich mich damit gerühmt? Nun, dann hab' ich geflunkert!“ — An dieſen hochgeachteten Geld- und Börſen-Mann denk' ich unwillkührlich jedesmal, wenn „Sittlichkeits“-Kapitel abgehandelt werden. Daß ein

jüngerer, lebensluſtiger Maler ſich bisweilen erlaubte dunkle Pfade zu wandeln, auf denen er niemanden kränkte und höchſtens ſich ſelbſt ſchaden konnte, das drückte ihm den Stempel der Unſittlichkeit wie ein Brandmal auf die Stirn. Daß jedoch der Papa-Millionair ſich Angriffe auf ſittſame Frauen und Mädchen, daß er ſich eitle Verleumdungen erlaubte, durch welche er den Ruf ihm fern- und fremdgebliebener Perſonen, die nichts von ihm wiſſen gewollt, befleckte, darüber ſchwieg die liebe Chronik der Stadt, oder wenn ſie ſich etwa erkühnte darüber flüſtern zu wollen, dann ſtopfte ihr der reiche Mann das Maul mit Leckerbiſſen und guten Weinen. Solchen Dingen widerſtehen die gleißenden Vertreter hochgeprieſener Sittlichkeit ſelten oder nie. „Er macht ein Haus; man befindet ſich ſehr wohl bei ihm; er ſieht die beſte Geſellſchaft!“ u. ſ. w. Das ſind Zauberformeln, deren Effekt nicht ausbleibt.

Die Anſichten ſind verſchieden. Ich meinestheils finde die ſteigende, peſtartig um ſich greifende Schwelgerei in übertriebenem Luxus jeder Art viel unſittlicher, viel verderblicher für's Allgemeine, als alle Sünden, die der Einzelne, von heißem Blute und verblendender Phantaſie aufgeſtachelt, begeht, . . . vorausgeſetzt, daß letztere nicht brutal eingreifen in die Pflichten jedes edelgeſinnten Menſchen gegen andere

Menſchen. Und ich geſtehe das, auf die Gefahr hin, unter die Unſittlichen geſtoßen zu werden.

Am ekelhafteſten aber, — und das iſt's wohin ich eigentlich hinaus wollte, — iſt mir der in neuerer Zeit ſich ſo breit machende Sittlichkeits-Schwindel auf Nationalitäten bezüglich. Was hat man hören müſſen während des letzten Krieges zum Beiſpiel, vom Uebergewichte deutſcher Sittlichkeit gegen franzöſiſche. Dieſem hauptſächlich, hieß es, verdankten wir unſere Siege. Und da glaubten die Herren, wenn ſie dergleichen Moralphraſen ſtrömen ließen, ſie hätten wer weiß was Großes geſagt. Es war manchmal zum ſpeien. Glaubt ihr wirklich daran, daß Berlin minder verderbt ſei als Paris? — — —

Beſonders eifrig laſſen ſich ſittliche Rigoriſten vernehmen in ihrer Herleitung der Corruption von Reſidenzen, von Höfen, von Monarchieen: „Hätten wir nur Republiken, dann würden wir auch ſtrengere Sitten, dann würden wir weniger Abweichungen vom Pfade der Tugend erleben. Dann würde namentlich auch eine hochedle politiſche Richtung, nicht fernerhin vergiftet vom Einfluſſe ſerviler Miniſter und Diplomaten, Raum gewinnen; Völkerbeglückende Gerechtigkeit würde aus erhebendem Volksbewußtſein, aus völliger Freiheit und Gleichheit er-

wachsen; das Reich der allgemeinsten Menschenliebe würde erblühen und aus ihr der ewige Friede!"

Nun, ich versteh' das nicht. Kann sein, daß es so ist, was die Corruption der Beamten, Zuverlässigkeit in Handel und Wandel, Treu und Glauben in Geschäftsangelegenheiten, unbestechliche Gerichte und Zeugenaussagen ꝛc. ꝛc. anlangt. Wenigstens giebt uns Amerika ein hoffnungsreiches Vorbild.

Nur mit der philantropischen Gerechtigkeitsliebe, die doch sollt' ich meinen auch ein Bischen zur Sittlichkeit gehört, sieht's windig aus. Ich las dieser Tage im Cotta'schen Ausland (1868 Nr. 44) einen gediegnen Aufsatz, dem ich einige Zeilen für meine Excerpte entlehnt habe:

„Die Wahrheit ist, daß die Indianer zuerst von europäischer „Gesittung" verderbt, gehetzt, von Treubrüchigen zum Treubruch verleitet worden sind, und daß es jetzt allerdings nicht mehr zu beklagen ist, wenn die gesunkenen und verderbten Reste vollends verschwinden. Wir gehören nicht zu denjenigen, die ein solches Ereigniß bejammern, wir vermögen darin aber auch weiter nichts zu erblicken, als ein geologisches oder paläontologisches Verhängniß: die Unterdrückung der schwächeren durch die stärkere Rasse; des alterthümlich-gebliebenen durch den modernisierten Theil der Menschheit. Das Verschwinden der Rothhäute ist

nichts anderes als ein Ergebniß roher Kräfte, und gewiß kein Schauspiel, bei dem irgend wie eine sittliche Gerechtigkeit sichtbar wird. Die Blut- und Schandthaten der Weißen gegen die Rothen in einer Schale der Waage möchten die andere Schale mit den Blut- und Schandthaten der Rothen rasch in die Höhe schnellen. Haben doch die Ansiedler in Utah die Brunnen vergiftet, welche die Rothhäute zu benützen pflegten, um diese rascher aus dem Wege zu räumen; wie denn auch die Mordthaten auf den Prairieen während der letzten zwanzig Jahre an Zahl der Opfer schwerlich nur die einjährige Zahl der Mordthaten im „gesitteten" Texas erreichen möchten. Wenn der Amerikaner die Rothhaut vertilgt, so geschieht es, weil er stärker, nicht weil er besser ist!"

Die Sittlichkeits-Docenten, die ich zu beobachten mir angelegen sein ließ, hab' ich (mit geringen Ausnahmen) für mehr und minder abgelebte, der Verführung nicht mehr zugängliche Invaliden, oder für schlau maskierte Egoisten erkannt, die sich heimlich gestatten, was sie Andern mißgönnen.

Auf diese Leute pfleg' ich ein Sprüchlein anzuwenden, welches ich mir aus Jean Paul zusammen gereimt:

Die Leidenſchaften ſind, wenn auch zerreißende,
Doch wenigſtens großmüth'ge Löwen; ganze
Aecht-wilde Thiere. — Aber eine Wanze,
So eine platte, ſich einbeißende,
Fortſaugende, iſt Egoismus. Krank
Kann mich ſein Beiſſen machen, ſein Geſtank.

155.

— Ob Staatsanwälte und Geſchworene wohl auf „mildernde Umſtände" antragen würden, wenn abgeurtheilt werden ſollte über einen Unglücklichen, der durch muſikaliſche Nachbarſchaft in Verzweiflung getrieben, einen Mord begangen, oder auch nur einen ſimplen Todtſchlag verübt hätte? — Schwerlich! Und dennoch erſcheint mir kein anderer Verbrecher nachſichtiger Betrachtung empfehlungswerther. Man muß aus langen ſelbſterlebten, tagtäglich und nachtnächtlich ſich wiederholenden Martern wiſſen was es heißt: vor, hinter, neben, unter, über ſich unausgeſetzt klimpern, üben, falſch greifen, kräftig ſpielen, raſen, geſchmacklos wüthen, quäken, quitſchen, heulen, ſtudieren, ſolveggieren, ja ſogar ganz hübſch ſingen zu hören. Von Geigen, Flöten und dergleichen Land- und Stadtplagen will ich nicht ſprechen; dieſe ſind ſeltner und man kann ihnen möglicherweiſe ent-

fliehen. Aber dem Klavier, dem Pianino, der angehenden Sängerin, der nachäffenden Dillettantin entgehst Du nicht. Es giebt keine Straße, wo nicht „muſiziert" wird. Im Winter mag's noch zum ertragen ſein, wenigſtens was Nachbarhäuſer betrifft; denn da halten Doppelfenſter doch einigermaßen die Nervenzerreiſſende Vermiſchung widerſtrebender Tonweiſen ab. In der ſogenannten ſchönen Jahreszeit jedoch, wo bei offenen Fenſtern der Dilettantismus ſich vernehmen läßt, und ſchaamlos herausfordert jeglichen Menſchen, der nur ein Bischen Gehör hat .... „Vermaledeiter Frühling, willſt Du denn immer wiederkehren?" ſingt Beranger. Der franzöſiſche Chanſonier bezieht ſeine Verwünſchung allerdings auf die friſchergrünenden Bäume, deren Laub ihm den Anblick des geliebten Gegenübers verhüllt; ich, ſeinen Fluch wiederholend, verwünſche nur die geöffneten Fenſter. Es iſt mir ſchon geſchehen, daß ich alles Ernſtes daran dachte, mir eine Windbüchſe beizulegen und einer an „Beethovenſcher Adelaide" leidenden Falſchwinſlerin etwelchen Vogeldunſt über die Gaſſe hinweg auf den Nacken zu ſtreuen .... 's war nur um die Ungewißheit von wegen „mildernder Umſtände?" Der Teufel traue den Herrn Juriſten!

Einſtmals hab' ich — (warum ſollt' ich's nicht

eingeſtehn? war's doch in einer andern Stadt und iſt's doch verjährt!) — einſtmals hab' ich, durch die unerſättlichſte Klavierwalkerin, die gegen Mitternacht allabendlich zu wüthen begann, und in ein und demſelben Stücke jedesmal dieſelben Fehlgriffe that, in Zorn gebracht, mir einige Jungen gemiethet, welche vor ihrem Hauſe anheben mußten zu heulen, ſo wie ſie anhub zu ſpielen. Das half; aber nur zweimal. Am dritten Abend rückte ein von der Dame erbetener Polizeiſoldat an, faßte einen meiner Geſellen als nächtlichen Ruheſtörer ab, und leitete denſelben am Ohrläppchen nach der Wachtſtube. Ich wende nichts dawider ein; Ordnung ſoll gehalten und nächtliche Ruhe ſoll nicht geſtört werden. Aber was thun denn Diejenigen, die den Frieden der Nacht durch ihre Exercitien verſcheuchen? Sind ſie keine Frieden- oder Schlaf-Störer? Und worauf gründet ſich ihr Vorrecht?

Habe nur eine hartnäckige Nachbarin, die, wie von der Tarantel geſtochen, eine recht flache, gemeine Tanzmelodie nach der andern hämmert! Sie treibt ihre Bosheit auf's Aeußerſte; ſie ſetzt bisweilen aus, macht Pauſen, Du wähnſt nun ſei ſie ſelbſt müde, Du fühlſt: jetzt werd' ich einſchlummern . . . Nichts da! Mit neuen Kräften beginnt ſie abermals, ſchreckt Dich mit einem förmlichen Donnerwetter

auf . . . . und vom Schlafe iſt nun weiter keine Rede mehr.

Da ſoll der Menſch nicht auf Mordgedanken fallen?

Dieſe modernen Häuſer! Dieſe dünnen Mauern! Sind ſie nicht geradezu abſichtlich Schallträger und Leiter? Wenn im Hauſe neben mir der Teufel ſein Spiel treibt, dann iſt's doch nicht anders, als ob die Klänge aus unteren Stockwerken an den Wänden heraufkletterten bis zu mir, als ob ſämmtliche Backſteine lebendig würden und mir in's Ohr höhnten: „Verdrüßt's Dich? Uns macht's Vergnügen!" Schon recht; Jeder darf in ſeinen vier Pfählen treiben was ihm gefällt. Erſtreckt ſich doch dieſe Freiheit bis auf die Stubenthüren, die manche Leute dermaßen zuzuwerfen lieben, daß die Thüren der übrigen Flurbewohner aufſpringen, oder wenigſtens erdbebenartig davon erſchüttert werden; daß ſogar ſolide Mauern bis in den Grund erzittern. Mir iſt ein Herr bekannt, der ſich dieſe unmuſikaliſche Beluſtigung nie verſagt, wenn er aus- und eingeht, und der ſich wahrſcheinlich in ſolcher Ausübung ſeiner Privatrechte hoch erhaben fühlt. Gegen dergleichen Ungebühr giebt's keinen Beiſtand; ſo wenig wie man ſich gegen Mauerziegeln aufzulehnen vermag. Der Stoff iſt derſelbe.

Es kann nicht Jeder dem verſtorbenen Baerſt nachahmen. Dieſer wohnte in Paris Thür an Thür neben einem vornehmen Manne, welcher bei'm Aufſtehen früh Morgens regelmäßig mit der Dienerſchaft zankte, wodurch Baerſt, als Langſchläfer, geſtört wurde. Auf deſſen Klagen darüber entgegnete Jener: „Was in meinem Zimmer geſchieht, lieber Baron, geht Sie nichts an!" — Baerſt beſtellte ſich zwei Trompeter ſammt einem Pauker. Und plötzlich, als der Graf wieder zu krakehlen anfing, mußte das Trio einen tüchtigen Tuſch loslaſſen. Die Folge war, daß der alte Herr andere Räume im Hotel bezog, und der Baron als Sieger das Feld behauptete.

Der Einfall iſt recht luſtig. Nur verdammt theuer kam er dem Sieger zu ſtehen. Unſer Einem iſt ſolcher Aufwand verſagt; wollt ich Jahr aus Jahr ein drei Tuſchbläſer über Nacht zu meinem Dienſte behalten, das fräße mich auf. Und ſchlafen würd' ich in der Geſellſchaft auch nicht. Da bleibt ein Mord ſicherer: die Todten klimpern und ſingen nicht mehr.

156.

— Der Preußenhaß wird heut zu Tage förmlich kultiviert, wie ausländiſche Pflanzen, welche beſonders

künſtlicher Pflege bedürfen und „getrieben" werden müſſen, wenn ſie blühen oder gar Früchte anſetzen ſollen. Hinreichenden Dünger liefern verſchiedentliche, ſonſt ſcharf geſonderte Parteien, die für dieſen edlen Zweck Miſt machen. Was dergleichen vereinte Beſtrebungen zu Stande bringen können, iſt für's Erſte noch abzuwarten. Keinesweges erſtreben ſie Deutſchlands Heil. Ein gemeinſames deutſches Vaterland giebt es nicht für dieſe Leute. Sie wollen Kosmopoliten ſein. Das heißt: ſie arbeiten auf eine große Weltrepublik hin, in welcher Jedweder ſeine beſonderen Zwecke verfolgen dürfe. Dabei geben ſie vor, den Krieg unmöglich zu machen, und ewigen Frieden zu bringen. Sind jedoch feſt entſchloſſen, wenn's ſpäter an's Ordnung machen ginge, ſich untereinander bei den Haaren zu kriegen, zu ſkalpieren und gegenſeitig aufzufreſſen.

Woher nun dieſer wüthende Haſſ? Ein Haſſ der unnatürlich genährt und geſchürt wird von beſoldeten Journalen!

Er geht hervor aus kleinſtaatlichen, oder kirchlichen, oder ſocial-demokratiſchen, oder einſeitig ariſtokratiſchen Intereſſen, welche ein höchſt verwunderliches Bündniß ſchließen möchten.

Unter den ſtets neuerſonnenen Verleumdungen ſteht obenan diejenige:

Preußen operiere und kabaliſiere aus proteſtantiſchem Eifer gegen den Katholizismus, folglich auch gegen Oeſterreich als deſſen Vertreter. — Unſinn! So dumm iſt Preußen nicht. Preußen ſieht ſehr wohl ein, daß es ein deutſches, mächtiges, in Ehren ſtehendes, friedliebendes Oeſterreich eben ſo nothwendig braucht, als der Proteſtantismus einen friedliebenden Katholizismus. Da gilt Lavaters altes Wort an Stolberg: „Der Sturz des Einen zöge den Untergang des Andern nach ſich.“ Eben ſo wenig wie von Preußens Königen verlangt werden kann, daß ſie ihren Katholiken zu Gefallen zur katholiſchen Kirche übertreten ſollen, eben ſo wenig muthet man dem Kaiſer von Oeſterreich zu, Proteſtant zu werden. Auf beiden Seiten ſoll anerkannte Duldung herrſchen. An dieſer hat es Preußen nicht fehlen laſſen. Das wiſſen die Herren Hetzer und Stänkerer recht gut. Was ſie dagegen ſchreiben iſt leeres Gewäſch, berechnet auf gedankenloſe Leichtgläubigkeit, oder bornierten Fanatismus.

Die Social-Demokraten ſehen klarer. Ihr wilder Thierinſtinkt ſagt ihnen, nur das royaliſtiſche Bewußtſein eines Volkes *binde* den Staat, und halte ihn zuſammen; ſichere eine feſte Reichsgewalt, der ihre Zerſtörungstriebe nicht ſo leicht beikommen werden. Deshalb erſtreben ſie den Zerfall in kleinliche Natio-

nalitäten. Und weil Preußen ſie in dieſen Beſtrebungen hindert, deshalb haſſen ſie's. Wir rufen den glorreichen Vertretern dieſes Haſſes mit Shakspeare entgegen: For you, be that you are, long; and your misery increase with your age!

157.

— Was iſt ſchlimmer:

Eigenſinnig auf Irrthümern beharren, und aus eitler Konſequenz verſtockterweiſe Recht behalten zu wollen?

Oder ehrlich einzugeſtehen, daß man etwas Albernes behauptet habe, weil es an Ein- und Umſicht mangelte.

Ich ziehe unbedenklich das Letztere vor; auch dann, wenn der Irrthum ſchwarz auf weiß gedruckt da ſteht. Sein Unrecht zu bekennen, ſoll ſich niemand ſchämen.

So bekenn' ich mich zu einem Ausſpruche, den ich im Jahre 47 gethan; den ich ſpäter wiederholte, und den, wer es irgend der Mühe werth finden ſollte, in der zweiten Auflage meines Büchleins „Stimmen des Waldes" nachleſen kann. Da heißt es im Prologe:

„Von Euren Heeren, Uniformen, Fahnen,
Dem bunten Spielzeug unumschränkter Macht ꝛc.“

Bei jeder Siegesnachricht aus den jüngst geschlagenen Kriegen traten mir diese zwei Zeilen, gleich zwei blutrothen Ausrufungszeichen vor die Seele; und jedesmal rief ich mir beschämt zu: „O wie kurzsichtig bist Du gewesen! Und welch' ein Glück für Preußen, für Deutschland, daß Derjenige, dem wir jetzt als unserem Kaiser huldigen dürfen, schärfer sah, klarer; daß Er die Zukunft durchschaute, und sich in weiser Voraussicht und Fürsorge nicht irre machen ließ! Wo wären wir geblieben ohne Seine „Heere, Uniformen und Fahnen?“

158.

— Jungen Männern welche mit dem Gedanken umgehen, sich zu verlieben, und welche, eben weil sie die Wahl, folglich auch die Qual haben, möchte ich ein Verzeichniß vorlegen, von dem französischen Schriftsteller Herrn Edmund About für solche Zustände entworfen. Ich verdeutsche dasselbe nur den Ausdrücken, nicht dem Sinne nach. Er sagt:

„Es giebt heroische Schönheiten, die ritterliche Gefühle in uns erregen; melancholische, die uns

in Träumereien verlocken; ſeraphiſche, die uns zu Myſtikern machen und auf ſteilſten Pfaden gen Himmel geleiten möchten; giftige, die zu Verbrechen treiben können; häusliche, die den lebhaften Wunſch erregen Familienväter und Stadträthe zu werden; kneipenhafte, die Durſt nach Bier hervorrufen; ſchäferliche, die unſre Gedanken auf Milch lenken."

Dieſe Aufzählung unterſchiedlicher Schönheiten noch weiter auszuführen und durch eine Menge ſubtiler Sonderungen zu vermehren, wäre leicht für Denjenigen der, hinreichend mit Witz begabt, die Sache anmuthig darzuſtellen verſtünde. Solche Fähigkeit iſt mir gänzlich verſagt. Nur einer Gattung von Schönheiten will ich dankbar gedenken, der ich vor länger denn einem halben Jahrhundert vorzugsweiſe gern huldigte, und die ich nicht treffender zu bezeichnen weiß, als mit dem etwas ſchmachtlappig-ſentimentalen Ausdruck: blumige. Damit ſoll keineswegs der zum Ueberdruß verbrauchte Vergleich zwiſchen ihnen und blühenden Blumen hervorgehoben werden, ſondern vielmehr die durch ihr Erſcheinen und ihr ſanftes Weſen unwillkührlich wachgerufene Sehnſucht: ihnen Blumen darbieten zu dürfen. Ja, es gab eine Epoche unſchuldiger Anbetung, die nichts wünſchte, nichts verlangte, auf nichts Anſpruch machte,

außer auf die Erlaubniß, ſolcher ſanften Schönheit durch einen Blumenſtrauß zu huldigen, den ſie lächelnd annahm, gütig am reinen Buſen ein Plätzchen gönnte, den ſie daheim in's Waſſerglas ſtellte, und den ſie mitleidig um ſich duldete, bis auch die letzte der Blüthen welkend das Köpfchen geſenkt.

Auf dieſe Weiſe blieb der zufriedene Geber wochenlang in der Empfängerin Nähe, ohne ſie zu beläſtigen.

Sie ſind dahin jene kindiſchen Spiele, in denen oft, wie es bei Schiller heißt, hoher Sinn lag. Daß aus ſchwärmeriſchen Knaben verwitterte Greiſe geworden ſind, das thäte weiter keinen Eintrag. Denn was den Jüngling unſchuldig beglückte, könnte den Greis, mag er noch ſo ſchuldig geworden ſein, erſt recht entzücken, und nicht minder unſchuldigerweiſe, wenn ſchon aus ganz verſchiedenen Urſachen. Eben ſo würden ſich, trotz alles Emanzipationsunfuges immer noch blumige Schönheiten nach meiner Kategorie entdecken laſſen . . . .

Daran läg' es nicht. Aber die Blumenſträuße, die an der Bruſt getragen, matt von Hitze, durch belebendes Waſſer friſch erquickt, noch einmal aufathmen können . . . . wo ſind dieſe lieblichen Zeichen herzlicher Verehrung geblieben? Wo iſt die Freude hin, die ſolch' keuſcher Selam duftete? Was dereinſt zierlich gewunden, mit dünnen rothſeidenen Fäden

verbunden, ſinnig zuſammengeſtellt, geringen Raum verlangte, und mit wenig Worten viel ſagte .... es hat ſich umgewandelt in große, geſchmackloſe, koſtbar-theure, nichtsſagende Allerwelts-Bouquets, deren Laſt zarte Finger kaum umſpannen und tragen können. Wie die ſchauderhaften Krinolinen den ſchlanken Wuchs verunzierten, ſo entſtellen die jetzt modernen Koloſſe die Bedeutung der Blumen. Es iſt eine Mißhandlung, die ihnen widerfährt. Ich möchte, wie es Schutzvereine für die Thiere giebt, auch zu Vereinen für den Schutz der Blumen aufrufen. Auf Draht ſind ſie geſchmiedet. Stelle doch die armen Stängel und Stiele in eine Vaſe, verſuche doch ihr Daſein durch Pflege zu verlängern!? Sie müſſen verdorren, verſchmachten, ohne den Pulsſchlag eines mildjungfräulichen Herzens vor ihrem Tode empfunden zu haben — denn wer kann „Bouquet's" von einem halben Meter im Durchmeſſer am Herzen tragen? Der ſüße Troſt, den Göthe und Mozart ihnen vorgeſungen, und den ſie ſterbend nachflüſterten:

„Und ſterb' ich gleich, ſo ſterb' ich doch
„Durch Sie, an ihrem Buſen[1]) noch ꝛc."

---

[1]) Ich weiß wohl, daß es urſprünglich heißt: „zu ihren Füßen," glaube jedoch meine Variante rechtfertigen zu können. H.

— er klingt ihnen nicht mehr in die ermattenden Kelche. Er iſt verſtummt für die Blumen, wie für uns. Sie ſterben auf Draht. Lauter Krinolinen-Moden!

159.

— „Cenſur!“ — „Theatercenſur!“ . . . Das Wort ſchlägt heut zu Tage an unſer Ohr wie der leere, hohle Schall eines längſt verflogenen Traumes. Wir verlaufen uns zufällig einmal in ein Schauſpielhaus, wir Alte vom Handwerk, und vernehmen Geſpräche und Geſänge, die uns zweifeln machen, daß es überhaupt jemals Cenſoren gegeben haben könne? Nein, es iſt unmöglich. Wir bilden uns nur ein, wir hätten einen Mann perſönlich gekannt — und vor ihm gezittert, welcher „Cenſor“ genannt wurde. Dieſes Amt hat niemals exiſtiert. Es iſt lediglich eine Erfindung übler Nachrede. Eine Chimäre! Wär' es wirklich erfunden geweſen; hätt' es wirklich Gewalt geübt . . . . wie könnte jetzt ſeines Einfluſſes Macht ſo gänzlich, bis auf den letzten dicken Strich vernichtenden Rothſtiftes verſchwunden ſein!? Wie dürfte, was man allabendlich zu hören bekommt, geſagt und geſungen werden?! Einige Spuren amtlicher Fürſorge, junge Beſucherinnen öffentlicher Darſtellungen

vor offenkundigen, gemeinen Zoten zu ſchützen, müßten ſich doch, durch Tradition wenigſtens erhalten haben!? . . . .

Und wir nehmen unſere Gedanken zuſammen, richten ſie auf die Vergangenheit, und ſiehe da: es war kein Traum. Es hat in Wahrheit lebendige Menſchen gegeben, die als Staatsbeamte angeſtellt, und nicht allein berechtiget, ſondern ſogar verpflichtet waren, aus Schauſpielen jeglicher Gattung wegzuſtreichen, was ihnen verfänglich oder gefährlich, oder auch nur bedenklich und verletzend erſchien. Ja, es hat ſolche Tyrannen gegeben, ich habe mehreren gegenüber geſtanden, und ihre Feder, mitunter ihr Bleiſtift und Röthel haben in meinem Herzen wühlen, ſchneiden, operieren dürfen . . . denn iſt nicht ein jüngſt eingereichtes Manuſkript das Herz eines Verfaſſers, an welchem des Aermſten Hoffnungen hangen? — — — Gewiß, manche dieſer beſcheidenen Hoffnungen ward, (um den techniſchen Ausdruck anzuwenden) geſtrichen. In den meiſten Fällen gab es kein Mittel den ſtreichenden Strich zu tilgen, und gelang ausnahmsweiſe die Rettung einer dem Autor wichtigen Stelle, ſo war's gewöhnlich eine ſolche, die dem Publikum höchſt unwichtig erſchien. In meiner Praxis bin ich eigentlich nur einem Bühnen-Cenſor in die Hände gerathen, der was man ſagt: mit ſich reden ließ. Das

war der Berliner Geh. Hofrath John; das Urbild eines pedantiſchen, brummigen, nach Umſtänden ſackgroben Büreaukraten; zugleich aber auch ein im Innerſten ſeines Gemüthes wohlwollender, unterrichteter, poetiſch fein fühlender Mann, der in dieſes ihm peinliche Amt gezwängt, und von Oben (um ſeiner Exiſtenz willen) hart gedrückt, durch ſchwere Verantwortlichkeit nach allen Seiten hin gebunden, den auf ihm laſtenden Druck als richtiger Staatshämorrhoidarius nicht ſelten auf Diejenigen übertrug, die ihn als Querulanten ſtörten und beläſtigten. Aber wie mühſelig der gequälte Quäler an ſeiner Kette ſchleppte ... niemals wollte und konnte er vergeſſen, daß er in jüngeren Jahren Weimar's Herrlichkeit geſehen hatte, Göthes Hausgenoſſe geweſen war. Gelang es erſt dieſe Saiten zu berühren, dann legte er die Feder weg, ſchob den grünen Augenſchirm zurück, und aus dem kurzangebundenen Cenſor wurde im Nu ein mittheilſamer Plauderer, der dann, wenn er im Zuge war, freundlich auf Gründe und Gegengründe einging. Natürlich galt das nicht etwaigen Bemühungen der Autoren, durchzubringen, was irgend welche „politiſche" Anſpielung betroffen hätte. In dieſem Gebiete durfte er, auch beim feſten Willen nicht ein Haarbreit von ſeiner Inſtruction weichen. Und wenn er dieſer Abhängigkeit ſich ſklaviſch fügte; wenn er im

Gehorsam lieber zu viel als zu wenig that, um sich den Rücken zu decken . . . wer konnt' es ihm verübeln? Das brachte sein Amt mit sich. Hunger thut weh. Leichter war ihm beizukommen, wo sein Veto sich wider Dinge richtete, die er in moralischer Beziehung anstößig fand. Das sind nun sehr dehnbare Begriffe und Ansichten, über die sich pro und contra vielfach streiten läßt. Ihn solchen Verhandlungen willig zu machen, hatte ich ein höchst unschuldiges Hausmittelchen in Bereitschaft, wozu Er selbst mir das Rezept verschrieben. Er liebte nämlich hier und da kritische Bemerkungen einzuschalten, ästhetische Ausstellungen zu machen. „Erlauben Sie mir," pflegte er wohl zu äußern, „daß ich hier mein Tippelchen auf's i setze!" Darin gab ich nicht nur bereitwillig nach, sondern legte es gerade darauf an, den Censor in einen Kritiker umzuwandeln. War das gelungen, dann regte sich der „alte Weimaraner" in ihm; wir geriethen in lebhaftes plaudern, aus welchem ich auf „meinen Hammel" zurück zu kommen versuchte. Selten ohne glücklichen Erfolg. Ich dürfte mir nachrühmen, allerlei gefährdete, schon incriminierte „Anstößigkeiten" (was damals dafür galt) gerettet zu haben .... wenn es rühmlich wäre dergleichen Nichtigkeiten völliger Vernichtung zu entreißen. Nur einmal blieben meine Pfiffe und Kniffe vergeblich. Er

beharrte feſt auf ſeinem Verbote; was mir ſehr unangenehm war, weshalb ich's eben ſo feſt im Gedächtniſſe behielt.

Es ging um das Textbuch zur Oper „des Adlers Horſt," in welcher einige „Paſcher" (Schleichhändler) mitſpielen, deren Einer jenes, ſtets beifällig begrüßte Auftritts-Liedchen: „Mit grünem Laub zu kränzen ꝛc." ſingt. Der Komponiſt Franz Gläſer hatte für ſeinen Freund und Gevatter, den Tenoriſten Greiner, die friſche Melodie recht con amore geſchaffen zu dem Liedchen, deſſen zweite Strophe lautet:

„Was drunten auf der Erde
Die Menſchen engt und drückt,
Uns macht es nie Beſchwerde,
Nur weil uns Freiheit ſchmückt.
Ja, frei iſt unſer Wandel,
Und wer uns Diebe nennt,
Der zeigt, daß er den Handel
Und ſeinen Werth verkennt."

In meiner objektiv-dramatiſch gemeinten Auffaſſung hielt ich dieſe freihändleriſche Anſicht eines „Paſchers" für eben ſo harmlos als karakteriſtiſch. Freund John faßte ſie anders auf und knickte ſie, gleich einem ſchädlichen Inſekt, mit einem Federſtriche.

Dann hat ja Greiner die hübſche Weiſe, die ſo ſchön in ſeiner Stimme liegt, nur einmal zu ſingen?

rief ich aus. Und was wird Gläſer dazu ſagen? Der hätte am liebſten drei Strophen gehabt!

— „Machen Sie ihm andere dazu, ſo viel Sie wollen; dieſe wird nicht geſungen! Sie fordert ja förmlich zum Diebſtahl heraus!"

— Aber, theuerſter Herr, nach dieſer Analogie dürfte überhaupt in keinem Theaterſtücke ein Menſch vorkommen, der ſein Unrecht zu beſchönigen ſucht, ſei es immer durch Sophismen. Dann müſſen Sie den Böſewichtern in ſämmtlichen Dramen und Tragödien ebenfalls den Mund ſtopfen?

— „Zu ſo weit führenden Discuſſionen hab' ich im Büreau des „Intelligenzblattes" keine Zeit. Ich bitte Sie nur zu erwägen, daß ernſte Dramen und leichte Liederſpiele zweierlei ſind. Je ſingbarer die Melodie zu Ihrem Schleichhändler-Liede ausfällt, deſto öfter wird es in den Gaſſen der Stadt nachgeſungen werden. Daß es auf dieſen Text nicht geſchehe, dazu will ich wenigſtens thun, was meines Amtes iſt!"

So ſprach der gute alte John im Jahre 1832. Bisweilen frag' ich mich im Jahre 1872 (im Stillen verſteht ſich:) ob der Mann ganz Unrecht hatte?

Ich erwähnte, daß ſich der Cenſor bisweilen in einen äſthetiſchen Kritiker umzuwandeln verſuchte, was im Allgemeinen ſelten ſtatt findet. Deſto häufiger ſind Kritiker, welche ſich zu altrömiſchen Cenſoren auf-

werfen, und nicht immer — ihren persönlichen Ab- und Zuneigungen gemäß — zu gebührend unbefangenen. Es ist freilich sehr schwierig in tendenziösen Büchern Politik und Poesie scharf zu trennen; um so schwieriger, wenn die Vermischung schon von den Verfassern selbst hervorgerufen worden ist. Aber die Abneigung gewisser Beurtheiler sollte sich doch nicht so weit versteigen, daß sie manche Dichtungen unbedingt in Bausch und Bogen verdammte, wie zum Beispiel jetzt so häufig wider französische Autoren geschieht, bloß weil sie Franzosen sind. Ich selbst muß mich zwar anklagen, gegen das große Talent der Herrn Erkmann Chatrian unempfänglich geworden zu sein, wegen ihres sinnlos-rasenden Deutschenhasses; doch diese Unempfänglichkeit haben sie ja verschuldet. Anders dünkt mich, steht es um Bücher, die auch nicht eine Zeile herausfordernder nationaler Feindseligkeit enthalten; die nichts erstreben als psychologische, reinmenschliche Entwickelung menschlicher Karaktere. Soll ich diese kurzweg verdammen oder verächtlich abfertigen, weil es Franzosen sind, welche sie schrieben? Soll ich, darf ich verkennen, was wahr und schön daran ist?

Ich las vorgestern das neueste Werk (1872) eines besonders strengen, seine Epitheta nicht all zu sorgsam auswählenden litterarischen Cato, der ein halbes Dutzend frivoler Pariser in einen Topf hineinwarf,

ſie tüchtig abbrühte, und nachdem er den gemiſchten Inhalt mit Rieſenkraft umgerührt, ihn auf einen Düngerhaufen ſchüttete. Ich darf nicht leugnen, daß er dieſe brüske Aktion mit ſchlagenden Worten begleitete.

Der Zufall wollte nun, daß mir geſtern ein Büchlein vor Augen kam, deſſen Titel den Namen eines mit in jenen Topf Geworfenen trägt: „Julia de Trécoeur" von Octave Feuillet.

Gern geſteh' ich's ein: ich liebe dieſen Autor; ſeine „Sybille" hat mich entzückt; ich hab' ein dankbares Gemüth. Diesmal nahm ich ihn furchtſam zur Hand. „Wird ſich der auch in verrückten Schimpfreden gegen die deutſchen Barbaren ergehen?" — Nein, er hat es nicht gethan. „Julia" iſt ein, von jeder fremden Zuthat freies Seelengemälde furchtbar tragiſcher Gattung. Ueber die Gattung, über den Stoff, über die Behandlung deſſelben erlaub' ich mir kein Urtheil. Ich habe kein's. Wahrſcheinlich wird man auch dieſe Erzählung für höchſt „unſittlich" erklären. Ich verſtehe das nicht, wie ſchon früher geſagt, und unterwerfe mich. Soviel jedoch verſtehe ich, daß gleich auf den erſten Seiten Ausſprüche zu leſen ſind, die den tiefen Denker, den erfahrenen Menſchenkenner, den geiſtreichen Beobachter des Lebens bezeichnen. Wenn es heißt:

„Alle Freunde ihres Gatten waren in ſie verliebt geweſen und hatten kühne Hoffnungen geſetzt auf ihre Verlaſſenheit. Aber die untreuen Ehemänner ſind es nicht immer, die ſtrafbare Frauen machen. Oft zeigt ſich gerade das Gegentheil; ſo wenig Logik zeigen die Geſetze dieſer armen Erdenwelt! Kurz, Frau von Trécoeur blieb, nach ihres Mannes Untergange am Ufer, erſchöpft, gebrochen, aber unbefleckt.

Aus dieſem traurigen Bündniß war eine Tochter entſtanden, Namens Julia, welche ihr Vater, trotz der Mutter Widerſtreben, in übertriebenſter Weiſe verzogen hatte. Die Abgötterei, welche Herr von T. mit ſeiner Tochter trieb, war allbekannt, und die öffentliche Meinung, ihrer ſchlaffen Urtheilsloſigkeit entſprechend, verzieh ihm ſeinen ſkandalöſen Wandel, um dieſes Verdienſtes willen, obgleich es ſelten ein Verdienſt genannt zu werden verdient. Wahrlich, ſeine Kinder zu lieben, iſt nicht all' zu ſchwierig; dazu genügt, daß man nicht eben ein Ungeheuer ſei. Die Liebe, die man für ſie empfindet, iſt an und für ſich keine Tugend. Es iſt eben eine Leidenſchaft, wie jede andere Leidenſchaft. Sie kann eine gute, ſie kann eine ſchlechte ſein, je nachdem man ihr Diener iſt, oder ihr Herr!? Und wir dürfen

annehmen, daß es keine Leidenſchaft giebt, die fruchtbarer (im Guten) oder furchtbarer (im Schlechten) werden kann als dieſe."

Wenn ich ſo klare Lebensweisheit mit ſo wenig Worten, mit gedrungenſter, ohne jegliche Phraſeologie ausgedrückter Kürze, in einem Romane finde . . . ſoll ich den Verfaſſer nicht bewundern und achten, weil er ein „frivoler Franzoſe" genannt wird?

Ei, dann wär' ich ein noch größerer Narr, als diejenigen Franzoſen, deren Narrheiten wir tadeln! Denn ſie verſtehen unſere Sprache nicht, wenn ſie auch bisweilen thun wollen wie wenn ſie's thäten. Wir aber verſtehn die ihrige, und deshalb ſollen wir zu ſchätzen wiſſen, was ſie Gutes und Lehrreiches darin ſagen.

160.

— Leſſing ſchreibt, ich weiß nicht, wo es ſteht: „Thomas Otway ſtarb 1685 im 33. Jahre ſeines Alters im alleräußerſten Elend; und der Verfaſſer des „„Befreiten Venedig"" mußte in dem großen und reichen England vor ſeinem Ende noch betteln."

Wer gleich mir gewöhnt iſt, auf Leſſing zu ſchwören, dem fällt es ſchwer, ſich wider eine von

ihm ausgesprochene Behauptung aufzulehnen. Dennoch wag' ich es hier, weil ich einen begründeten Widerspruch vorzubringen glaube. Ich bin dabei ganz unparteiisch, denn ich will einen Vorwurf ungerecht nennen, den der größten Deutschen Einer den Engländern macht, für welche ich wahrhaftig keine Zuneigung fühle, deren übermüthige, sich selbstvergötternde Aufgeblasenheit ich hasse. Ich will zugleich, indem ich krämerhafte Philisterei vertheidige, gegen einen unglücklichen Dichter sprechen. Größere Opfer kann aufrichtiger Gerechtigkeitssinn einem in und von der Litteratur lebenden Scribenten kaum abverlangen.

Es klingt gewiß traurig und erweckt herzliche Mißbilligung, einen genialen Dichter inmitten seines eigenen stolzen Volkes als verhungernden Bettler untergehen zu sehen. Und dieses Schicksal hat den Autor der jedenfalls bedeutenden Dramen „the orphan" und „Venice preserved" in London betroffen. Von der Behauptung bockslederner Spießbürger, daß er sein Elend durch ausschweifende Lüderlichkeit verschuldet habe und ein unverbesserlicher Lump gewesen sei, brauchen wir keine Kenntniß zu nehmen. Wahrscheinlich ist sie zutreffend. Sie raubt seinen Dichterwerken weder ihren künstlerischen noch nationalen Werth; und gerade weil er selbst nicht vermochte

ſich aufrecht zu erhalten, hätten Gönner und Kenner ſeiner Genialität die doppelte Verpflichtung fühlen und üben müſſen, ihn nicht völlig verkommen zu laſſen. Leider paaren ſich Leichtſinn und Genialität öfter als man wünſchen ſollte. Von dieſer Seite alſo könnte mir nicht in den Sinn kommen britiſche Goldmacher gegen Leſſings Anklage zu vertheidigen. Aber ehe ich unbedingt darein ſtimme, möchte ich mir die Frage geſtatten: War Otway der Menſch, der ſich helfen laſſen *wollte*? Verſtand er Wohlgeſinnter Theilnahme zu erwecken? Lag es im Karakter des Wüſtlings gütigen Abſichten dankbar entgegen zu kommen? Vermochte er die ihm dargebotene Hand herzlich zu ergreifen??? — Oder gehörte er zu jenen *Verbitterten*, die mit vorgefaßten Meinungen in jedem ordentlichen Menſchen einen Gegner, einen Feind argwöhnen? Die voll von eigenſinnigem Trotz zurückſtoßen, was ihnen in beſter Abſicht vorgeſchlagen wird? — Nach Allem was man von ihm weiß, ſcheint er zu dieſen Letzteren gehört zu haben!?

Nicht doch, hör' ich einwenden; berichtet nicht Leſſing, daß er bettelte? — Gerade deshalb! erwidere ich. Wer von redlichen Männern Hilfe erwarten darf . . . und an ſolchen wird und kann es bei ſeinem ausgezeichneten Talente ihm nicht gefehlt haben, mochte er für noch ſo diſſolut gelten! — Wer

ehrlich und wahr die Schuld ſeines Unglücks ſich ſelbſt zuſchreibt; wer treuherzig eingeſteht: ja, Sir, oder Lord, ich bin ein verdammt lewd fellow, nichts deſto weniger hab' ich gute Schauſpiele geſchrieben . . . gedenkt meiner u. ſ. w. Wer dazu die angeborene Naivetät, die entſagende, herzgewinnende Gutmüthigkeit mitbringt, der iſt überall, dort mehr, dort weniger, überall wo Sinn für Poeſie lebt, nachſichtsvoller Bereitwilligkeit ſicher. Ein Bettler in des Wortes niedrigſter Bedeutung, der den Vorübergehenden um Pfennige anſpricht, die er in der nächſten Kneipe verſäuft, braucht er nimmer zu werden. Zu ſolchem ſinkt nur der trotzige Miſanthrop herab, der die Menſchen im-Allgemeinen an ſich, an ſeiner eigenen erbärmlichen Perſönlichkeit hat verachten und haſſen gelernt. Er will keinem Wohlthäter anhänglich ſein; er will niemandem etwas zu danken haben; er gönnt dem Helfer in der Noth nicht den freundlichen Blick, den er ja durch einen ähnlichen vergelten müßte. Er betrachtet alle und Jeden für Tyrannen, die ihn knechten. Er bettelt ſie dennoch im Vorübergehen an, weil das Thier in ſeinem Magen nach Futter brüllt; er vergilt die frech erzwungene Gabe mit Verwünſchung des Gebers; er hört nicht ohne böſe Luſt manche derbe Abweiſung, denn die bietet ja Gelegenheit, mit einem Fluche zu antworten.

Solche Menſchen giebt es; ich habe ihrer ſelbſt gekannt. Und wenn ſie auch in den Formen, je den Umſtänden nach, verſchiedentlich auftreten, in Auffaſſung ihres hochmüthigen Grolles gegen Gott und die Welt gleichen ſich die meiſten. Natürlich ſind die talentloſeſten, die faulſten, gewöhnlich zugleich die unverſchämteſten. Doch könnte ich aus meiner beſchränkten Praxis auch Exemplare höherer Gattung nennen.

Nomina sunt odiosa.

Aber die immer erneuerten Klagen verkannter „Litteraten," Journaliſten, lyriſcher wie dramatiſcher Dichter wegen ihnen verſagter gebührender Anerkennung und Unterſtützung gemahnen mich ein Bischen an die täglich überhandnehmenden Hilfsſchreie über Mangel an kleinen Wohnungen für arme Familien, oder an hinreichender Beſchäftigung für dieſelben. Seitdem es jedermänniglich (und auch jederweiblich!) freizügig geſtattet iſt, ſich aus kleinen Städten, aus Marktflecken und Dörfern in Hauptſtädte zu begeben, ohne die geringſte, nur irgendwie begründete Ausſicht auf rechtmäßigen Erwerb, lediglich „auf gut' Glück!" .... ſeitdem namentlich Müßiggänger, denen in ihrer Heimath die Kontrole fleißiger Nachbarn läſtig wurde, ſich im größeren Raume leichter durchzubringen

hoffen; . . . seitdem sich diese Zuflüsse schier völkerwanderisch bewegen und ergießen; . . . seitdem steigen auch die vollständig unberechtigten Ansprüche, mit genießen zu wollen, was Andere schufen und schaffen, fern von der Absicht an thätiger Mitwirkung für's Beste der Gemeinde. Das ist ein ewiges Jammern und Klagen: es geschehe nicht genug für's arme Proletariat! Ja, meine hohen Herrschaften, wer hat euch denn eingeladen? Konntet ihr nicht, ihr Ochsen- und Pferde-Knechte, ihr Kuhmägde in euren Stallungen, ihr andern ländlichen Arbeiter in euren Gesindehäusern, ihr dürftigen Kleinbürger in euren winzigen Städtchen ausharren, wo es viel wohlfeiler, wo um Unterkunft und Wohnung keine Noth ist, wo es nur an Arbeitskräften fehlt? Aha, da sitzt's. „In der großen Stadt sieht uns niemand auf die Finger; da können wir nach unsrer Bequemlichkeit arbeiten; und die Weibsbilder . . . aha!" — dürfen dann wir als besteuerte Einwohner großer Städte nicht mit gutem Grunde fragen: Das hat euch bewogen, uns eure Gegenwart aufzudrängen? Und nun verlangt ihr . . .?

So frag' ich auch jene unzählbaren Herrn „Litteraten," die sich schriftlich und persönlich einstellen: Wer hat euch denn geheißen unter die Litteraten zu gehen? — „Der innere Beruf?" Nun dann zeigt

ihn! Und bleibt er aus, dann erſetzt ihn durch Fleiß! — Und fehlt euch auch der, nun dann . . . hungert!

Es muß ſchon arg kommen, eh' man ſo entſchieden redet. Aber frecher, geiſtloſer, zudringlicher Faulheit gegenüber bleibt zuletzt keine Wahl. Leider kann's dem bereitwilligſten, häufig geprellten Geber auch geſchehen, daß er, vielfältiger Täuſchungen überdrüßig, endlich einmal grob wird, gegen Einen, der mildere Aufnahme, der werkthätige Unterſtützung verdient hätte. Dergleichen Irrthümer ſtimmen dann ſo weich und üben ſo beſchämende Nachwirkung, daß zuletzt die Hand ſich aufthut für Jeden der hungert, ohne Unterſchied und ohne Prüfung! Gegen diejenigen verkannten Genie's, welche ſchon durch den um ſie verbreiteten Dunſtkreis auf unlöſchbaren Durſt (nicht nach Waſſer!) ſchließen laſſen, verhalt' ich mich möglichſt hartherzig. Aber Hunger!? . . . wirklicher Hunger!?

Ich hab' einen Menſchen von unzweifelhaftem Talente angetroffen, der in anderthalb Tagen nichts zu eſſen gehabt als die Ueberreſte vertrockneter harter Brotkruſten. Er ſagte mir, daß er zu ſtolz ſei Andern ſich zu entdecken; mir gönne er den Vorzug, weil ich wohl wiſſen würde, aus eigenem Vagabundenleben, wie Hunger thue? Ich mußte ihm eingeſtehen, daß ich immer ſo viel gehabt hätte,

mich ſatt zu eſſen; und ich legte dies Geſtändniß nicht ſonder Verlegenheit ab. Nur durch inſtändiges Bitten, indem ich bei'm Bettler bettelte, errang ich mir die Erlaubniß mich für ihn verwenden zu dürfen. Er hatte ſich todtſchießen wollen, hatte das Terzerol ungeſchickt geladen, ſich nur leicht an der Bruſt verwundet, und dann, wie er offen bekannte, den Muth zu einem zweiten Selbſtmordverſuch nicht mehr erſchwungen. Mir gelang es, ihm auch eine kleine Unterſtützung der Regierung zu verſchaffen. Er iſt einige Jahre ſpäter, nachdem er ſich eine beſcheidene, ſeinen Anſprüchen genügende Stellung in Wien durch Fleiß erworben, an der Abzehrung geſtorben . . . offenbar in Folge langer, vor ſeinen „Freunden" verheimlichter Entbehrungen, und unfreiwilliger Faſttage. Verſchimmeltes Schwarzbrodt, altbackene „Kipfel," die widrigſte Speiſe, hatte er Monate lang genoſſen — (welch' ein „Genuß;") dabei aber nicht aufgehört, ſpaniſche Studien zu treiben, und ſeine dahin einſchlagenden Bücher erſt verſchenkt, wie er im Begriffe ſtand, ſein Herz durch eine Kugel ſtill zu machen. Nicht verkauft, nein verſchenkt; damit die „Freunde" nicht merken ſollten, welche Noth er leide. Dazu gehört ein Magen! (Denn ich bin Materialiſt genug, feſte Beſchlüſſe und eiſernen Willen vom Magen herzuleiten!) Deshalb wollt' ich eben ſchreiben: dazu gehört ein Strauß-Magen,

als mir noch einfiel, daß es um den berühmten Magen des Rieſenvogels keineswegs ſo ſtark beſtellt iſt, wie die ſprichwörtliche Redensart wähnt, die auch hier ſich unwahr zeigt, gleich den meiſten gang und gäben Sprichwörtern. Denn der Strauß verſchluckt ja die Steine nicht um ſie zu verdauen, ſondern lediglich um ihm, was er ſonſt durch den Schlund gehen ließ, verdauen zu helfen. Sein Magen braucht dieſe Aufforderung zur Thätigkeit, damit er fleißig arbeite. Das iſt, wie Naturforſcher beweiſen, ſämmtlichen Vögeln unentbehrlich, weil ihnen die Zähne zum zermalmen harter Speiſen fehlen, und ſie an eingeborner Indigeſtion leiden. Kleine Vögel picken zu dieſem Zwecke Kies- und Sand-Körnchen; große verſchlingen Steine. Für dieſe wie für Jene eine diätetiſche Maaßregel, die ſie aus Inſtinkt befolgen — mit Ausnahme desjenigen Geflügels, welches ausſchließlich auf weiche, leicht verdauliche Nahrung angewieſen iſt. Daraus könnte man ſchließen, der Sänger zarter Lieder ſolle Auſtern eſſen? Aber wenn's ihm kaum auf Brodtkrumen reicht, gegen deren Härte das berühmte Stückchen, welches Fidelio-Leonore „ſeit drei Tagen" für ihren Floreſtan herumträgt, eine ſaftige méringue à la crême ſcheint, dann müſſen Steine nachhelfen. Da heißt's nicht nur: „Der Sänger geht auf rauhen Pfaden!" Da heißt's bisweilen auch: der Sänger greift von ſeinem

rauhen Pfade die Steine auf zum erweichen . . . aber Steine ſind ſo wenig zu erweichen wie ſteinharte Herzen.

Ja, nehmt ſie, ihr Unglücklichen, unerweicht und hart in's Grab mit hinab!

Ich wüßte von Manchem ein Lied zu ſingen, dem 's nicht beſſer ging. Es geſchieht ihnen ganz recht, ſagen die geſetzten Leute.

Schön! — Wir jedoch, die keineswegs geſetzten, vielmehr höchſt unſtätten, von vielfältiger Schuld belaſteten alten Umhertreiber, wir ſollen nicht phariſäiſch prahlen:

„Ich danke Gott, daß ich nicht bin wie dieſer!" ſondern ſollen demüthig bekennen: iſt's mein Verdienſt, wenn ich nicht ſo tief geſunken bin? Und dann ſollen wir ausrufen: Nein! es war unverdiente Gnade! Und ſollen geben, ſo lange uns gegeben wird!

Nicht Viele, die in Krankheit, Noth, Elend verlaſſen untergehen, ſpüren in ihren Todesſtunden unſeres ſchleſiſchen Joh. Chriſtian Günthers erſchütternden Humor, welcher große Dichter ſterbend ſich die grauſame Grabſchrift ſetzte:

„Fahre hin, bethörte Welt!
Leb', ich wünſche Dir's zum Poſſen,
Ob ich gleich in Dir bisher
Wenig gute Zeit genoſſen.
Auf dem Schauplatz Deiner Erden

Stellt' ich einen Jüngling vor,
Der vorher nicht viel beſeſſen,
Und noch täglich mehr verlor."

„Hat ſich etwa noch Dein Zorn
Nicht genug an mir gerochen,
O ſo ſättige Dein Maul
Mit den abgefleiſchten Knochen;
Dieſes Spiel mit meinem Körper
Gönn' ich Dir zur Dankbarkeit,
Weil Du mich durch ſo viel Stöße
Einmal aller Laſt befreit."

— Ich nannte dieſe Strophen eine „Grabſchrift." Das war kein richtiger Ausdruck. Eine ſolche wollen ſie nicht eigentlich ſein. Sie bilden den Schluß eines letzten Gedichtes, welches eher als Teſtament betrachtet werden könnte. Mit Grabſchriften, die ſich Einer bei noch lebendigem Leibe auf den eignen Leichnam macht, iſt's kurios. Wenige fallen glücklich aus. Erſcheint es doch ſchon ſchwierig genug, dergleichen kurze und dennoch bezeichnende Worte für Andere zu finden.

Eine der ſchönſten die jemals in Reime gefaßt wurde, hat offenbar Friedrich Rückert geliefert:

„Grabet mir mein kühles Bette,
Und auf meiner öden Stätte
Sprech' ein rauhbemooster Stein:
Dieſen, da er nicht mehr wußte,
Was er draußen ſollt' und mußte,
Nahm ein Gott zu ſich herein."

Wen Voltaire eigentlich im Sinne gehabt, als er nachſtehende Grabſchrift verfaßte:

„Ci-git au bord de l'Hippocrène
Un mortel longtemps abusé;
Pour vivre pauvre et méprisé,
Il se donna bien de la peine."

das konnt' ich nie herausklügeln. Daß es auf J. J. Rousseau gemünzt sei, will ich nicht glauben, obwohl man Meister Arouet dergleichen Bosheit zutrauen könnte.

Auch hab' ich mich vergeblich abgequält dieses Quatrain „in mein geliebtes Deutsch" zu übertragen. Wörtlich und metrisch zugleich ist's wohl überhaupt unmöglich. Wer jedoch, mit einiger prosaischer Umschreibung sich begnügend, sagen würde:

„Hier liegt am Rande des Musenquells ein lange getäuschter Sterblicher, welcher um sein armes geringgeschätztes Dasein zu fristen sich sehr viel Mühe gegeben hat"

— der hätte den Sinn so ziemlich getroffen. Im Hinblick auf mich selbst, frag' ich mich, ob das nicht eine recht passende Grabschrift wäre für einen Bücherschreiber gleich mir? Man müßte nur versuchen das Ding in Reime zu bringen. Gereimt nimmt sich's besser aus.

Doch wohl erwogen: Wozu eine Grabschrift?

Ja, wozu eine Grabschrift? Genügen nicht Name, Geburts- und Todestag? Die Versicherungen der Hinterbliebenen entspringen nicht immer aus reinen Quellen und wollen mich im Allgemeinen an Leichenreden, oder Zeitungsanzeigen gemahnen, über welche

letztere weiland Kotzebue seinen Lorenz Kindlein („der arme Poet") treuherzig sagen läßt: Im Grunde sind eigentlich alle Menschen sehr gut; man erfährt's nur bisweilen erst wenn sie gestorben sind; dann steht gedruckt zu lesen, daß sie höchst vortreffliche Leute waren. Beileidsbezeigungen werden ergebenst verbeten."

In Beziehung auf Grabsermone hatte mein jüngst verstorbener Arzt und Freund Dr. Kalkstein die prächtige Geschichte, wo eine dürftige Wittwe zum Prediger kommt, um mit ihm über die Kosten einer „schönen Leichenrede" zu verhandeln. Ja sehn Sie, sagt ihr der Geistliche, das hängt von Ihrer Wahl ab. Ich habe dreierlei Sorten in Vorrath. Für die erste, die einen vollständigen Lebenslauf des Verstorbenen, und ausführliche Schilderung seiner persönlichen Verdienste um die Welt enthält, folglich theilweise immer neu ausgearbeitet werden muß, für diese zahlen Sie fünfzehn Thaler; das wird Ihnen zu theuer sein? Die zweite ist auch recht hübsch, ist aber schon mehr im Allgemeinen gehalten, und läßt sich mit mehrfachen Zusätzen und Abänderungen verschiedentlich anwenden; sie bringt jedesmal gehörige Rührung hervor. Selbige kostet nur zehn Thaler. Die dritte endlich faßt sich kurz; erwähnt nur das unumgänglich Nothwendige; diese steht ihnen für den niedrigen Preis von fünf Thalern zu Diensten. Ich

habe dabei zwar bisweilen ebenfalls Thränen vergießen sehn, — doch ehrlich gesagt, ich selbst möchte Ihnen nicht zur dritten rathen!

— Zeitungsanzeigen und Journalartikel sind oft noch billiger zu haben. Jedenfalls wird nach dem alten Spruche: De mortuis et absentibus nil nisi bene! dem Verstorbenen mehr Achtung erwiesen, als den noch lebenden Abwesenden, über die es heftig herzugehen pflegt, sobald sie den Rücken wenden. Es ist schier als ob der Tod auch böse Nachreden, auf einige Zeit wenigstens, milderte. Wenigstens glaube ich das wahrgenommen zu haben. Anders freilich sieht ein gewisser Goethe die Sachen an, wenn er im Jahre 1796 an Schiller schreibt: „Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Manne, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen, einen leidlichen Ruf Zeitlebens erhielt? Gleich nach seinem Tode sitzt der Advokat des Teufels neben dem Leichname, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Gebehrde."

Sollte dieſe Anſicht ſich am Herausgeber des „Simmelſammelſuriums“ bewahrheiten, dann könnte ſie ihm weidlich zu Statten kommen. Denn ohne „auf einigen Nachruhm Anſpruch zu machen“ hat er doch redlich dafür geſorgt, ſeine Zeitgenoſſen zu zwingen, daß „ſie alles, was ſie gegen ihn in petto hatten, von ſich gaben.“ Ob er dabei den „Eindruck davon durch Gegenwart, Leben und Wirken“ wieder vertilgen konnte . . ? darüber ſteht ihm kein Urtheil zu. Mitunter könnte es ihm gelungen ſein. Wenigſtens ſprechen langjährige, dauernde Freundſchaften dafür. Wohl Jedem, der von ſich ſagen darf: Ich bin beſſer als mein Ruf!

Damit ſoll's beſcheidene Selbſterkenntniß denn auch bewenden laſſen. Höchſtens darf ſie ſich auf Johannes von Müllers tiefſinnigen Ausſpruch berufen: „Wenn wir aufhören etwas bedeuten zu wollen, ſo fangen wir in der That an etwas zu werden!“ Einem Anfänger von faſt fünfundſiebzig Jahren kann ſolche Erkenntniß nicht mehr groß zu ſtatten kommen; wenigſtens für dieſe Erde nicht. Folglich: laſſ' er's dabei bewenden:

Keine Grabſchrift!

Und ſo ſchließe denn dieſes Büchlein, womit wir überhaupt Alle Alles ſchließen müſſen, mit dem

Tode!

Druck von Robert Niſchkowsky in Breslau.

Digitized by Google

Digitized by Google